Bng. 541 m-2

<3660642478OO19

<3660642478OO19

5

Bayer. Staatsbibliothek

Amalie

[Küttner, C. G.]

Wanderungen

durch die

Niederlande, Deutschland, die Schweiz

und Italien

in den Jahren 1793 und 1794.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1796.

bei Voß und Kompagnie.

Wb/65/2466

H. sing 511 m-2

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

D, 87

Inhalt

des zweyten Theils.

Eilfter Brief.

Bemerkungen über Rom.

Unreinlichkeit, Unrath und Schmutz auf den Gassen, an den öffentlichen Gebäuden ꝛc. — Die Brunnen — Rom ist beydes, schön und häßlich. S. 1

Ein Theil der Pracht Roms besteht in den harten Steinen der alten Römer. 9

Zwölfter Brief.

Alterthümer und Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Rom.

Das Capitol: Der Senator di Roma ist das einzige Ueberbleibsel des alten S. P. Q. R. — das Forum Romanum — Charackteristick der Gebäude zu den Zeiten der Republick und der Kayser — Stärke und Festigkeit der Gebäude der alten Römer — Il Colle testaceo . . . S. 18

Man muß viele Antiquitäten zu Rom, besonders die christlichen, mit sceptischen Augen betrachten — die Wölfin aus dem Tempel des Romulus — die Katakomben — ein Antinous — dreyerley Statuen der Venus — das Grab der Scipionen — eine Biga ꝛc. 33

Kleine antiquarische Wanderung: Die Via Appia — der Circus Cara-

cassa — Quelle der Nymphe Egeria — Ponte Salaro ꝛc. . . . S. 46

Dreyzehnter Brief.

Clima und Einwohner von Rom.

Mildes Clima — Einöde und die Malaria in der Gegend um Rom . . 57

Bettler — Juden — die Trasteverini — die Römer, ein schwaches Volk, abergläubisch und unwissend, aber nicht bigott. 63

Künstler — Rom ist der Sitz der Freyheit für Ausländer — Sigra Bandettini Landucci, eine Improvisatrice . 73

Die Converſazioni 82

Vierzehnter Brief.

Der Pabst.

Tägliches Gebet des Pabsts in der Peterskirche — Ceremonie am ersten Weyh-

nachtsfeyertage – Vorstellung beym Pabste . . . . . S. 93

Funfzehnter Brief.

Reise von Rom nach Neapel.

Von Rom bis Albano ein ungebautes Land – Forum Appii — Monte Circello oder das Vorgebirge der Circe – die Pontinischen Sümpfe und Austrocknung derselben – Bergkette von den Albanischen Hügeln bis Terracina und heißer Strich Landes bey Piperno – das alte Anxur. . . 102

Fondi – Jtri – (äußerliches Ansehen der italienischen Häuser) Mola – Gaeta, Stadt und Vorgebirge, und Torre d' Orlando mit seiner Aussicht – Ruinen des alten Minturnä – Capua – Caserta und Wasserleitung. 122

Sechszehnter Brief.

Neapel und das Land umher.

Die Grotte Pausilippo — Reizende Lage von Neapel und Meerbusen — der Vesuv. . . . . S. 136

Neapel: Bevölkerung und Lebhaftigkeit der Stadt und äußeres Ansehen — Kunst und Künstler — (Lago di Celano) Haus des Sir W. Hamilton — der Hof zu Caserta — Ruhiger Charakter der Einwohner von Neapel und die Lazaroni — Heraldick — Verehrung des Priapus zu Isernia. . 144

Siebenzehnter Brief.

Theater des sechsten Buchs der Aeneis.

Meerbusen von Misenum — Der Styx — (die ganze Gegend umher ist vulkanische Materie) — Die Elysäischen Felder — Das Landhaus des Lucullus

und Hortensius — Baiä — Landsitz des Nero — Grotte der Sibylle — der See Avernus . . . S. 169

Zweyte Fahrt durch die Phlegräischen Felder: Tempel des Serapis — Cicero's Landhaus — der Avernus — Tempel des Dädalus — Grotte der Sibylle — Cumä — der Acheron . . . 182

Achtzehnter Brief.

Reise von Neapel nach Pest.

Portici und Herculaneum — Torre del Greco: Macaronifabriken — Pompeii — Stabia — Salerno — Pesti: die Stadtmauern und Tempel . . 193

Rückreise nach Neapel: Schönheit des Meerbusens von Salerno und der ganzem Gegend umher und Mannigfaltigkeit der edlern Bäume — Eigenthümlichkeit der Vorgebirge im Neapolitanischen. 212

Neunzehnter Brief.

Reise von Rom in das Land der Lateiner und Sabiner.

Grabmähler an der Appischen Straße — der See von Gandolfo, sonst der Albanische See — die Villa Barbarini mit den prächtigen Ueberbleibseln der Villa des Domitians — Albano mit vielen Alterthümern und Landhäusern — Gensano — Nemi — la Riccia. . . . . . S. 219

Kloster Palazzuola — Rocca di Papa — der Monte Cavo, sonst Mons Albanus — der Pallast Colonna, wo das Portait der Cenci — Frascati: Cardinal von York; viele Landhäuser in der Nähe . . . 236

Die Ruinen von Tusculum — Tivoli oder Tibur — Villa Adriana — Landsitz des Mäcenas — di Villa d'Este. 244

Ruinen von Wasserleitungen und Wasser-Rinnen zwischen Tivoli und Gericomio. . . . . S. 252

Kloster S. Cosimo und Wasserleitung daselbst – Horazens Landsitz. . 256

Subiaco – Höhle des heil. Benedict und Kloster in dieser Gegend – Kupferstich von Werther. . . . 266

Schönes und mahlerisches Land zwischen Tivoli, Subiaco und Palestrina – Beßere Menschen zwischen Palestrina und Subiaco – Ruinen des Tempels der Fortuna in dem alten Präneste – Vorzug des neuern Mosaic vor dem alten – Rückreise nach Rom. 270

Zwanzigster Brief.

Reise von Rom durch Umbrien nach Venedig.

Contrast des Landes und der Gegend zwischen Rom, Nepi und Civita Castel-

lana — der Soracte — Moderne Wasserleitung zu Nepi — Brücke des Augusts zu Narni — Terni. S. 279

Die Cadutta delle Marmore — Schönheit und Fruchtbarkeit von Umbrien, vorzüglich des Thals bey Spoletto — der Clitumnus — die Einwohner arm. 285

Nebenreise: Madonna Degl'Angeli mit einer prächtigen Kirche und der Kapelle des heil. Franz. — Aeuserlich schönes und großes Ansehen der Italienischen Städte — Peruggia — der Trasimenische See. . . . 291

Gemachte Straßen über die Apenninen — Loretto — Ancona. . . . 297

Senigaglia — Fano — Pesaro — Rimini — Topographie des Landes von Ancona über Rimini, Bologna rc. rc. bis Venedig — Cesano — Forli — Faenza — Processionen. . . 302

Cento — Ferrara — der Po — Mantua S. 310

Padua — Italienische Landstraßen, Wirthshäuser, Aufwärter und Postillione. 315

Ein und zwanzigster Brief.

Venedig.

Canäle — Zisternen — die Brücke Rialto. 323

Die Gondeln — der Bucentoro. . 327

Das Zeughaus — Ungeheure Menge von Gemälden. 330

Die Inseln Palestrina, Lido und Murano bey Venedig. — Großes Bollwerk zu Palestrina. 334

Geldsorten und kostbarer Aufenthalt für Fremde zu Venedig. . . . 338

Der Markusplatz — Himmelfahrts-Messe. 341

Lebensart der Venetianer und Belustigungen auf dem Markusplatze, als Casini, Caffeehäuser u. s. w. Schauspiel — Dominos und Masken. 347

Aeusserliche Gleichheit der Stände und Ruhe zu Venedig – Geheime Macht der Regierung – Boote des Zollhauses. . . . . . S. 359

Zwey und zwanzigster Brief.

Reise von Venedig nach Verona.

Vicenza: die sogenannten Meisterstücke des Palladio – antikes Theater . 368

Verona: Brücke – Amphitheater – Maffeis Antiquitäten-Sammlung – Ein Graf ist ein Lohnbedienter . . 372

Der See Lago di Garda – Venetianische Posten – die Vetturini . . . 378

Drey und zwanzigster Brief.

Reise durch Tyrol.

Trient und Brixen 383

Tyroler Natur – Inspruck und kaiserliches Schloß – Wohlaussehende Dör-

ser und vortreffliche Wirthshäuser in Tyrol. . . . . . S. 385

Vier und zwanzigster Brief.

Reise durch Bayern.

Mittewald – der Waler und der Kochler See 393

München: Wenig Bevölkerung, Betriebsamkeit und Wohlstand – Kunstgriff Römischer Künstler, die alten Gemählde großer Meister zu erneuern – Armenanstalt des Grafen Rumford 397

Der Chemsee – Traunstein . . 408

Allgemeine Anmerkungen über Bayern . 411

Salzburg – Hallein 415

Berchtesgaden 419

Fünf und zwanzigster Brief.

Reise durch Oesterreich.

Linz — Benedictiner-Kloster zu Mölk S. 424
Wien 426

Sechs und zwanzigster Brief.

Ein Theil von Ungarn.

Esterhazy — Neusiedler-See — Presburg — Camorn — Ofen und Pesth — die Zigeuner 461

Sieben und zwanzigster Brief.

Mähren. . 400

Acht und zwanzigster Brief.

Böhmen. . 487

Neun und zwanzigster Brief.

Sachsen.

Dreßden 496

Meißen . . . . . S. 508
Leipzig 512

Dreyßigster Brief.

Potsdam 524
Berlin 529

Ein und dreyßigster Brief.

Magdeburg 544
Braunschweig 546

Zwey und dreyßigster Brief.

Hannover 552

Drey und dreyßigster Brief.

Westphalen 563

Vier und dreyßigster Brief.

Helvötsluys 567

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eilfter Brief.

Bemerkungen über Rom.

Unreinlichkeit, Unrath und Schmutz auf den Gassen, an den öffentlichen Gebäuden u. s. w. – Die Brunnen – Rom ist beides, schön und häßlich.

den 4. Januar 1794.

Ich bin nun schon über drey Wochen zu Rom, ohne eine Zeile für Sie zu schreiben und ich gestehe es, lieber Freund! ich würde vielleicht noch länger so fortgefahren haben, wenn ich nicht heute durch Ihren Brief auf das leb-

haftesie an Sie erinnert worden wäre. Seit meinem letzten Briefe habe ich so viel gesehen, daß ich ein schlechter Beobachter oder ein sehr unthätiger Reisender seyn müßte, wenn ich nicht ein kleines Buch über diesen Zeitraum schreiben könnte.

Wenn das Land im Kirchenstaate vernachlässiget ist, wie ich Ihnen theils schon gesagt, und theils noch mehr davon zu einer andern Zeit sagen werde, so ist es die Hauptstadt nicht weniger. Jedermann scheint für den gesammten Unrath, der sich in den Häusern sammelt, keinen bessern Ausweg zu wissen, als die Gassen, und so sind denn die Gassen von Rom mit allem möglichen Unrathe angefüllt. Indessen ist das alles nichts in Vergleichung mit dem Menschenkoth. Die Sache ist so eckelhaft, daß die meisten Reisebeschreiber sie verschweigen. Wissen Sie also, daß wenigstens die Hälfte der Einwohner von Rom nicht auf Abtritten die Natur entlediget, sondern in den Gassen, an den Kirchen, an den öffentlichen Gebäuden, in den Höfen und selbst auf den Treppen der Palläste, ja in den

Gallerien der St. Peterskirche und in allen Theilen des Vatikans. Die prächtigsten Brunnen von Trevi, Navona, Aqua felice ꝛc. die zum Theil wie Palläste aussehen, sind so vom menschlichen Kothe umgeben, daß man ihnen kaum zu nahe kommen darf; und dicht an der Colonna Trajani können Sie den Ort nicht finden, Ihre Füsse hinzustellen, um die Basreliefs in der Nähe zu sehen. In den schönen Colonaden, die den Platz von St. Peter umgeben, kann Niemand ohne Eckel gehen und ein Frauenzimmer darf ihnen, des Anstandes wegen, nicht zu nahe kommen. Selbst die Theile des Vatikans, die der Pabst selbst bewohnt, werden nicht verschont, und in den Logen Rafaels, in diesen berühmten Logen giebt es Orte, nicht zwanzig Schritte von der Schweizer-Garde, die einem Abtritte ähnlich sehen.

Daß man in einer Stadt, wo der größte Unrath öffentlich und zu allen Stunden des Tages dem Auge dargestellt wird, wenig auf Reinlichkeit hält, versteht sich von selbst. Palläste, gegen welche die Londoner wie gemei-

ne Häuser aussehen, Palläste, in denen man oft eine Pracht und Kunstsammlung findet, wovon ich bisher keinem Begriff hatte, — sind in gewissen Theilen äuserst unrein, und die Treppen, die oft von Marmor sind und aufs Capitol zu führen scheinen, sind mit Koth bedeckt.

Das alte Rom hatte siebenzehn Bäder, unter denen eins war, in welchem sich über dreytausend Personen auf einmal baden konnten. Der gemeine Römer der heutigen Stadt scheint ganz und gar nicht mehr ans Waschen zu denken. Und gleichwohl hat Rom mehr Brunnen, und diese öffentlichen Brunnen enthalten mehr Wasser, als alle öffentlichen Brunnen von ganz England zusammen genommen. Diese Brunnen machen eine der größten Schönheiten von Rom aus und haben in der Welt ihres Gleichen nicht. Einige sind große Gebäude oder Denkmäler mit Obelisken, Felsen, Statuen und dergleichen. Vier oder fünf derselben gleichen mehr kleinen Flüssen als Brunnen. So kommt z. B. die Fontana Trevi aus einem großen Gebäude hervor,

und ergießt sich an zwanzig Orten über künstliche Felsen, gerade wie ein kleiner Fluß, der einen Wasserfall macht. Von den zwey ungeheuern Brunnen auf dem Petersplatze, welche Tag und Nacht springen, hat Jedermann gehört: und ich glaube herzlich gerne, das Geschichtgen, das man von der Königin von Schweden, Christine, erzählt, die, nachdem sie sich satt gesehen hatte, ein Zeichen machte, daß man sie nun wieder zuschließen könnte. Einige dieser Brunnen haben sehr gutes Wasser, trotz dem, was verschiedene Reisebeschreiber vom Gegentheil gesagt haben. Mehrere kommen über zwanzig und dreyßig Meilen weit von Rom und laufen entweder in den berühmten Wasserleitungen der alten Römer oder rühren aus verschiedenen Zeiten der Päpstler.

Rom hat dreyzehn Obelisken von Aegyptischen Granit, die jetzt alle errichtet sind, und auf den verschiedenen öffentlichen Plätzen stehen. Mehrere haben Hieroglyphen.

Die größern und kleinern Kirchen, Oratorien und Capellen sind fast unzählig, und einige rechnen ihrer an vierhundert. — An

großen Pallästen giebt es eine ungeheure Menge, und die Zahl guter ansehnlicher Häuser ist nicht weniger groß. — Die drey und dreyßig Hospitäler und Armenhäuser sind größtentheils wichtige Gebäude, und unter der Menge von Collegien, Klöstern, giebt es viele sehr große.

Bey dem allen ist Rom nichts weniger, als eine schöne Stadt! Alles ist hier extrem, und so ist es unmöglich, Jemanden einen Begriff davon zu geben. Die mehresten Reisenden beschreiben sie nach ihren Gefühlen und reden am meisten von dem, was ihnen vorzüglich auffällt. Und so kommt es denn, daß der eine sie sehr häßlich, der andere sehr schön nennt. Sie ist beides; aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie sie schön, und — wie sie häßlich ist. Ich könnte Ihnen zehn öffentliche Plätze zu London nennen, die alle so schön sind, daß Rom keinen einzigen hat, der sich mit irgend einem derselben vergleichen ließe. Aber dann hat wiederum fast jeder öffentliche Platz zu Rom etwas, das man in London vergebens sucht. — Auf der berühmten Piazza

del Popolo ist nicht ein einziges gutes Haus, und auf dem Campo Vaccino, (dem alten römischen forum und dem heutigen Viehmarkte) hängt man lumpigte Wäsche zum Trocknen auf, welche den Bewohnern der Hütten gehört, die diesen Platz jetzt umgeben. Aber hier sind die Trümmer des Tempels der Eintracht, des Friedens, des Antoninus und der Faustina, des Romulus und Remus, des kaiserlichen Pallastes, der Bogen des Titus, der des Septimus Severus und einige Säulen von den Tempeln des Jupiter Stator, und Jupiter tonaus.

Aber Rom, was man auch darüber sagen oder fühlen mag, wenn man in ihren Gassen ist, ist eine schöne, prächtige Stadt, sobald man sie von irgend einer Höhe betrachtet. Ich habe dieser Höhen schon an die zehn bestiegen, und Rom übersehen von der Colonna Antonina und Trajana, von der Spitze der Peterskirche, von dem Pallaste des Pabsts auf dem Quirinalischen Hügel, vom Monte testaceo, vom Aventinischen und Janiculischen Hügel. Von diesem letztern zeigt sich die Stadt am

allervortheilhaftesten, und die große Aussicht von Vasi ist da genommen, nämlich vom Casino des Cardinals Corsini. Nach Genua, welches eine Seestadt ist, kenne ich in Europa nichts so prächtiges und erhabenes, als diese Aussicht von Rom. Die Stadt zeigt sich hier aufs vortheilhafteste, und man sieht zugleich den schönsten Theil des Landes umher, nämlich nach Tivoli, Frascati, Palestrina u. s. w. *)

*) Ich habe seitdem eine Aussicht gesehen, die freylich der Stadt nicht so vortheilhaft, aber in jeder andern Rücksicht weit schöner ist. Drey kleine, oder in gerader Linie kaum zwey Meilen von Rom liegt auf der nördlichen Seite, ein wenig gen Westen Monte Mario, ein Landsitz, den die Spitze eines Hügels beherrscht. Zu meinen Füßen hatte ich die Tiber in ihren mannigfaltigen Wendungen, denn die Stadt und in der Ferne alle die Orte gegen das Land der Sabiner, von denen ich bey einer andern Gelegenheit reden will, bis gegen Albano. Hinter dem Janiculus sieht man eine ansehnliche Strecke Landes, die an keinem andern Orte in die Augen fällt, und welche von allen Gegenden um Rom am besten angebaut ist. Gegen Sorta sieht man weit hinaus auf den Weg, den ich von Florenz gekommen

Ein Theil der Pracht Roms besteht in den harten Steinen und Marmorarten der alten Römer.

Fast alle Reisende, welche kein Pasquil auf Rom schreiben, reden von der Pracht und den Herrlichkeiten dieser Stadt; aber keiner, dünkt mich, setzt es genugsam auseinander, worinne eigentlich diese Herrlichkeiten bestehen. Freylich ist es herrlich für den Liebhaber der Kunst, so viele antike Statuen, Büsten, Basreliefs, Gefäße ꝛc., sowohl als die großen Sammlungen von Gemälden der italienischen Schule, besonders des sechszehnten Jahrhunderts, zu finden. Allein Rom hat noch eine andere Art von Pracht, die ganz vom alten Rom herrührt, und die mir einen höhern Begriff von der Magnificenz des alten Roms giebt, als irgend sonst etwas, ob sie schon nicht auf einmal in die Augen fällt,

bin. Endlich beherrscht dieser Monte Mario das ganze Land gen Süden bis an das Meer, welches man sehr deutlich im Schimmer der Sonne sehen kann.

weil man sie an hundert und funfzig Orten aufsuchen muß. Dieß ist nun nichts anders, als die ungeheure, unsägliche Masse von kostbaren Steinen, die man theils Marmi antichi, theils Pietre dure nennt. Dieß war für mich ein ganz neues Studium, und noch kenne ich nicht alle die mannigfaltigen Steinarten, aus welchen die alten Römer ihre Säulen, ihre Pilaster, ihre ungeheuern Vasen und dergl. machten.

Sie müssen nämlich wissen, lieber Freund, daß die alten Römer sammt und sonders harte Steine oder Marmorarten gebrauchten, die größtentheils weit über die Marmorarten erhaben sind, die wir gewöhnlich jetzt verarbeiten. Der Porphyr, der ägyptische Granit, der orientalische Alabaster, der Cipollino, der Serpentino, der Marmor von Paros und Africa, die verschiedenen Arten von Jaspis, das Giallo antico, das Verde antico, das Rosso d'Egitto, das Nero e bianco, das Bregio und so viele andere sind sammt und sonders Steine, welche härter, und folglich feiner und glänzender sind, als unsere gemeinen Marmorarten.

Von allen diesen findet sich nun zu Rom, eine so ungeheure Masse und so entsetzliche große Säulen und Stücke, daß man, wenn man sie zusammen nähme, aus ihnen allein eine kleine Stadt bauen könnte. Alle diese Kostbarkeiten fanden sich im alten Rom, und stunden in den Tempeln, auf den Foris und in den Circis, in den Bädern, Landhäusern und Stadthäusern, Grabmählern und andern Monumenten der Großen und Reichen. Heut zu Tage muß man sie nicht länger in den Ruinen suchen, denn diese hat man ganz ausgeleert; sondern im Vatican, in den Pallästen der Großen, hauptsächlich und vorzüglich aber in den Kirchen. Mehr als hundert Kirchen haben Säulen, Pilaster, Altäre, Capellen, Fußboden ꝛc., von diesen harten Steinen des alten Roms; und ich bin gewiß, daß ich selbst über dreyßig Kirchen gesehen habe, in welchen alle die Dinge, die ich so eben genannt habe, von keiner andern Materie sind als von diesen Pietre dure und Marmi antichi.

Wenn man über die ungeheure Menge dieser kostbaren Steine erstaunt, so muß man noch weit mehr über die Größe der Stücke und über die Schwierigkeit der Arbeit erstaunen. Ein kleines Gefäß von Porphyr, von Blasma oder von Aegyptischen Basalt erfordert heut zu Tage die Arbeit von mehreren Monaten, so gar hart sind diese Steine und so sehr widerstehen sie dem Eisen, daß der Künstler alle Minuten sein Instrument schärfen muß. Soll ich also nicht erstaunen, wenn ich ein Gefäß von Porphyr aus einem einzigen Stücke sehe, das funfzehn Schuh im Durchschnitt hat! Dieses steht im Vatican und ist vortreflich erhalten und vortreflich gearbeitet. Ich habe nun bey meinem hiesigen Aufenthalt über hundert grosse Säulen von Porphyr gesehen und noch weit mehrere von Aegyptischen Granit. Diese letztern sind oft vierzig Schuh hoch, verhältnißmäßig dicke und aus einem einzigen Stücke. Der Obelisk, der auf dem St. Peters Platze steht, ist zwey und siebenzig Schuh hoch, aus einem einzigen Stücke und von Aegyptischem Granit. Badegefäße von Basalt oder Granit

von acht, zehn bis zwölf Schuh lang, und alle aus einem einzigen Stücke, hab' ich in grosser Menge gesehen. In der einzigen St. Paulskirche sind hundert und achtzehn Säulen von antikem Marmor, die meisten von Cipolino und weisem Mamor von Paros. Die letztern sind sechs und dreysig Schuh hoch und eilf im Umfang, alle canelirt und vier und zwanzig derselben aus einem einzigen Stücke. Der Barbar, Constantin der Grose, nahm sie alle aus der Moles Adriana und richtete so dieses prächtige Gebäude zu Grunde *). Diesen geschmacklosen Barbaren müssen Sie als den er-

*) Die Moles Adriana, das prächtige Mausoleum dieses Kaysers ist, wie bekannt, die heutige Engelsburg, von der aber nur der untere Theil antik ist, indem das übrige schon Constantin der Grose zerstörte. Dieß war überhaupt ein Compliment, das die Kayser einander sehr häufig machten, indem der eine immer zerstörte, was ein anderer errichtet hatte. So machte es schon Vespasian mit dem berühmten goldenen Hause des Nero, aus welchem er zum Theil den Tempel des Friedens erbaute. Alle Kostbarkeiten, die er aus dem Tempel von Jerusalem nahm, wurden hier aufbewahrt.

sten Verheerer des alten Roms betrachten! Er glaubte, er könne der christlichen Religion nicht besser dienen, als dadurch, daß er einige der schönsten Gebäude seiner Vorgänger zu Grunde richtete und Kirchen damit erbauete, in denen er zeigte, wie sehr die Kunst, die Architektur und der Geschmack in Verfall gerathen war. Um sich einen schönen Triumphbogen zu errichten, zerstörte er den des Antoninus, und die lebenden Künstler seiner Zeiten entehrten sich, indem sie ihre elende Arbeit mit den schönen ältern Basreliefs und Statuen mischten, wie man noch diesen Augenblick es sehen kann. Uebrigens ist die Architektur an diesem Triumphbogen nicht schlecht. Ueberhaupt hat sich die Architektur immer länger erhalten, und ist früher wieder hergestellt worden, als andere Künste.

Daß von diesen alten Kostbarkeiten so gar viel noch übrig ist, muß uns um so mehr in Erstaunen setzen, wenn wir bedenken, daß eine Menge Künstler ohne Unterlaß kleine Gefäße, Tische, Camine ꝛc. machen, alle von diesen alten Steinen, deren Bruchstücke sie verarbei-

ten. Heut zu Tage kann man solche Steine nicht mehr haben, weil die Gruben entweder nicht mehr bekannt sind, oder den Türken und Aegyptischen Barbaren gehören, die sie nicht mehr bearbeiten.

In der Villa Borghese ist ein grosser Saal dessen Fußboden und Wände ganz von antiken Steinen sind, und selten sehe ich einen Pallast, daß ich nicht große Tafeln, Vasen, Camine, Springbrunnen ꝛc. von diesen kostbaren Steinen finde. Die Grabmäler von Constantins Kindern sind ganze Stücke von Porphyr, die über zwölf Schuh auf allen Seiten haben. In der Kirche St. Giovanni Laterano sind vier große eherne Säulen aus dem Tempel des Jupiter Optimus Maximus. Sie sind vergoldet, und diese Vergoldung ist so, daß die ganzen Säulen wie massives Gold aussehen, während, daß die Vergoldung der dabeystehenden Säulen, die nicht viel über hundert Jahre alt ist, vergleichungsweise schwarz aussieht *).

*) Vor einigen Jahren fand man ein M. welches zu der Aufschrift auf dem Tri-

In manchen Theilen von Rom, wo viele grosse Gebäude vor Alters stunden, deren prächtige Steine zum Theil zerbrochen worden sind, findet man noch so viele von diesen Steinen, daß ein Theil der Gasse damit gepflastert ist. In vier bis fünf solcher Gegenden habe ich bemerkt, daß jeder neunte oder zehnte Stein mit dem die Gasse jetzt gepflastert ist, ein Porphyr, ein Serpentino, ein Stück Parischer Marmor oder dergleichen ist. Auf einem Fischmarkte, wo das Forum Liuiae war, liegen viele der Fische auf großen Platten von Cippolino. Auf einem ungeflasterten Wege, nicht weit von den Bädern des Titus liegen so viele kleine Stückgen von den schönsten Steinen der Alten umher, daß man in wenig Minuten einen Huth damit füllen könnte.

Und

umphbogen des Septimius Severus gehört hatte und der Raubsucht der Barbaren und Römer durch Zufall entgangen war. Dieses M. war von Metall, vergoldet und man zog eines Ducatens werth Goldes davon ab.

Und bey dem allen finden Sie wieder so abscheuliche Theile der Stadt Rom, solche elende Häuser, solche Vernachlässigung und solchen Schmutz und Koth, so viel Armuth und so viel Betteley, daß ich nicht ohne Eckel davon reden kann.

Zwölfter Brief.

Alterthümer und Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Rom.

Das Capitol: der Senatore di Roma ist das einzige Ueberbleibsel des alten S. P. A. R. — das Forum Romanum – Charackteristick der Gebäude zu den Zeiten der Republick und der Kayser – Stärke und Festigkeit der Gebäude der alten Römer. – Il Colle testaceo.

Jan. 1794.

Ich finde auf meiner Reise durch Italien ein ganz besonderes Vergnügen darinne, daß ich ohne Unterlaß Gelegenheit habe, mich an die

grossen Männer dieses Landes zu erinnern oder classische Ideen in mein Gedächtniß zu rufen. Allein diese Ideen sind oft mit einer besondern Art von Schwermuth gemischt, die ich an verschiedenen Orten in und ausserhalb Rom an keinem aber mehr als auf dem Capitol gefühlt habe. Da stund ich auf dem Tarpeischen Felsen, dicht an dem Orte, wo der Tempel des Iupiter Feretrius war, von dem man noch die Grundmauern sieht; auf der andern Seite hatte ich die Kirche im Auge, die den Fleck einnimmt, auf welchem der Tempel des Iupiter Optimus Maximus *) stund, vor mir das Theater des Marcellus, von dem man noch die Trümmer sieht, und gerade unter mir jener Tarpeiische Felsen, auf welchem so mancher Römer seinen Tod mit seiner Strafe fand. In dieser Gegend war es, daß die

*) Die ehemalige Lage dieser beyden Tempel ist bekannt; aber es ist unter den Antiquaren nicht ausgemacht, ob dieser hier und jener dort gestanden, oder umgekehrt, weil verschiedene Schriftsteller den nehmlichen Tempel bald auf die rechte, bald auf die linke Seite gesetzt haben.

Gallier das Capitol erstiegen, und wo Manlius sie herabschleuderte. So manche andere Rückerinnerungen die Statuen von gefangenen Königen, von einer Roma triumphans und andere, die jetzt auf dem Capitol stehen, warfen mich in einen Traum, alles wurde zum lebhaften Bilde in meiner Seele und mich überfiel eine Schwermuth, die mir Thränen in die Augen brachte.

Ein Theil des Capitols hat so elende Häuser und noch elendere Bewohner, solchen Unrath, solchen Koth aller Art, daß ich lebhaft fühlte, durch Contrast fühlte, was das alte Capitol einst war. Was würden, dachte ich, jene grossen Römer sagen, die einst hier, entweder im Senate saßen oder im triumphalen Pompe das Capitol bestiegen! Jene Männer, über deren Wahl Horaz verlegen ist

Rumulum post hos prius, an quietum

Pompili regnum memorem, an superbos

Tarquini fasces, dubito, Catonis
Nobile letum;
Regulum et Scaurus, animaeque magnae
Prodigum, Poeno superante, Paulum

- - - - - - - - - -

Fabriciumque;
Hunc, et incomtis Curium capillis
- - - - - et Camillum.

Und doch sitzt noch vor dem Pallaste des Senatore di Roma eine Roma triumphans, eine antike Statue von Porphyr und weisem Marmor; und oben auf dem Thurme steht eine Roma von weisem Marmor mit einem Creutze in der Hand.

Uibrigens hab ich hier das Wort Capitol in einem doppelten Sinne gebraucht, nehmlich vom ganzen Hügel, auf welchem zum Theil

elende Hütten stehen, und von dem Theile, welchen man heut zu Tage recht eigentlich das Capitol nennt, und wo sich die drey großen Gebäude befinden, in deren einem der Senator von Rom wohnt. In den beyden andern findet sich die berühmte Sammlung von Antiken, einige Gemählde ꝛc.

Ich gedachte so eben des Senatore di Roma. Dieß ist das einzige Ueberbleibsel vom ganzen Senatus Populusque Romanus. Er wohnt in einem grossen Pallaste auf dem Capitol und hat vier Gehülfen, die man Conservatori nennt, und die in einem andern Pallaste ebenfalls auf dem Capitol wohnen. Es ist Ihnen bekannt, daß man die alten Fastos consulares bis auf Augustus gefunden hat, und daß sie so ziemlich vollständig sind. Ich betrachtete sie mit einer Art von Ehrfurcht und übersahe einige der größten Namen des alten Roms. Der Cicerone bemerkte es, zeigte mir eine andere Sammlung von Marmortafeln und sagte: „Und hier sind unsere neuen Fasti consulares!“ Ich warf einen Blick darauf und — fand, in einer langen Reihe von

Jahren, die Namen der Conservatori von Rom.

Der gegenwärtige Senatore ist ein Prinz von Rezzonico. Der Pabst vergiebt die Stelle und der Mann hängt ganz von ihm ab. Demohngeachtet wird sie oft an Ausländer vergeben. Man sagt, es geschähe, weil man fürchtet, daß ein grosser Römer zu viel Einfluß haben möchte. Allein mich dünkt, der jedesmalige Pabst giebt sie, wenn sie nehmlich erlediget ist, einem seiner nächsten Verwandten, der kein Geistlicher ist, und dem er also nichts Besseres geben kann; denn es ist die beßte weltliche Stelle zu Rom. Trift es sich nun, daß der Pabst kein Römer ist, so wird er sie einem Ausländer geben, wie dieses der Fall mit Rezzonico war, einem Venetianer.

Zu dem Pallaste des Senatore gehört ein Thurm, von dem man eine schöne Aussicht hat, weil der capitolinische Hügel central ist, und man das alte und neue Rom fast ganz übersieht.

Nach allen Verwüstungen der Barbaren aller Jahrhunderte, findet man noch immer

sehr viel von dem alten Rom. Der Campo Vaccino ist das alte Forum Romanum, und hier sind, wie ich schon gelegentlich gesagt habe, die Trümmer des Tempels der Eintracht, des Friedens, des Antoninus und der Faustina, des Romulus und Remus, des Kaiserlichen Pallastes, der Bogen des Titus, der des Septimius Severus und einige Säulen von den Tempeln des Iupiter Stator und Iupiter tonans. Ich saß auf einer Mauer des Palatinischen Hügels, wo einst die Kaiser thronten, in mancherley Betrachtungen vertieft, die ich über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge und über die Gegenstände anstellte, die mich umgaben oder die ich vor mir sahe. Diese pathetischen Empfindungen wurden auf einmal durch ein entsetzliches Geschrey von Schweinen unterbrochen. Ich blickte hin nach dem Tempel des Friedens und sah, daß man ihrer eine große Menge zur Schlachtbank führte; (Es war ein Paar Tage vor Weihnachten). Auf einmal verschwanden alle Gedanken von Größe; ich dachte nicht länger an das Capitol, an das

große Rostrum, an die triumphirenden Helden, an den Saal des Apollo, in dessen Nähe ich war, oder an die Kaiser, deren Lieblingssitz ich vielleicht eingenommen hatte, — ich hörte nur die Schweine, und dachte an die Schweine. Ich war verstimmt, und so ließ ich mich denn aus den Wolken nieder, legte den Kothurn ab und gieng in den Tempel des Friedens, um zu sehen, wie man zu Rom die Schweine schlachtet. Unmöglich kann man in dem Tempel des Friedens auf die nämliche Art schlachten, — denn das ist jetzt seine Bestimmung, — wie man an einem gemeinen Orte schlachtet. In der That haben die Römer hierinnen etwas besonders; sie stechen das Schwein nicht in den Hals, sondern stoßen ihm eine lange starke Nadel in das Herz, wodurch das Thier in wenigen Secunden stirbt. Es geht äußerst geschwind, und in einer Viertel Stunde war ein großer Platz mit Todten bedeckt. Man ladet sie dann sogleich auf einen Karren, fährt sie nach Hauße, und dann erst zieht man ihnen das Blut ab, welches denn, so wie bey unserer Art zu schlachten,

noch läuft, während daß an der tödtlichen Wunde, die man mit der Nadel macht, nicht zehn Tropfen zu sehen sind.

Erinnern muß ich noch bey dieser Gelegenheit, daß das Schweinefleisch zu Rom ganz ausserordentlich gut ist.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Campo Vaccino ungleich größer ist, als das alte Römische Forum war. Da bin ich nun, mit andern Reisenden äußerst verlegen, wo ich alle die Tempel und Häuser hinstellen soll, die einst darauf waren, auch angenommen, daß alles das, was die verschiedenen Schriftsteller nennen, schlechterdings nicht zu einer und der nämlichen Zeit da Platz finden konnte. Das alte Forum war nicht so groß als der Leipziger Markt, und die drey Palläste Farnese, Doria und Mattei könnten schlechterdings nicht darauf Platz finden oder stehen.

Alles, was in die Zeiten der Republik gehört, ist klein! Die Tempel der Vesta, der Fortuna virilis, des Romulus, des Rediculus, Reditus, oder, wenn Sie wollen, Ridiculus, des Romulus und Remus sind

sehr klein, und der Minerva medica ist nicht viel größer. Das Pantheon, jetzt die Rotunda, hat über hundert Schuh im Durchschnitt, gehört aber schon nicht mehr in die Zeiten der Republik, denn es ist vom M. Agrippa *).

Wenn die Gebäude der Republik klein sind, so sind die der Kaiser desto ungeheurer! das Amphitheater und die Bäder des Caracalla, sind auch in ihren Ruinen so ungeheuer, daß ich sie sehe und wieder sehe, und immer wieder erstaune. In den letztern ist ein Saal, der über dreyhundert Schuh lang gewesen seyn soll.

Die Festigkeit und Stärke, mit den sie bauten, ist eben so erstaunenswürdig! Ich bin fest überzeugt, daß das Pantheon, welches achtzehnhundert Jahre gestanden hat, viele,

*) Unter den Künstlern und berühmten Männern, welche in dem Pantheon Denkmäler haben, finden sich auch die Büsten unsers Mengs, Winkelmanns und Reifensteins, welcher letztere hier ein berühmter Cicerone war.

Jahrhunderte die Kuppel von St. Peters überleben wird, welche nicht über zweyhundert Jahre alt ist. Ja ich glaube, daß, wenn man von diesem Augenblicke an das Pantheon sowohl als die Peterskirche ganz sich selbst überließ, d. h. nichts daran thäte und ausbesserte, das Pantheon zu einer Zeit noch stehen würde, in welcher künftige Antiquaren über die Gestalt sich streiten möchten, welche die Peterskirche ursprünglich hatte. — Die Colonna Trajana steht unversehrt, und gleichwohl ist im ganzen Gebäude weder Kalch, noch Leim, noch Eisen, noch Holz. Eben so ist auch ein Theil des Amphitheaters und die cloaca maxima, (diese aus den Zeiten des Ancus Marcius und Tullus Hostilius) gebaut. Freylich hatte das Amphitheater und die Colonna Trajana große eiserne Klammern, die die Steine zusammenhielten; aber der geizige moderne Römer, ein größerer Barbar, als alle die Ultramontani, hat schon längst jedes Stückgen herausgerissen, und gleichwohl stehen die Gebäude unbeweglich. Kurz, alle die alten römischen Gebände, welche von Marmor oder großen

Steinen sind, werden jetzt nicht durch die geringste Verbindung zusammengehalten.

Hieher gehört denn auch die Pyramide des Cestius, welche hundert Schuh hoch und ganz von weißem griechischen Marmor ist, und so schön erhalten da steht, als wenn sie so eben geendiget worden wäre. Belisarius, der ein guter General war, aber keinen Geschmack hatte, befestigte Rom und erneuerte die Mauern des Aurelians, (welcher, wie Sie wissen, Rom sehr erweiterte) mit wenigen Abänderungen. Da stand ihm nun die Pyramide des Cestius im Wege. Er riß sie freylich nicht nieder; dieß war vermuthlich zu mühsam; aber er nahm sie mitten in die Stadtmauern, so, daß jetzt die eine Hälfte der Pyramide in der Stadt, die andere außerhalb steht. – Hier an dieser Pyramide ist die Begräbnißstätte der Nichtcatholicken. Ich laß die Aufschriften der wenigen Grabmäler und Leichensteine, die man da sieht, und fand mehrere deutsche darunter. Welche Schande! Mehrere dieser Aufschriften sind beynahe schon unleserlich, während daß man die Aufschriften

auf der Pyramide, dem Pantheon, dem Tempel des Antoninus und Faustina, an des Titus Triumphbogen *), und an funfzig andern Orten noch immer deutlich sieht. Selbst die alten Arbeiten in Ziegelsteinen sind so, daß man die grosen Bruchstücke, die durch Erdbeben oder gewaltsame Hand gemacht worden sind, als eben so viele Felsen betrachten kann. Die alten Mauern des Capitols stehen unversehrt, und unversehrt bleibt das Gefängniß, welches Ancus Marcius gebaut haben, und in welchem der Apostel Petrus gefangen gesessen seyn soll.

Innerhalb der Mauern der Stadt liegt, nahe bey der Pyramide des Cestius ein Hügel, der seines ansehnlichen Umfanges ungeachtet nicht von Natur, sondern von den zerbrochenen Scherben der Töpfer, (ex testis) die hier ihre Hauptfabricke hatten, entstanden

*) Auf diesem Triumphbogen, den man dem Titus nach der Eroberung von Jerusalem errichtete, sieht man unter andern auf den Basreliefs die großen goldenen Leuchter aus diesem Tempel, noch sehr deutlich in Marmor abgebildet.

seyn soll. Man nennt ihn daher il Colle testaceo, So unwahrscheinlich dieses auch Ihnen vorkommen mag, so ist doch so viel gewiß, daß die größere Hälfte des Hügels ganz mit solchen Scherben bedeckt ist. Wer Rom auch nur flüchtig gesehen hat, weiß, daß die Alten eine ganz ungeheure Masse von Ziegeln verbrauchten. Fast alle große Gebäude aus den Zeiten der Kaiser sind von Ziegelsteinen, und alle ihre Mauern sind fünf, sechs und achtmal dicker, als wir, für den nämlichen Zweck, die unsrigen bauen würden. Allein von der ungeheuern Masse von Scherben, die ich da auf diesem Hügel gesehen habe, scheinen die mehresten nicht Bruchstücke von Ziegeln für Gebäude, sondern für Gefäße zu seyn. Freylich waren die allermehresten Gefäße der alten Römer von gebackener Erde, weil sie unsere Porzellanarten nicht kannten, und jene Masse von Gold und Silber nicht hatten, die seit dem funfzehnten Jahrhundert aus Amerika gebracht worden ist. Es bleibt also allerdings vieles in der Sache dunkel: und um sie aufzuklären, weiß ich kein anderes Mittel, als bis

auf eine gewisse Tiefe in den Hügel hinein zu graben. Allein diejenigen, welche solche Speculationen machen, glauben, es lohne sich der Mühe nicht, ob man schon sehr oft goldene Münzen auf diesem Hügel gefunden hat: ein Umstand, der sich ebenfalls nicht wohl erklären läßt.

Indessen sprach ich darüber mit Jemand, der vierzig Jahre zu Rom wohnt, und der mir sagte, daß der Monte testaceo allerdings aus Töpfers Scherben bestünde, und daß er selbst verschiedene Einschnitte gesehen, die man mehreremale hineingegraben hat. Dieser Hügel stund vor den Zeiten Aurelians außerhalb den Stadtmauern, und aller Unrath und alle zerbrochenen Scherben wurden aus der Stadt dahin geführt.

Man muß viele Antiquitäten zu Rom, besonders die christlichen, mit sceptischen Augen betrachten - Die Wölfinn aus dem Tempel des Romulus ꝛc. — die Katakomben — ein Antinous — dreyerley Statuen der Venus — das Grab der Scipionen — eine Biga ꝛc.

Sie werden gefunden haben, lieber Freund, daß ich mich öfters des Ausdrucks soll bediene, welcher zum Theil aus Unglauben herkommt. In der That ist es einem Reisenden sehr nöthig, eine gute Dosis von Unglauben, wenigstens von Scepticismus in eine Stadt zu bringen, wo alles von Wundern wimmelt, und wo man einem jeden Dinge auf die entschiedenste Art seinen Namen giebt. Wenn man mir einen Theil der Brücke zeigt, welche Horatius Cocles vertheidigte, oder mich an das Denkmal der Horatier führt, so möchte ich freylich über so weit zurückgehende Antiquitäten eine bessere Autorität haben, als die eines modernen Cicerone, besonders solcher, wie sie gegenwärtig sind *). Man verweißt sie an

*) Mit dem Reifenstein, einem Deutschen und Byres, einem Schotten, wel-

Bücher, aber selten an die Stelle eines Classischen Schriftstellers. So hat man zum Beyspiel im Capitol die Wölfinn, welche im Tempel des Romulus stand und in die der Donner an dem Tage schlug, an welchem Julius Cäsar ermordet wurde. Die Wölfinn ist von Bronze, von Etrurischer Arbeit und an ihren Hinterfüßen sieht man deutlich genug, wo der Blitz hineingeschlagen hat. Ich hatte die Sache schon mehrmals gelesen und freute mich sehr, ein Alterthum zu sehen, das so wohl authenticirt ist. Unglücklicherweise fiel mir ein, nach der Stelle des Classischen Schriftstellers zu fragen, der den Umstand anführt; und diese Stelle hat mir noch Niemand zeigen können. –

Im Pallaste Spada besitzt man die schöne eherne Bildsäule des Pompejus, an

ches beides zwey berühmte Ciceroni waren, scheinen die Gelehrten dieser Art zu Rom größtentheils ausgestorben zu seyn. Der unsrige, ein Römer, weiß sehr wenig. Noch ist ein Schotte in diesem Fache hier, aber er hat keine Classische Erziehung gehabt: Allein von Herrn Hirt, einem Deutschen, spricht man sehr gut.

deren Fusse Cäsar fiel. Man fand sie da, wo die Curia Pompeji sonst war, und ich will gerne glauben, daß es die nämliche ist, da an diesem Tage der Senat sich wirklich in der Curia Pompeji versammelte *).

Die Zuversicht, mit der man den Reisenden gewisse Dinge vorsagt, übersteigt bisweilen alle Vorstellung. So zeigte man mir den Ort an der Tiber, wo Aeneas landete, als er zuerst hieherkam und dem Könige Evander seinen Besuch machte — und so den Ort, wo Romulus und Remus ausgesetzt wurden, als der Fluß gerade ausgetreten war. Freylich erbaute man an dem Orte einen Tempel, der noch diese Stunde steht; allein schon die alten Römischen Geschichtschreiber zogen die ganze Geschichte in Zweifel. — So hab' ich auch das Wasser gesehen, in welchem die zwey Jünglinge in weisen Kleidern sich abkühlten, und den Sieg der Römer über die Vejer verkündigten. Sie erschienen zu Rom in der nämlichen Stunde, in welcher der Sieg entschied, und daraus

*) Suetonii Iulius c. 80. et 81.

schloß man, daß es Castor und Pollux gewesen.

Was nun vollends die christlichen Antiquitäten betrifft, so gebe ich auf diese nicht im geringsten mehr Achtung. Hier zeigt man Ihnen den Ort, wo Petrus hingerichtet, dort, wo Johannes in Oel gesotten worden ist, auf welche Stelle man in der Folge eine kleine Capelle erbauete. In dieser Kirche entsprung eine Quelle von Oel in dem Augenblicke, in welchem Christus gekreutziget wurde, und in jenem eine Quelle Wasser, mit welchem Petrus seine Mitgefangenen taufte. — Und der Beweiß von alle dem? — „O unsere frühern Kirchenschriftsteller melden es —" ich habe sie aber nicht gelesen. So zeigte man mir auch die steinerne Säule, an welche Christus gebunden war, als er gegeißelt wurde, und der Priester, der davor kniete, als er mir sie zeigte, bemerkte, daß noch einige Blutstropfen daran zu sehen wären. — Auch führt man sie an den Ort, an welchem Simon, der Zauberer durch Hülfe des Teufels, in die Luft fuhr, und durch den Apostel herabgestürzt wurde! Ich sagte, daß ich mich nicht erinnerte, diesen

Umstand in der Apostelgeschichte gelesen zu haben. „Das kann seyn, aber unsere frühern Kirchenschriftsteller erzählen ihn. — Nicht weit von der Sebastianskirche, wo ich in die Katacomben hinabstieg, steht eine andere Kirche, an der Via Appia, welche Domine quo vadis heißt. Der Apostel Petrus gieng da spatzieren und begegnete unserm Heilande. Er fragte ihn denn ganz natürlich: „Domine, quo vadis?" Worauf unser Heiland antwortete: „Eo Romam iterum crucifigi." Dieser Begegnung zu Ehren ist die Kirche gebaut.

Wie abergläubisch die Römer sind, können Sie aus folgendem Umstande abnehmen. In der grossen St. Paulskirche finden sich die gemahlten Bildnisse aller Römischen Päbste vom Apostel Petrus an bis auf Pius VI. Da man einen neben dem andern mahlte, so hat man endlich die ganze Runde der Kirche gemacht, und mußte natürlich wieder an den Ort kommen, wo man anfieng. Dieß war nun der Fall, als der gegenwärtige Pabst auf den Thron kam, und so ist sein Portrait neben dem des Apostel Petrus, denn die Li-

nie, in der man die Päbste mahlte, ist rings-herum voll. Allein die Römer haben eine alte Sage und fürchten nun, daß dieß der letzte Pabst seyn werde.

Doch das sind Dinge, mit denen der Pöbel sich trägt, und von dem man mir ein weit besseres Geschichtgen erzählt hat. Auf dem Hofe des Capitols steht eine eherne Bildsäule des Marcus Aurelius zu Pferde. Mann und Pferd waren ursprünglich vergoldet und sowohl vergoldet, daß nach siebenzehnhundert Jahren noch immer etwas davon zu sehen ist. Der Pöbel aber kehrt die Sache um und sagt: daß die Statue sich allmälig in Gold verwandle und der jüngste Tag kommen werde, so bald die ganze Statue, Mann und Pferd, zu Golde geworden. Das sind nun wohl Geschichtgen, die man zum Spaße erzählt; allein so viel ist gewiß, daß der Römische Pöbel in der höchsten Unwissenheit gehalten wird.

Daß ich in die Katakomben, in welchen in den ersten christlichen Jahrhunderten die Christen oft zu tausenden lebten, hinabgestiegen bin, hab ich schon beyläufig gesagt.

Diese Katakomben sind unterirrdische Gänge oder Stollen, deren es so viele giebt, und in so vielen Richtungen, daß, wenn man sie alle der Länge nach zusammen berechnete, ihre Länge an 20 italienische Meilen betragen würde. Diese Gänge entstunden auf folgende Art: Die alten Römer pflegten ihren Kalch zum Bauen mit einem harten Sande zu mischen, den man jetzt Puzzolana nennt, und der die Ziegelsteine und den Kalch so verbindet, daß man oft eher die Ziegel zerbrechen, als sie von einander trennen kann. Als unter den Kaisern so entsetzlich viel gebaut wurde, brauchte man von diesem Sande eine ungeheure Quantität und daher entstunden so viele unterirrdische Gruben. Die ersten Christen versteckten sich darinne in den Zeiten der Verfolgungen, und scheinen auch ihre Todten da begraben zu haben. Man hat viele tausend Körper herausgezogen und nach und nach die ganze catholische Welt mit Heiligen versehen, und noch jetzt holt man hin und wieder einen heraus. Allein es giebt Spötter, welche sagen, daß die alten Römer auch ihre Sclaven in einem Theile dieser Katakomben begraben hätten. Ich

fragte einmal unsern Antiquar, der, ohne einen grossen Wunderglauben zu haben, doch nicht gerne gewisse Dinge anders sagt, als wie man sie zu Rom lehrt: „Ob man nicht Gefahr liefe, einen gottlosen Heyden zu bekommen, wenn man einen Heiligen gekauft zu haben glaube?" Er sagte: Nein! Denn alle die Körper, die man da herausbringe, haben ein Zeichen, woran man den Christen erkennt.

Uibrigens wundern Sie sich nicht etwan über den Ausdruck von kaufen, den ich so eben gebraucht habe. Es ist — freylich nicht so ganz öffentlich, wohl aber unter der Hand eine Waare; und für 30 bis 40 Ducaten, kann man einen recht hübschen Heiligen kaufen. Ja man, sagt mir, daß, wenn man nur an die rechten Orte zu gehen wüßte, man schon für die Hälfte dieser Summe einen haben könnte, der nicht zu verachten wäre.

Unbegreiflich ist mir es, wie es je den Gelehrten hat einfallen können, zu glauben, daß die Christen die Katakomben gemacht hätten. Daran gearbeitet mögen sie allenfalls wohl haben, wie die Juden Ziegel in Aegypten ma-

chen mußten; auch das will ich gerne glauben, daß sie sich gelegentlich darinne verborgen, oder Gottesdienst gehalten oder begraben haben mögen.

Und um wieder auf die Puzzolana zu kommen, so ist die vorzüglichste Eigenschaft dieser Sandart, daß sie unter dem Wasser bindet und fest hält. Die Alten gebrauchten sie also zu allen ihren Wasserleitungen: Und heut zu Tage verfährt man sie bis nach England, wo man sie zu verschiedenen Arbeiten braucht, die unter dem Wasser dauern sollen.

Noch immer giebt es Leute, die in und ausser Rom ein Stück Land kaufen, um darinnen nach alten Denkmälern der Künste zu graben, und unter dem gegenwärtigen Pabste hat man ungeheure Schätze gefunden, wovon das Museo-Pio Clementino ein Beweis ist. Ich glaube, daß in Europa keine solche Sammlung von antiken Statuen, Büsten, Säulen, Basreliefs, Thieren, Gefäßen, Sarcophagen ꝛc. existirt, als in diesem Museo, und gleichwohl hat es der gegenwärtige Pabst größtentheils geschaffen, indem er das Beste, das man hin und wieder gefunden, aufgekauft hat. Gän-

ganelli legte den Grund darzu, brachte aber nur sehr wenig zusammen. Ihm gehört durchaus das erste Recht des Kaufs und er bezahlt dafür eine Summe, welche von Kunsterfahrnen bestimmt wird, doch so, daß er allemal den dritten Theil abzieht, welcher ihm, als Souverain, in allen Fällen gehört.

Herrn Jenkins, ein Englischer Banquier zu Rom, hat dadurch eine grosse Summe gewonnen, daß er die Villa Negroni einst kaufte, viel, sehr viel fand, und dann das Land wieder verkaufte. Ja, seitdem ich hier bin, hat der Englische Mahler Hamilton in der Gegend von Palestrina einen Antinous ausgegraben, welcher von so vortreflicher Arbeit ist, daß man ihm nach der Medizeischen Venus, dem Belvedere Apollo und einigen andern Kunstwerken der ersten Classe setzt. Er ist noch nicht geschätzt, man sagt aber, er sey viele tausend Ducaten werth. Er ist 10 Englische Schuh und 11 Zoll hoch, von Carrarischen Marmor, und so weiß, als wenn er so eben aus der Hand des Bildhauers käme. Er hatte etwas Drapperie von Bronze, die man nicht

gefunden hat, und die jetzt ein hiesiger Künstler ersetzt, wo ich ihn gesehen habe.

Dieser Antinous beweißt, was schon oft gesagt worden ist, nämlich, welchen hohen Grad von Vollkommenheit die Künste unter dem Kaiser Adrianus wieder erreicht hatten, nachdem sie Jahrhunderte lang, von den Zeiten Alexanders des Großen an gefallen waren. Viele glauben, daß die Mediceische Venus aus den nämlichen Zeiten sey, und daß der Name Praxiteles, der darauf steht, ein Betrug sey. Und warum? „Weil Plinius ihrer nicht gedenkt, da er doch gewiß das vollkommenste Werk der Bildhauerkunst gekannt haben müßte, wenn sie zu seinen Zeiten, im Jahre 70 existirt hätte." — Freylich ein schwacher Beweis! — So viel ist gewiß, daß die Alten diese Venus als das Meisterstück der Kunst betrachten, weil sie sogar viele nach diesem Muster verfertigten, Ich habe nun an die zwölf antike Statuen der Venus gesehen, die alle in der nähmlichen Stellung sind, so daß es klar ist, daß sie alle nach dieser gemacht wurden, welche man die Mediceische nennt; aber

keine einzige kommt ihr bey. Manche mögen freylich auch neuer seyn. Eben so ist es mit der, welche die Franzosen Venus accroupie nennen, weil sie auf ihren eigenen Hüften sitzt, und von der ich sieben oder achte gesehen habe. Die dritte, von der es ebenfalls mehrere giebt, ist die Venus mit dem schönen Hintern oder καλλοπυγια, wenn Sie lieber auf griechisch lesen, was auf deutsch unanständig klingen mag. Ich weiß nicht, warum wir Neuern in diesem Ausdrucke so kitzlich sind, da das doch ein entschiedener Theil weiblicher Schönheit ist. Sie wissen, mit welcher Verachtung Horaz von einer Person spricht, die er depygis nennt *).

Eben so ist es auch mit den Centauren, deren es dreye zu Rom giebt, alle nach dem nähmlichen Modell, und so auch mit dem Apollo Saujoctonos, deren ich viere oder fünfe gesehen habe. Der in der Villa Albani wird als das Original betrachtet, und soll folglich die identische Statue seyn, von welcher Plinius redet.

*) Sat. 1, 2, 93.

Die vier Tauben auf einem Wassergefäße, die Plinius so sehr bewundert, hat man auch gefunden; aber es ist noch nicht entschieden, ob es das Original oder eine Copie ist. Sie sind jetzt in Capitol, und allerdings sehr schön.

Es sind noch nicht zwölf Jahre, daß man das Grab der Scipionen an der Appischen Straße von ohngefähr fand. Hier standen die Statuen der beiden Scipionen und des Dichters Ennius. Alle Aufschriften, die die Orte bezeichnen, wo die verschiedenen Scipionen in diesem Denkmahle begraben liegen, waren unversehrt, und sind jetzt im Museo des Pabstes. Das schätzbarste aber war der große Sarcophag des L. Cornel. Scipio Barbatus *), den ich mit besonderm Vergnügen sehe, so oft ich in dieses Museum gehe. Er ist nur von gemeinem Steine, aber in sehr gutem Geschmack gearbeitet, obschon aus den frühern

*) L. Cornel. Scipio Barbatus Consul A. V. 456. und Urgroßvater des Scipio Africanus.

Zeiten der Republik. Die Aufschrift ist unversehrt und leicht zu lesen.

Unter der ungeheuren Menge von Alterthümern zu Rom, habe ich unter andern auch eine Biga gesehen, einen von jenen Wagen, mit denen man in den Circis um die meta fuhr. Ich meyne nicht etwan eine Vorstellung davon von Marmor, dergleichen eine im Vatican steht, oder in Basreliefs, dergleichen ich unzählige gesehen habe, sondern eine wirkliche Biga, ganz, mit den zwey Rädern und allem, was dazu gehört. Sie ist von Metall und befindet sich in dem Besitze eines Steinschneiders. Sie wissen, wie sehr das Volk die Circensischen Spiele liebte, daß es sprüchwörtlich war: panem et Circenses.

Kleine antiquarische Wanderungen: die Via Appia – Circus des Caracalla – Quelle der Nymphe Egeria – Ponte Salaro 2c.

Ich bin einige Meilen weit auf der Straße nach Capua gegangen, auf der via Appia,

die der Censor Appius von Rom bis Capua führen ließ, und die ein so ungeheures Werk ist, daß noch jetzt ein großer Theil davon übrig ist: Ich meyne nicht blos, daß ich den Boden betreten habe, auf welchen sie einst lief, sondern auf der wirklichen Straße, und zum Theil auf den identischen Steinen, die Appius legen ließ. Die Straße war für Jahrtausende gemacht, und sie ist so, daß man sie sogleich erkennt, denn ich glaube nicht, daß man je seitdem eine so massive Straße und mit solchen ungeheuern Steinen gebaut hat.

Diese Straße war, von der porta Capena an, viele Meilen weit mit Denkmälern auf beiden Seiten so dicht besetzt, daß eins an das andere stieß. Nun, alles das ist jetzt öde und das Feld umher ungebaut, so wie die ganze Gegend unbewohnt. In Caracalla's Circus, der, außerhalb der Stadt, nicht weit vom Capo di Bove, d. h. dem Grabmahle der Cecilia Metella liegt, wächst ein wenig elendes Gras, und das Denkmahl der Cecilia Metella, Gemahlin des Crassus, ist in einer Einöde. Dieses ungeheure Gebäude sieht

aus, als wenn es gestern geendiget worden wäre, diejenigen Theile ausgenommen, die man muthwillig zerstöhrt hat. Nahe beym Circus, in welchem noch die beyden metae zu sehen sind, um welche man herumfuhr, ist ein ungeheures Gebäude, in welchem die Pferde für die Rennwagen stunden. Es ist nur sehr wenig zerstört, und von ganz sonderbarer Bauart *).

Unter den vielen Trümmern auf der Appischen Straße, zeigt man auch die, welche das Denkmal seyn sollen, das der Schwester des Horatius errichtet wurde, nachdem ihr Bruder sie erschlagen hatte, weil sie sich nicht über seinen Sieg über die Curiatier freuete. — Solche Erinnerungen sind immer angenehm; nur muß man sich in Acht nehmen, sich die Freude nicht dadurch zu verderben, daß man sich

*) Von dem Circus maximus, welcher in der Stadt und am Fuße des mons Palatinus stund, ist nichts mehr zu sehen, als seine Figur, weil da, wo die Sitze für die Zuschauer waren, die Erde noch immer sehr erhöht ist.

sich etwan einfallen läßt, das Ding critisch zu untersuchen.

Wir verließen dann die Straße, und besuchten die Quelle der Nymphe Egeria, die sich in einer entlegenen und ebenfalls unangebauten Gegend findet. Noch sieht man auf beiden Seiten die Mauern und die Nischen, in welchen die Musen standen, und in der Tiefe einen Theil des Tempelartigen Gewölbes, unter welchem noch jetzt die Statue zu sehen ist, welche Numa Pompilius errichtet haben soll. Sie ist von weisen Marmor, hat aber den Kopf verlohren, und ist auch sonst etwas verstümmelt. Sie werden Zeichnungen oder Stiche von dieser Quelle gesehen haben, auf denen sich das Ganze recht gut ausnimmt; aber ich versichere Sie lieber Freund, daß man zur Einbildungskraft und zu classischen Rückerinnerungen seine Zuflucht nehmen muß, um sich in einem hohen Grade für diesen Ort zu interessiren. Indessen drang der Gedanke lebhaft in meine Seele, daß ich auf dem Orte stund, wo einer der besten Römer und besten Könige so

manche Stunde zubrachte und sich selbst genoß, daß ich mit einer tiefen Schwermuth nach Rom zurückkehrte.

Wenn wir des Vormittags diese oder jene Merkwürdigkeit in der Stadt gesehen haben, machen wir kleinere oder längere Wanderungen, die 3. 4. Stunden und drüber dauern. Darunter war folgende Ausflucht vielleicht die interessanteste. Wir giengen durch die porta Pinciana bey den berühmten Gärten des Sallustius vorbey und verfolgten die Straße, bis wir an den Fluß Anio kamen, den man jetzt gewöhnlich il Teverone nennt.

Hier ist der Ponte Salaro, eine Brücke, welche Narses, der berühmte Castrat im fünften Jahrhunderte erbaute, und welche dem Thore entspricht, welches noch jetzt Porta Salara heißt. Durch dieses Thor hätten wir eigentlich gehen sollen, allein wir wohnen am collis hortulorum, und so war unser nächster Weg über den Pincischen Hügel. Auf dieser Brücke sind noch jetzt zwey Aufschriften, wovon die eine acht lateinische Verse ent-

hält *). Wir giengen über die Brücke und sahen von einer Anhöhe eine große Strecke des Anio, der nicht weit von hier in die Tiber fällt, welchen Fluß man ebenfalls sieht. Wir waren nun auf der Straße, welche nach den alten Städten Fidenä und Crustumarium führte und folglich in der Gegend, welche in den frühen Zeiten von Rom der Schauplatz so langer und blutiger Kriege war.

Wir giengen hierauf am Flusse Anio hinauf und bestiegen den mons sacer, noch jetzt Monte sagro genannt. Hier stund ich nun auf dem Hügel, wohin das Römische Volk sich begab, als es mit dem Senat unzufrieden war; vielleicht war ich auf der Stelle, wo Menenius Agrippa stund, als er dem Volke

*) Aus der andern Aufschrift will ich einige wenige Worte ausziehen: Imperante - - Justiniano Narses - - - post victoriam Gothicam - - - libertate Vrbis Romae ac totius Italiae restituta Pontem viae Salariae - - - a nephantissimo Jotila - distructum - - - renovavit.

die Fabel von den Gliedern des menschlichen Körpers erzählte, die sich mit dem Bauche zankten.

So kamen wir über die zweyte Brücke über den Anio, über welche wir nach der Stadt, auf der alten via Nomentana, zurückkehrten, welche an das Thor gleiches Namens führt, jetzt Porta pia. — Ehe wir aber die nördlichen Ufer des Anio verließen, verweilten wir uns lange auf der weiten Aussicht, die man gegen die Sabinischen Gebürge hat. Da sahe ich denn sehr deutlich Tivoli, (Tibur) Frascati (Tusculum) und Palaestrina (Praeneste) *) Ich hatte die Gegend von Tiroli schon oft gesehen, aber immer in grösserer Ferne. Eine Menge Stellen aus dem Horaz kamen mir lebhaft ins Gedächtniß **); ich war so in diesen Rückerinnerungen

*) Vides, vt alta ſtet niue candidum Soracte

Od. I. 9.

**) Nec tam Lariſſae percuſſit campus opimae,

entzückt und wiederhohlte eine Stelle nach der andern, daß ich so ganz den Unwillen vergaß,

Quam domus Albuneae reſo-
nantis,
Et praeceps Anio, ac Tiburni
lucus, et uda
Mobilibus pomaria rivis.
Od. I. 7.

Und:

Nullam, Vare, ſacra vite pri-
us ſeveris arborem
Circa mite ſolum Tiburis
Od. I. 18.

Und:

Tibur Argeo poſitum colono
Sit meae ſedes utinam ſenectae;
Sit modus laſſo maris et viarum
Militiaeque
Od. II. 6.

Und;

Veſter, Camoenae, veſter in
arduos
Tollor Sabinos! ſeu mihi fri-
gidum
Praeneſte, ſeu Tibur ſupinum,
Seu liquidae placuere Baiae.
Od. III. 4.

den ich sonst gewöhnlich in diesen schönen Gegenden fühle, weil ich sie jetzt verlassen und ungebaut sehe. Kaum werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß an der ganzen Strecke des Anio, die ich vor mir sahe, nicht ein Baum, nicht eine Weide zu finden ist, und daß das ganze von der Natur so schön geformte Land zwischen dem Flusse und den Bergen, und zwischen dem Flusse und der Stadt Rom vernachlässiget liegt. Die gütige Natur bringt noch immer Gras hervor, und dieses wird durch Heerden abgeweidet, deren einsame Hirten die einzigen Menschen sind, die ich in der weiten Strecke sahe. Nur hin und wieder sieht man ein Kornfeld; Weinberge sind seltener und Olivenbäume sucht man hier verge-

Und:

Ne semper udum Tibur et Aesulae
Declive contempleris arvum et
Telegoni iuga parricidae.
Od. III. 29.

bens, obschon das Volk ohne Unterlaß Mangel an Oel leidet.

Auch war ich auf diesem langen Spatziergange nicht weit von Sarpentara, wo Nero sich selbst umbrachte *). – Dieß ist endlich auch die Gegend, von der die Gothen Rom angriffen. Belisarius hatte die Brücken über den Anio befestiget und hoffte da, sich zu erhalten, mußte sich aber in die Stadt zurückziehen.

Hier sieht man auch die Wasserleitung, welche Agrippa machte, und welche das beste Wasser nach Rom bringt. Man erzählt, daß ein Mädchen es ihm anzeigte, daher denn die Römer noch jetzt dieses Wasser aqua virgine nennen. Sixtus V. legte diese zu Grund gegangene Wasserleitung aufs

*) Suetonius (Nero 48. und 49.) ist in seiner Beschreibung so genau, daß mich dünkt, ich könnte beynahe die Stelle bestimmen. Er sagt: Inter Salariam et Nomentanam viam, circa quartum miliarium etc. etc.

neue an und nannte das Wasser aqua felice.

Es war nun Zeit, wieder in die Stadt zurückzukehren, und wir kamen durch die Porta pia (sonst Nomentana) nachdem wir vorher noch einmahl einen Blick auf zwey Gegenstände warfen, die wir schon vorher gesehen hatten. Dieß sind die Kirchen von St. Agnese und St. Costanza, dicht an einander und nicht weit von der Stadt. Constantin der Grosse erbauete sie beyde, und, nach seiner Gewohnheit, plünderte er schönere Gebäude, um schlechtere zu errichten. Wenn Sie sehr in den Beschreibungen von Rom belesen sind, so kennen Sie vielleicht eine dieser Kirchen als den Tempel des Bachus. In der That ist sie in der Form eines alten römischen Tempels; sie war aber der Begräbnißort der Constantia, Constantins Tochter.

Dreyzehnter Brief.

Clima und Einwohner von Rom.

Mildes Clima, Einöde und die Malaria in der Gegend um Rom.

Rom den 3. Febr. 1794.

Ich bin nun über sieben Wochen zu Rom gewesen, und noch weiß ich nicht, was Winter ist. Daß er zu Rom unendlich milder seyn müßte, als auf der nördlichen Seite der Alpen, das wußte ich freylich wohl, aber das wußte ich nicht, daß es im Januar eine Sonne hier gäbe, die in den Mittagsstunden wirklich schon beschwerlich ist, wenn man anhal-

tend darinne geht. Und dabey der Himmel so blau, und die Luft so rein! Seit zehn Tagen besonders haben wir ein so ausserordentlich schönes Wetter gehabt, daß es wirklich unmöglich ist, Ihnen einen Begriff davon zu geben. Die Sonne ist zu allen Zeiten stark und heiß, auch wenn die Luft kalt ist, und noch hab' ich den Tag nicht gefunden, an dem ich über Kälte hätte klagen können.

Ich halte zwar regelmäßig ein Caminfeuer; allein die Künstler, die ich besuche, sitzen, so wie die Eingebohrnen, mehrentheils in einem Zimmer, in welchem sie keine andre Wärme haben, als einen Topf mit heißer Asche. Das Wetter ist, zum Umhergehen gerade so, wie ich es das ganze Jahr hindurch wünschen möchte, es sey denn, daß der Scirocco wehe, da denn die Luft warm, dicke und unangenehm ist. Die ersten drey Wochen hatten wir sehr vielen Regen, und die Luft war oft, wie ein warmes Bad: welches beides unangenehm und ungesund ist.

Die Küchengärten sind immer gleich grün und gleich frisch, und auf der Tafel haben wir

täglich Sallate, alle Arten von Kohl und Kraut und selbst Blumenkohl und grüne Erbsen.

Ich habe schon gelegentlich des traurigen Zustandes erwähnt, in welchem sich der Kirchenstaat überhaupt und die Gegend um Rom insbesondere in Rücksicht auf Anbau und Bevölkerung des Landes befindet. Die Einöde der Gegend um Rom muß einem Fremden natürlich um soviel sonderbarer vorkommen, da dieses Land um eine Stadt herum liegt, die jetzt 180,000 Seelen hält. Wenn man nur blos an die Zugemüse und Gartengewächse denkt, die eine solche Bevölkerung erfordert, so fragt man: „Wo wächst das?" – Lieber Freund! Ein grosser Theil von dem allen wächst in der Stadt, selbst innerhalb der Mauern, auf dem Circus Maximus, auf den Bädern des Titus, Caracalla, Diocletian 2c. Einige der schönsten Ruinen von Tempeln, Wasserleitungen u. dergl. müssen Sie jetzt in Küchengärten aufsuchen. Auf den berühmten sieben Sälen der Bäder des Titus finden Sie Sallat, und auf dem Palatinischen Hügel, auf dem

prächtigen kayserlichen Pallaste, auf dem Saale des Apollo, in dem alle Dichter sich bemühten, ihre Werke aufgestellt zu haben, wächst sehr guter Kohl. Im Amphitheater macht man Salpeter und im Tempel des Friedens schlachtet man die Schweine für die ganze Stadt.

Diese ausserordentliche Entvölkerung, die ich überall um Rom herum sehe, kann ich unmöglich allein der Malaria zuschreiben. Etwas ist indessen doch daran, und ich höre sonderbare Wirkungen von dieser schlechten Luft in vielen Gegenden. Die prächtige Villa Borghese ist ein Land- oder Gartenhaus, das sich für eine Million Thaler nicht kaufen ließe! Alles, was Kunst und Geschmack in alten und neuen Zeiten hervorbrachte, ist hier aufgehäuft; selbst der Garten ist der schönste, den ich in Italien gesehen habe. Und in diesem Hause wagt es Niemand, im Sommer eine Nacht zuzubringen. — Dieß ist, mehr oder weniger der Fall mit allen Landhäusern, die nordöstlich vor Rom liegen, und so denn auch mit der Villa Albani, wo so viele Herrlichkeit und

Pracht und zugleich so viele Werke der alten Kunst sind, daß ich in fünf Stunden, die ich dort zubrachte, mich ermüdete, ohne daß ich sagen kann, sie recht gesehen zu haben. *) Und doch schlief der alte Cardinal nie hier, und so auch der gegenwärtige nicht.

Mit den Pontinischen Sümpfen ist es eben so. Schon Augustus verwandte grosse Summen darauf und der gegenwärtige Pabst vielleicht noch grössere. Es ist bey weitem sein wichtigstes Werk, und doch ist der größte Theil davon noch immer unbewohnbar. Es giebt Orte, wo man es für sichern Tod hält, eine einzige Nacht da zu schlafen. Als die Franzosen vor zwölf Monaten Rom mit einem Einfalle bedrohten, sagte Jemand scherzweise: Er hoffe, daß ein Sturm sie nöthigen möge, mitten in den Pontinischen Sümpfen zu landen, da sie nicht in einer einzigen Nacht herausmarschieren könnten, so würde man ihrer so auf einmahl los werden.

*) Unser Winkelmann hatte, wie bekannt, einen großen Antheil an der Einrichtung dieser Villa und hat die mehresten antiken Kunstwerke derselben beschrieben.

Um die Stadt Neapel herum ist im Sommer auch viel Malaria, und Niemand wagt es, zu Paestum (Posidonia) zu übernachten. Ich kenne Leute, die die Reise einzig in der Absicht machten, um die dortigen Ruinen zu sehen, und am Ende nur wenig sahen, weil sie ihre Zeit nicht wohl vertheilt hatten und die herannahende Nacht sie nach Salerno trieb. Und dieß muß schon längst so gewesen seyn; denn wie wäre es sonst möglich, daß diese weitläuftigen Ruinen, die aus den ältesten Zeiten der griechischen Republiken sind, bis ans Ende des vergangenen Jahrhunderts unbekannt hätten bleiben können? Und selbst damahls wurden sie durch ein bloses Ungefähr entdeckt. Indessen waren alle diese Gegenden einst bewohnt und stark bewohnt, und ich zweifle nicht im geringsten, daß diese verderbliche Wirkungen einer bösen Luft eben daher kommen, daß man das Land unangebaut liegen und verwildern ließ.

Bettler – Juden – die Trasteverini — die Römer, ein schwaches Volk, abergläubisch und unwissend, aber nicht bigot.

Man hat das neue sowohl als das alte Rom sehr oft die Hauptstadt der Welt genannt. Ich will nicht untersuchen, in welchen Artickeln die heutige Stadt diesen stolzen Namen verdient, einen einzigen ausgenommen, in welchem ihr Niemand diesen Titel streitig machen kann: Sie ist die Hauptstadt der Welt für die Bettler.

So wie man Menschen aller Nationen in einer Hauptstadt der Welt erwartet, so findet man auch hier so ziemlich Bettler aus allen Theilen von Europa. Rom ist so ganz der Sitz und das Paradies dieser Menschenclasse, und alles ist dazu gemacht, sie anzuziehen und hier zu behalten. Die Stadt liefert schon an sich selbst einen herrlichen Vorrath von ausgemachten und professionirten Bettlern, und verspricht ohne Unterlaß einen frischen Zuwachs für die Zunft, denn die Hälfte des gemeinen Volks,

das ich in den Gassen sehe, scheint mir Candidaten dafür zu seyn.

Ein müßigeres Volk, als die Römer, ist mir nie vorgekommen! Die Großen thun nichts, die Mittelstände nur wenig, und der Pöbel noch weniger. Die geniale Wärme des hiesigen Clima scheint für den Römer ausserordentlich viel Anziehendes zu haben, denn überall finde ich eine Menge starker und gesunder Männer auf den öffentlichen Plätzen, auf den Balustraden und auf der großeu offenem Treppe, die von der Piazza di Spagra auf den Pincischen Hügel führt, ausgestreckt und im vollesten Genusse der Sonne. Thun sie ja etwas, so ist es ein gewisses Spiel mit den Fingern, das die Regierung verboten hat, und das ich doch ohne Unterlaß sehe. Jeder streckt oder wirft eine gewisse Zahl von Fingern aus und nennt die Zahl, welche entsteht, in dem Augenblicke, in welchen der andere das nähmliche thut. Dieses Spiel erfordert ausserordentliche Scharfsicht und Schnelligkeit, und scheint so ganz gemacht zu seyn, ohne Aufhören Zänkereyen zu erregen, welche sich denn sehr

häufig

häufig, nach römischen Brauche, in Mord endigen.

Diese Müssiggänger, die schon zu den niedrigsten Classen gehören, haben nur einen Schritt zum löblichen Bettlerstande zu thun, und dieser Stand hat für sie nichts Schreckliches. Nie wird ein Bettler aus Rom vertrieben, er sey, aus welchem Lande er wolle. Die Hauptstadt der christlichen Religion betrachtet dieses als einen Hauptpunct der christlichen Liebe; niemand ist von der Wohlthat ausgeschlossen, die Hauptstadt der Heiligen, den Sitz der Seligkeit, und das sichtbare Haupt der Kirche zu sehen; und man sorgt für sie, ohne sie einzuschränken oder sich im geringsten zu bemühen, sie für das Publikum brauchbar zu machen. Ich höre, daß ein Bettler, der gut auf den Füssen ist, täglich vier- bis fünfmal Suppe in so vielen Klöstern haben kann, wo Niemand abgewiesen wird. Mehrere römische Großen haben ihre Tage und Stunden, in welchen sie einem jedem, der kommt, ohne Ausnahme austheilen.

Die milde Witterung macht, daß der Bettler wenig Kleider braucht, und so ohne Beschwerde den ganzen Tag in der freyen Luft umherziehen kann. Ueberfällt ihn ein schneller Regen, so hat er selten hundert Schritte weit zu gehen, um ein Obdach in den fast immer offenen Kirchen, unter den vielen Porticos, in den untern Theilen der Palläste u. s. w. zu finden. Kommt der Abend heran, so findet er zu St. Gallo, einer großen Stiftung für Bettler, sein Nachtlager und eine kleine Mahlzeit. Nun muß aber einer nur schlecht sein Handwerk verstehen, oder sehr wenig Unverschämtheit besitzen, wenn er nicht täglich ein Paar Paoli (der Paolo etwas über drey Groschen) einärndtet. In allen Ländern geben die mittlern Stände den Bettlern und an einem Orte, wo die Religion ohne Unterlaß christliche Liebe und Wohlthätigkeit prediget, wird sehr viel gegeben. Daher kommt es denn, daß die mehresten Bettler nicht nach St. Gallo gehen, denn sie müssen da ein Paar Messen hören und gewissen religiösen Uebungen beywohnen, und das steht ihnen nicht an. Sie gehen also lie-

ker in die sogenannte Osteria oder Albergo de Miracoli, (so genannt von den Wundern, die in dem Hause geschehen, wo die Lahmen gehen, die Blinden sehen, und die Tauben hören) wo sie für eine kleine Summe Essen und Obdach finden. Ja manche, die selbst dieses nicht bezahlen können oder wollen, schlafen lieber in Amphitheater, wo denn freylich für Tausende mehr Platz ist, als zu St. Gallo. Außer diesem giebt es noch andere Ruinen, in denen man wohl bedeckt ist, wenn man um einen Platz verlegen wäre.

In welcher Achtung die Bettler hier stehen, können Sie unter andern daraus abnehmen, daß man ihnen erlaubt, in die Caffeehäuser zu kommen. Ich kann keine Tasse Chocolade trinken oder eine Zeitung lesen, daß ich nicht von mehrern Bettlern umringt bin, die mir eben darum in das Haus folgen, weil ich ihnen dann nicht entgehen kann, und weil sie glauben, daß man ihnen lieber giebt, als sich die ganze Zeit über quälen läßt, und ihren Schmutz, ihre Wunden und ihre Schäden sieht. denn wer nur immer einen Schaden oder etwas

Eckelhaftes am Körper hat, der legt es blos, so weit er kann, und stellt es den Vorübergehenden ins Auge. Ich bin gewiß, daß viele dieser Schäden künstlich gemacht sind, habe es auch von eingebohrnen Römern sehr oft gehört.

Was nun aber die Ausländer betrifft, so wird ein Bettler nicht leicht Rom verlassen, wenn er einmal dessen Vortheile und Süßigkeiten kennt. Die ausländische Sprache, die ich am meisten höre, ist die deutsche, von welcher Zunge eine ungeheure Menge Bettler hier sind. Man sagt mir, sie kommen anfangs als Pilgrimme, angetrieben von übelverstandener Frömmigkeit, aus Neugierde, aus Langerweile rc. und bleiben dann als Bettler *). Die englische Nation ist beynahe die einzige, die keinem Beytrag zum allgemeinen Vorrathe schickt, wie es denn auf dem festen Lande fast nirgends englische Bettler giebt; aber diesem Mangel helfen einige Deutsche ab, welche unsern wackern Für-

*) Eben so häufig sind die Soldaten in Italien Deutsche. Ueberall, wo ich in diesem Lande nur ein halbes Dutzend Soldaten beysammen sehe, so höre ich auch deutsch reden.

sten in Amerika gedient haben, dort die Sprache lernten und nun hier auf englisch betteln.

Sie werden wissen, lieber Freund, daß es über 10,000 Juden zu Rom giebt, und man sagt, sie seyen die Nachkommen von denen, die Titus gefangen hieher führte. Dieß kann, mit gewissen Einschränkungen gar wohl seyn; und ich will diese Juden viel williger für den ächten Abstamm von Jerusalem halten, als die Prinzen, die Cardinäle und den übrigen römischen Adel für die Nachkommen der alten Römer. Die Ursache fällt in die Augen! Als die Barbaren Rom einnahmen, verschwanden alle diejenigen, welche groß und reich waren, indem sie entweder flohen oder erschlagen, oder als Geisel weggeführt wurden. Die armen Juden hingegen, immer verfolgt, immer gemißhandelt, waren kein Gegenstand für die Rache der Ueberwinder; sie waren niedrige, arbeitende und folglich brauchbare Menschen: Und aus eigenen Antriebe konnten sie schwerlich Rom verlassen, indem es ihnen sehr gleichgültig seyn mußte, wer ihr Tyrann war. Zu allen Zeiten hieng eine eiserne Hand über sie, und es war

ihnen eins, ob sie von einem Kaiser, einem Pabste, oder einem gothischen Heerführer gemißhandelt wurden.

Daß die Juden hier noch jetzt gemißhandelt werden, davon hatte man vor zwölf Monaten einen neuen Beweis. Der hiesige Pöbel hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß die Juden es mit den Franzosen hielten, und that einige Schritte, deren Fortgang die Regierung mit Gewalt verhindern mußte. Man mußte das Judenquartier, in welchem sie, wie in engen Ställen, auf einander gehäuft sind, mit Wache umgeben, und um das liebe Volk zu beruhigen, schränkte der Pabst die Juden noch mehr ein, und legte ihnen eine ansehnliche Geldbuße auf.

Es giebt noch eine andere Menschenclasse hier, welche sich als die eigentlichen und wahren alten Römer betrachten; ja sie gehen noch einen Schritt weiter: Sie nennen sich die Abkömmlinge von Aeneas und seinen Gefährten. „Semo (Siamo) il ſangue Troiano" sagen sie. Das sind die Trasteverini, welche am Fuße und am Abhange des Janiculischen Hügels wohnen. Sie sind stärker, herz=

hafter, unbändiger, wilder und blutiger in ihren Zänkereyen. Es sind mehrentheils ganz niedrige Leute, gemeine Handwerker, Winzer, Gärtner u. s. w.

Was die heutigen Großen von Rom betrifft, so kann sich nur höchst wenig altrömisches Blut unter ihnen befinden. Außer den Ursachen, die ich schon angegeben habe, ist es bekannt, daß es eine Zeit gab, in der Rom nicht 20,000 Einwohner hatte. Der bessere Theil von diesen mußte natürlich aus den Nachkommen der Ueberwinder bestehen, so daß ich einen Theil der jetzigen Großen mehr für unsere Landsleute, als für Nachkommen der alten Römer halte. — Uebrigens sind die Einwohner von Rom, und besonders die Großen, ein Gemische von allen Völkern Italiens. Jeder Pabst brachte aus seinem eigenen Vaterlande einen Neffen, einen Bruder, irgend einen Verwandten, den er zu einem Cardinal oder Fürsten machte, und auf Kosten des Staats bereicherte. Diese Großen haben Vorzüge, die man ihnen in ihrem eigenen Lande verweigerte, und so wurden viele nach und nach Römer.

Die Römer sind ein schwaches und furchtsames Volk, und charakterisiren sich als ein solches besonders unter den gegenwärtigen politischen Umständen. Sie zittern schon vor dem blosen Namen der Franzosen; und als die Nachricht von der Wiedereinnahme von Toulon hieherkam, glaubten sie, die Franzosen schon vor Civita Vecchia und in der Mündung der Tiber zu sehen. Ich befand mich so eben in einer grossen Abendgesellschaft, als diese Nachricht ankam. Einigen Engländern verursachte sie grosses Leid, andern eine eben so grosse Herzensfreude. Die leztern waren so wenig zurückhaltend darüber, daß sie ihre Freude sehr laut an den Tag legten. Die Römer nahmen nicht wenig Aergerniß daran und konnten sogar nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß ein Engländer sich über einen Sieg freuen konnte, den ein Volk erhalten, mit dem das Seinige im Kriege ist. Man kennt hier sehr wenig die Englische Verfassung und den Geist des Volks.

Das römische Volk ist abergläubisch und unwissend, aber nicht bigot. Hier findet man

weniger Mummerey, als in irgend einem catholischen Lande. Von den vielen Crucifixen und Marienbildern, von denen die Gassen und Landstraßen im catholischen Deutschland und in der Schweiz so voll sind, sieht man hier nur wenig, und nirgends hab' ich wenigere tabulas votivas in den Kirchen, Capellen und Stationen aufgehangen gesehen, als hier. Auch ist nirgends der Geistliche mehr ein Weltmann, als hier.

Künstler zu Rom. — Rom ist der Sitz der Freyheit für Ausländer. — Signora Bandettini Landucci, eine Improvisatrice.

Seit mehreren Tagen hab' ich die gewöhnliche Runde der lebenden Künstler gemacht, welche man als einen Theil der Dinge betrachtet, die ein Reisender hier sehen muß. Es versteht sich, daß blos von den vornehmsten die Rede ist; denn die Zahl der sämtlichen Künstler in allen den verschiedenen Fächern, nebst den Handlangern der Kunst, soll sich auf dreytausend belaufen.

Ich bin nie in der Gewohnheit gewesen, lieber Freund! Ihnen viel über die Künste zu schreiben, da dieß ein Artickel war, den ich wie Sie wissen, einem andern meiner Freunde widmete, und so erwarten Sie also auch von hier wenig über die Künste. Sagen muß ich jedoch, daß es der deutschen Künstler sehr viele hier giebt und daß sie in jedem Zweige der Kunst sich auszeichnen. Unglücklicherweise sind die besten derselben fast alle für Deutschland verlohren. Eine Angelica Kaufmann, ein Hecker, der erste Steinschneider in Italien, ein Maron, ein Unterberger und so viele andere kehren nie nach Deutschland zurück. Ziehen Sie daraus, was für Schlüsse Sie wollen, es ist ein ganz eigener Charakterzug des Deutschen, daß er überall bleibt, wo es ihm erträglich wohl geht. Der Englische, der Französische Künstler bleibt auch lange in Rom, aber am Ende kehrt er doch immer wieder in sein Vaterland zurück, während daß von allen unsern Künstlern, die in Italien groß geworden sind, kaum einer zurückkehrt.

Nirgends läßt sich die Antike so gut studieren, als hier, weil man nirgends so viele Meisterstücke der alten Griechen und Römer findet. Nirgends bekommt der Künstler lebende und gute Modelle so leicht und so wohlfeil; nirgends findet er so viele vortrefliche Gemälde der italienischen Schule beysammen, wie zu Rom. Wenn ein Künstler nach Rom kommt, so findet er schon so viele seiner Brüder, daß er willig ihre Zahl vermehrt und so hält einer dem andern Gesellschaft und ihre Zahl nimmt zu. Endlich findet der Künstler nirgends so gute Gelegenheit, beides sich bekannt zu machen und seine Werke abzusetzen.

Sie würden sich indessen sehr irren, wenn Sie glaubten, daß der Römer die Künste befördere. Ganz und gar nicht! die Cardinäle, die Fürsten, die Monsignori und der übrige Adel lassen höchst selten etwas arbeiten, und das Mehreste, was man in ihren Pallästen sieht, stammt aus den schönern Zeiten ihrer Vorfahren her. Die gegenwärtigen Künstler leben fast ganz von den Reisenden, werden durch diese in den verschiedenen Ländern von

Europa bekannt, und erhalten Bestellungen für die ganze Welt. Der Reisende betrachtet Rom so ganz eigentlich als den Hauptsitz der Künste, und hält es für Pflicht, hier mehr auf sie zu achten, als an irgend einen andern Orte. So mancher Ausländer, der zu London oder Paris kaum an die Kunst denkt, studiert sie hier, mehr oder weniger, aus Ton, aus hergebrachter Gewohnheit, aus Langerweile, weil er sonst nichts zu thun hat: und es giebt sehr wenige, die nicht wenigstens die Existenz ihres theuern Gesichtes auf eine gewisse Zahl von Jahren in Oel, in Marmor, in Miniatur, in geschnittenen Steinen ꝛc. verlängern.

Jeder Künstler empfängt den Reisenden mit Höflichkeit und dankt ihm für seinen Besuch. Jeder Cicerone hat eine Liste von lebenden Künstlern und bemüht sich, den Fremden zu so vielen zu führen, als nur möglich, weil er dadurch seinen Aufenthalt zu Rom verlängert und die Zahl der Tage vermehrt, für die er bezahlt wird. Der Fremde sieht denn so viel, so gar viel, woran er, sich selbst überlassen, oder an einem andern Orte nicht ge-

dacht haben würde, und — wie es so geschieht, die Lust und der Geschmack daran findet sich allmälig und — man giebt dem Künstler Arbeit und kauft. Auf diese Art macht man denn Aufwand, den man an einem andern Ort nicht gemacht haben würde. —

Rom ist für Ausländer der Sitz der Freyheit. Alles steht Ihnen hier offen und nirgends sind sie weniger eingeschränkt. So abergläubisch und unwissend auch das römische Volk seyn mag, so ist es doch nicht bigot und die Regierung ist es nun vollends ganz und gar nicht. Hier glaubt ein jeder, was er will und Niemand verlangt von ihm, daß er den Göttern, die zu Rom angebetet werden, auch seine individuelle Verehrung bezeige. Hier geht man in den Kirchen umher, unterredet sich, über was man will, läßt sich vom Cicerone unterrichten, beobachtet mit dem Glase und wandert in allen Richtungen zwischen Reihen von Menschen, welche, weil die Messe gelesen wird, in tiefer Anbetung auf ihren Knien liegen.

Unter den Gegenständen, die mir zu Rom vorzüglich Vergnügen gemacht haben, hätte ich schon längst die Improvisatrice Bandettini Landucci anführen sollen. So verächtlich auch einige Reisende von dieser Kunst der Italiener gesprochen haben, so gestehe ich offenherzig, daß ich, während meines Aufenthalts zu Rom unendlich viel Genuß darinne gefunden habe. Ich hörte sie zuerst in einer grossen Gesellschaft beym Senator von Rom, wo ich den auffallenden Eindruck bemerkte, den sie nicht nur auf die Italiener, die doch an die Sache gewöhnt sind, sondern auch auf alle Ausländer machte, welche die Sprache genugsam wußten, um sie zu verstehen. In der Folge hörte ich sie in kleinern Gesellschaften, wo ich mit mehrerer Ruhe und in größerer Nähe ihr mit aller möglichen Aufmerksamkeit gefolgt bin. Durchaus habe ich in ihrer Dichtung einen ungewöhnlichen Reichthum von Gedanken, und das nicht Alltagsgedanken gefunden. Sie hat die Gabe der dichterischen Darstellung in einem sehr hohen Grade, und ihre Sprache ist elegant, so wie ihr Vers leicht. Ich will mir keinesweges

das Ansehen geben, competenter Richter von Gedichten zu seyn, die ich blos gehört, nie geschrieben gesehen habe; aber mehrere Römer haben mich versichert, daß ihre Sprache vollkommen correct sey.

Sie hat eine ganz eigene Kunst, alltägliche Gegenstände interessant zu machen und ihnen eine Wendung zu geben, die neu scheint, ohne in das Unnatürliche zu fallen. Dieß zeigt sie besonders bey solchen Gegenständen, die man abgedroschen nennt. So gab man ihr z. B. einmal Philemon und Baucis, und ein andermal das Urtheil des Paris. Ich war verdrüßlich, als ich eine solche Aufgabe hörte: und nie kam sie mir grösser vor, als eben in der Ausführung der letzten, in welche sie unter andern auf eine sehr natürliche Art das Newtonische System von den Farben brachte. Jede der Göttinnen wurde natürlich redend eingeführt. Minerva macht dem Hirten kein kaltes, kahles Versprechen von Weisheit und Kenntnissen, sondern sagt ihm, in einer sehr dichterischen Sprache, daß sie ihm sehen lassen will, was den Frühling und den Sommer

hervorbringt und die Erde vor Kälte starren macht. Du sollst sehen, was für Kräfte in der Natur liegen, welche Stärke die Luft hat und wie die Lichtstrahlen die Farben hervorbringen, daß unser Auge uns hintergeht und daß die Farbenschönheit der Blume nicht ihr Eigenthum ist. ꝛc.

Sie werden mir sagen, daß sie auf alle diese Gegenstände vorbereitet ist, und um destomehr vorbereitet ist, je öfterer sie vorkommen, und je gemeiner sie sind. Ich antworte darauf, daß denn doch unter diesen abgedroschenen Gegenständen eine ungeheure Mannigfaltigkeit ist, und ein jeder nur selbst den Versuch machen soll, irgend eine dieser so oft gesungenen Mythen — nicht zu improvisiren — sondern auf seinem Zimmer, mit Zeit und Muse, in ein Gedicht zu verwandeln, das Jemand mit Vergnügen lesen kann, der die nähmliche Mythe von alten und neuern Dichtern schon oft gelesen hat.

Wenn Sie sich ohngefähr einen Begriff von den Gegenständen machen wollen, die man ihr giebt, so will ich einige von denen

man

hersetzen, die ich von ihr gehört habe: Achilles vor dem entseelten Körper des Patroklus; Klagen der Mutter Coriolaus; Galathea vor Aci's Leichnam; Priamus, der Hector's Leichnam nach Troja bringt; Regulus der von Carthago nach Rom kommt; Jephta's Tochter, die ihre Jungfrauschaft beweint, und mehrere andere Stücke aus der alten Geschichte und Mythologie.

Die Römer finden grossen Genuß in einer Kinderey, die zu nichts dient, als das Improvisiren zu erschweren. Jemand setzt sich hin und schreibt zwölf, funfzehn bis zwanzig Worte nieder, wie sie ihm einfallen und giebt ihr einen Gegenstand, den sie in Ottava rima ausführen muß. So wie sie die zwey ersten Verse einer jeden Stanze gesungen hat, ruft man ihr eins von diesen Worten zu, das sie in die zwey letzten Verse der nämlichen Stanze bringen muß und zwar mit einem dazu gehörigen Reime. Ich weiß nur wenige Fälle, wo sie das Wort verfehlt und erst in die folgende Stanze gebracht habe, wohl aber habe ich mich oft über die sehr natürliche Art gewun-

dert, mit der sie das Wort am gehörigen Orte einführte.

Die Signora Bandettini ist von Geburt eine Luccheserinn und Frau eines Officiers. Sie ist noch nicht alt und hat ausserordentlich viel Ausdruck in ihren Zügen, so wie überhaupt viel Lebhaftigkeit und Empfindung. — Ich fragte sie einst, ob man ihr nicht bisweilen Gegenstände gäbe, die sie gar nicht behandeln könnte? Sie sagte, daß das wohl geschehen könnte, ob es ihr schon noch nicht begegnet wäre, und daß sie sich dann ganz natürlich mit ihrer Unkenntniß des Gegenstandes entschuldigen, oder sich umständlich Belehrung darüber ausbitten würde.

Ihr Gesang wird allemal durch ein Clavier, doch sehr schwach, begleitet.

Die Conversazioni.

Da die Italiäner weder Mittags- noch Abendmalzeiten geben, gewisse Gelegenheiten ausgenommen, so besteht ihr ganzes geselliges Leben, (besonders jetzt, da sie weder Oper noch Bälle, noch irgend eine öffentliche Belustigung

haben,) darinne, daß sie ihre Abende in den sogenannten Conversazioni (so genannt a non conversando) zubringen.

Es giebt eine gewisse Zahl von großen Häusern, deren jedes wöchentlich einen bestimmten Abend hat, an welchem sie Gesellschaft empfangen. Manche Tage giebt es zwey und selbst drey Häuser, welche Gesellschaft empfangen, und dann geschieht es in dem einem früher, in dem andern später. Daher kommen die Ausdrücke prima sera und seconda sera. In eine prima sera gehen wir nur selten, den sie ist beynahe zu Ende, wenn wir nach englischem Gebrauche spät gehaltenem Mittagsessen kommen. Indessen bin ich in verschiedenen derselben gewesen, unter andern, beym Cardinal Bernis, und bey der Fürstin Doria. Ich kann nicht sagen, daß diese Art von gesellschaftlichen Vergnügen mich außerordentlich belustigte.

Bey der Fürstin Doria fand ich vier große Zimmer geöffnet, die ganz von Gesellschaft vollgestopft waren, und wo man Eis und andere Erfrischungen giebt. Die Fürstin

stund an der Thüre des ersten Zimmers, wo sie einen nach dem andern, so wie man kommt, empfängt. Man verbeugt sich und redet einige wenige Worte, ohne daß man in ein Gespräch eintritt, weil immer ein Ankommender den andern vertreibt. Man geht hierauf durch das erste Zimmer, und so weiter, wenn man will, durch alle viere, wo man einander ansieht, ohne sich zu kennen und ohne sich um einander zu bekümmern. Dieß meyne ich von den Fremden, denn die Einheimischen kennen einander alle und reden mit einander, ohne jedoch in lange Gespräche zu treten. Der Ausländer findet indessen doch einige Unterhaltung, denn er betrachtet die Kleidung und Manieren der Anwesenden, spricht mit seinen Bekannten und lernt die merkwürdigsten Personen kennen, die einer dem andern zeigt. Auch stellt einer den andern vor, wodurch man denn einander bekannt wird, ohne sich kennen zu lernen. Ueberdieß sieht man die Fremden von so vielen Ländern von Europa.

Noch muß ich von der Frau vom Hause anmerken, daß sie eine Prinzeßin von Carignan

und Schwester der unglücklichen Lamballe ist, welche vom Pöbel zu Paris erschlagen wurde, und deren Kopf man nachher zum Könige und zur Königin trug. — Der Fürst von Doria ist nicht nur ein Römischer, sondern auch ein Genuesischer Fürst, und kurz der lineale Nachkomme und Erbe des berühmten Doria, den Sie aus der Geschichte von Genua kennen. Ich hab ihn in andern Häusern gesehen, aber in seinem eigenen erschien er nicht, wie denn kein Ehemann in der Gesellschaft seiner Frau erscheint. Und wie könnte er das? Er ist ja der Cicisbeo, oder wie man es anständiger nennt, der Cavaliere servente einer andern Frau, und mit dieser muß er in Gesellschaft gehen und sie überall hin begleiten. Träfe es sich aber, daß seine Dame zu seiner Frau in die Conversation gienge, — nun, alsdenn kann er seine Dame dahin begleiten, und, ohne Schande, in der Conversation seiner Frau erscheinen.

Beym Cardinal Bernis fand ich nur wenig Gesellschaft und nur ein einziges Zimmer offen. Dieser in Europa so bekannte Mann

hielt sonst offene Tafel für den Ausländer, da er noch jährlich an die 300,000 Thaler zu verzehren hatte; jetzt soll er deren nicht 10,000 jährlich haben, weil er alles durch die französische Revolution verlohren, und so hat er seine Haushaltung reformiren müssen. Dieser Cardinal, der noch immer viel Liebenswürdiges hat, wird künftiges Frühjahr 79 Jahre alt *). Die beiden Tanten Ludwigs des 16ten, wohnen bey ihm, kommen aber in keine Gesellschaft. Ich sahe sie beide im Vatican, als der Pabst den Nuntius Caprara zum Cardinal machte, und beide waren in tiefer Trauer.

Eine seconda sera ist etwas angenehmer; denn da stehen Cartentische, und ein jeder kann spielen oder nicht, nach Belieben; man muß aber seine Partie selbst suchen, und so mache ich die meinige mit Engländern.

Ueberhaupt finde ich hier, daß es in diesen Gesellschaften ein sehr großer Vortheil ist, zu einer großen Nation zu gehören. Ich stehe hier mit allen Engländern und Engländerinnen

*) Er starb ohngefähr ein Jahr nachher, in seinem 80sten Jahre.

in Verbindung, und so finde ich überall eine Menge Bekannte; die Deutschen aber, die Dänen, die Pohlen, die Russen, und kurz die Leute von allen den Völkern, von denen es nur wenige Individuen hier giebt, haben oft ein sehr verlohrnes Ansehen. Der Ausländer wird überall empfangen, wenn er gehörig eingeführt ist; aber der einheimische Arzt, der Rechtsgelehrte, der blose Geistliche, der große Kaufmann, der ansehnliche Güterbesitzer ꝛc. ꝛc. sind von allen diesen Conversazioni ausgeschlossen, wo man nur den hohen römischen Adel, die Cardinäle, Fürsten, Prälaten und auswärtige Gesandte findet. Nur bey einigen außerordentlichen Gelegenheiten werden einige Bürgerliche zugelassen: und selbst denn gieng der Fürst von Borghese so weit, daß er die Bürgerlichen durch eine andere Thüre herein ließ.

Wie wenig die Römischen Conversazioni zu einer nähern Verbindung führen, und wie gleichgültig mir das Heer von neuen Bekanntschaften ist, die ich ohne Unterlaß mache, mögen Sie aus folgender Anecdote abnehmen. Hier ist ein ausländischer Edelmann oder Graf, den ich schon seit einiger Zeit kenne, weil wir

uns erst zu Florenz und dann hier fast in allen Gesellschaften getroffen haben. Ein wenig redet man denn mit einander überall, wo man sich trifft: und so bin ich gewiß, daß wir einander an die zwanzigmal getroffen und mit einander geredet haben; und diese Stunde weiß ich seinen Namen noch nicht. Zwar hab ich andere, die auch mit ihm redeten, mehrmals gefragt, wie er hieße? allein sie waren gerade im nämlichen Falle wie ich, und wußten seinen Namen eben so wenig.

Noch muß ich Ihnen eine Gewohnheit melden, die mir als ziemlich sonderbar auffällt. Wenn man Abends in die großen Römischen Häuser in Gesellschaft geht, wird man durch eine Menge Zimmer geführt, die mit Bedienten angefüllt sind, welche theils dem Hause, noch mehr aber den Gästen gehören, die zur Conversation kommen. Dieß sind Livreybediente; in dem letzten aber, welches an die Zimmer stößt, in welchen die Gesellschaft empfangen wird, sind Bediente von höherer Art, und unter diesen einer oder zweye in voller Kleidung mit dem Degen und mit dem Huthe

unter dem Arme. Dieser führt sie in das erste Gesellschaftszimmer, wo die Frau vom Hause sie empfängt.

Dieß ist der Gebrauch in allen grossen Häusern von Rom; allein in den Fürstlichen Häusern Borghese, Doria und andern, sahe ich, ausser den stattlichen Bedienten auch zwey Geistliche, welche, schön gepudert, und in ihren fliegenden seidenen Mänteln, in diesem letzten Vorzimmer stunden, und gegen alle Ankommende sich verbeugten. Diese Geistlichen, lieber Freund, sind die Capläne vom Hause; sie dürfen nie in den Gesellschaftszimmern erscheinen, werden aber in dieses Vorzimmer gestellt, blos der Parade wegen, und, wie man sagt, aus Respect für die Gäste. — Nun, das zeigt wenigstens, daß auch in einer Hierarchie der geistliche Stand wenig genug geachtet wird, wenn er nicht mit Titeln und Ehrenstellen bekleidet ist.

Aus einem spätern Briefe.

Wäre ich nur einige Wochen oder einem Monat zu Rom geblieben, so würde ich nicht eben eine angenehme Rückerinnerung von den Conversazioni aufbehalten haben; allein ich habe gefunden, seitdem ich Ihnen zuletzt über diesen Artickel schrieb, daß sie einem so manche Ressourcen anbieten, und ich habe viele meiner Abende sehr angenehm in den verschiedenen Conversazioni zugebracht. Wo giebt es einen Ort, an dem man eine so ganz freye, so ganz von allem Zwang entfernte Art genießen kann? Ich weiß, welches Haus jeden Abend offen ist! Ich bin nicht eingeladen und brauche also keine Entschuldigung zu schicken, wenn ich nicht gehe, kann aber gehen, so bald ich will: und das abermahls nach meiner Bequemlichkeit, zu Anfange, in der Mitte oder gegen das Ende. Niemand fragt: Warum kommen Sie so spät? oder: Warum kamen Sie das Letztemal gar nicht? Auch braucht man Niemanden besondere Aufmerksamkeiten zu erzeigen. Es ist leicht, diejenigen zu ver-

meiden, die man vermeiden will, und sich mit denjenigen zu unterhalten, die man sucht. Die Mannigfaltigkeit von Menschen, die man unter hundert, hundert und funfzig und auch wohl zweyhundert Personen findet, hat auch ihr Angenehmes.

Da ein jeder seine Partie selbst machen kann, so ist man nicht dem Verdrusse ausgesetzt, mit Personen zu spielen, die man als langweilig oder widerlich kennt. Kurz, Rom hat in so vielen Rücksichten die Vortheile eines grossen Hofes, ohne im geringsten das Unangenehme oder die Etikette eines Hofs zu haben.

Wenn Sie zuerst in einem dieser Häuser eingeführt werden, so gehen Sie in voller Kleidung; nachher aber nicht mehr, etwann dreye ausgenommen, wo man allemal erwartet, die Gesellschaft in voller Kleidung zu sehen. Aber selbst hierüber haben sich die Engländer hinweggesetzt: und da sie eine zahlreiche Colonie hier ausmachen, so wissen Sie wohl, daß das nicht beleidigen kann, was sehr viele thun und woran man sich, eben deßwegen, in kurzer Zeit gewöhnt.

Grossen Aufwand verursachen diese Conversazioni den Römern eben nicht! Caffee, Thee, allenfalls Eis ist alles, was man giebt; und in ein Paar Häusern, unter welchen ein Fürstenhaus ist, giebt man gar nichts. Die Carten, die man auf den Spieltischen findet, sind bisweilen schon so oft gebraucht worden, daß sie schmutzig aussehen; aber dafür haben sich einige Engländer die Freyheit genommen, ihre eigenen Carten in der Tasche mitzubringen.

Aus allen diesen grossen Häusern kommen, wenn man das erstemal dort gewesen ist, die Bedienten den folgenden Tag um sich etwas holen.

Vierzehnter Brief.

Der Pabst.

Tägliches Gebet des Pabsts in der Peterskirche – Ceremonie am ersten Weynachtsfeyertage – Vorstellung beym Pabste.

Wenn das Wetter schlecht ist und einen weiten Spatziergang hindert, so gehe ich öfters in die Peterskirche und sehe, untern andern, dem Pabste zu, wie er seinen Kopf unter den hervorgestreckten Fuß eines metallenen St. Petrus steckt, denn seine Stirne und seine Augenbraunen gegen Peters große Fußzähe reibt und endlich damit endiget, daß er einen recht herzli-

chen Kuß auf den Fuß druckt, an welchem täglich unzählige lausigte Köpfe sich reiben und welchen eben so viele schutzige Mäuler küssen.

Diese Ceremonie nun verrichtet der heilige Vater täglich, wenn er nicht schlechterdings krank ist; alsdann geht er hinter eine Säule und betet knieend über eine Viertelstunde lang. Sein Kopf ist unbedeckt und seine Kleidung eine weiße Robe, die ihm bis auf die Füsse geht. Wenn sein Gebet vorüber ist, setzt er eine Kappe auf, zieht einen rothen Mantel an und verläßt die Kirche. Dieß ist der Augenblick, ihn ganz nahe zu sehen, denn man darf sich nur dicht an die Thüre stellen, durch die er hinausgeht. Jedermann fällt alsdenn auf seine Knie, und die Leute schreyen: benedizione, Santo Padre! Auch wird ihnen dieser Segen nicht vorenthalten, und der heilige Vater ertheilt ihn mit aller möglichen Grazie.

Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich noch nie einen Mann gesehen habe, der im Publikum mit so vieler Würde, Grazie und Anstand erscheint, geht, gestikulirt und segnet,

als Pius VI. Ich sahe ihn, wie er am ersten Weynachtsfeyertage durch eine beschwerliche, zwey volle Stunden lange Ceremonie gieng, einen grossen Theil des Gottesdienstes selbst verwaltete und eine Stärke zeigte und eine Stimme hören ließ, dergleichen ich noch nie bey einem Manne von 77 Jahren gefunden habe.

Diese Feyerlichkeit am ersten Weynachtsfeyertage ist voller Pomp. Die Schweizergarde des Pabsts *) war geharnischt, gerade so, wie ich die alten Harnische, Panzer und Sturmhauben in allen Zeughäusern der Schweiz gesehen habe. Auch tragen sie die Hellebarde. Die Cardinäle waren an dem Tage in weiße Seide gekleidet, reich mit Gold besetzt; die Kleidung des Pabsts war noch reicher und ganz bunt.

*) Diese Schweizergarde besteht aus wirklichen Schweizern, denn alle diejenigen, die ich reden gehört habe, redeten deutsch, ächtes breites Schweizerdeutsch. Ihre gewöhnliche Montur ist gerade die alte Schweizertracht, wie man Willhelm Tell und die drey Eidsgenossen auf Kupferstichen sieht.

Am Ende der Ceremonie setzte man ihm die Tiara, oder die dreyfache Krone auf, da er gewöhnlich nur die Bischoffsmütze trägt. Alsdann setzte er sich auf einen Armstuhl, und eine Menge dazubestellter Männer trugen ihn auf ihren Schultern durch die ganze Kirche, und während der ganzen Zeit gab er seinen Seegen mit schönen Creuzen, die er in der Luft machte.

Bey allen diesen Gelegenheiten umringt die Schweizergarde den Theil der Kirche, in welchen der Pabst, die Cardinäle und die Prälaten sitzen. Allein jeder Ausländer, wenn er wohl gekleidet ist, wird innerhalb dem Zirkel der Garde gelassen, und ein Fremder wird durchaus bey diesen Gelegenheiten mit mehr Achtung und Höflichkeit zu Rom behandelt, als ein römischer Fürst.

Noch will ich anmerken, daß während der Feyerlichkeit die Cardinäle dem Pabste die Hand, die Erzbischöffe aber und die Bischöffe den Schuh küssen. Ja, lieber Freund, den Schuh und nicht den Pantoffel; denn die Päbste tragen keine Pantoffeln, sondern eine Art hoher Schuhe

mit

mit Riemen, die man pianelle nennt, woher der Nahme Pantoffel gekommen ist.

Auch die griechische Kirche hatte ihren Antheil an der Feyerlichkeit, und ein griechischer Prälat verlaß, oder vielmehr sang wie ein Recitatif das Evangelium und die Epistel. Er sprach, wie alle andere Griechen, die ich gehört habe, das Griechische nach den Accenten und nicht nach der Quantität aus.

Wie doch der römische Hof alles zu benutzen weiß! Im 15ten Jahrhunderte geschahe auf einem Concilium zu Florenz eine Vereinigung zwischen der römischen und griechischen Kirche; und obschon seitdem fast alle griechische Kirchen wieder davon abgetreten sind, so betrachtet der Pabst doch noch immer diese ganze Gemeinschaft von Christen als einen Theil der römischen Kirche.

Nachdem ich den Pabst so oft in der Peterskirche und in der Sixtinischen Kapelle, also immer nur bey öffentlichen Angelegenheiten gesehen hatte, so sind wir ihm auch, nach unserer Zurückkunft von Neapel, durch den Prinzen * * * vorgestellt worden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zuerst wurden wir zum Cardinal Zelada, Staatssecretair, geführt, der, nachdem wir einige Zeit gesessen waren, den Prinzen bey der Hand nahm und so in das Audienzzimmer des Pabsts führte. Wir giengen durch eine lange Reihe von Zimmern und über Treppen, welche alle von einer Menge Geistlichen und Bedienten angefüllt waren, welche Fackeln hielten; denn es war Abends um 7 Uhr. Alle andere Engländer, welche seit einiger Zeit vorgestellt worden sind, giengen des Morgens. Im Vorzimmer mußten diejenigen von uns, (wir waren unserer fünfe) welche keine Uniform trugen, Huth und Degen ablegen; der Prinz und ein Paar andere aber, welche in Uniform waren, legten blos den Huth ab, und behielten den Degen. So ist die Etiquette.

Wir traten nun alle in das Audienzzimmer, wo der Pabst gewöhnlich die Fremden empfängt, und wo ein Thron steht. Allein diesesmal empfieng er uns in seinem Sitzezimmer, wohin der Prinz zuerst allein gieng und eine lange Unterredung mit ihm hatte. Alsdann wurden wir eingelassen, und fanden den Pabst

Bayerische Staatsbibliothek München

und den Prinzen stehend, und so blieben sie es beide, bis der Pabst den Prinzen sammt der übrigen Gesellschaft entließ. Auch die Engländer, welche vor uns vorgestellt worden sind, wurden stehend empfangen. Als aber der Prinz allein mit dem Pabste war, saßen sie, wie ich höre, beide.

Die Unterredung war in Italienischer Sprache, und hauptsächlich über die gegenwärtige politische Lage von Europa. Mit denen, welche vor uns ihm vorgestellt wurden, sprach er französisch, welches er schlecht und mit Mühe spricht: auch bestand die ganze Audienz in einigen unbedeutenden Fragen.

Keiner von uns hat einen Pantoffel geküßt, auch war keiner irgendwo im Zimmer aufgestellt. Alles, was wir thaten, war, daß wir eine tiefe Verbeugung machten, worauf der Pabst seine Hand auf eine sonderbare Art ausstreckte, womit vermuthlich so viel gemeynt seyn sollte, daß er sich das Pantoffelküssen verbäte. Dieser Umstand hat einige Fremde, welche die Woche vorher vorgestellt wurden, irre geführt; sie glaubten, daß er seine Hand zum Kusse aus-

streckte und küßten sie. Dieß ist aber nicht Etiquette; denn nur die Cardinäle küssen die Hand.

Die Kleidung des Pabsts war ein Kleid von weisem Tuche, welches ihm bis auf die Füsse gieng und bis herab zugeknöpft war; eine kleine weise Kappe, unter welcher sein eigenes Haar hervorragte, welches in einer Locke rings um den Kopf ihm herum gieng. Er trug weise Handschuhe und rothe Pantoffeln, von der Art, welche wir Pantoffeln mit Quartieren nennen. Es waren also eigentliche Pantoffeln und von dem Cothurnus unterschieden, welches eine Art von hohen Schuhen waren, die ich in der Peterskirche an seinen Füssen sahe. Man nennt aber die einen und die andern Pianelle, d. h. auf deutsch Pantoffeln. Auf alle ist ein goldenes Creuz genäht: und dieses Creuz ist es eigentlich, was die Catholiken küssen.

Das Audienzzimmer sowohl, als das, in welchem uns der Pabst empfieng, war mit Carmosin Sammet behangen, und stark mit

goldenen Tressen besetzt. Auf einer Tafel stund ein schwarzes Creuz mit einem goldenen oder vergoldeten Christus. Der Fußboden war in beiden von gemeinen Ziegeln, ohne Bodenteppich, gerade so, wie die mehresten italienischen Fußböden sind.

Funfzehnter Brief.

Reise von Rom nach Neapolis.

Von Rom bis Albano, ein ungebautes Land – Forum Appii – Monte Circello oder das Vorgebürge der Circe – die Pontinischen Sümpfe und Austrocknung derselben – Bergkette von den Albanischen Hügeln bis Terracina und heißer Strich Landes bey Piperno – das alte Anxur.

Febr. 1794.

Die Reise von Rom nach Neapel war mir auf eine ganz besondere Art merkwürdig und interessirte mich auch zum zweytenmale, denn

wir wären genöthiget, gerade den nämlichen Weg wieder zurück zu machen, den wir gegangen waren.

Diese Reise läßt sich sehr gut in zwei gleiche Theile theilen, nämlich durch die päbstlichen Länder, von Rom bis Terracina, 70 Meilen durch das Neapolitanische Gebiete. Diese beiden Theile, obschon ohngefähr von der nämlichen Länge, sind einander sehr ungleich, und es würde schwer seyn, einem, der keine classische Erziehung gehabt hat, begreiflich zu machen, daß der erste Theil dieser Reise sehr interessiren könne. Die Gestalt des Landes ist größtentheils schön genug; aber da sind die Berge so kahl, und die Thäler und Ebenen so schlecht angebaut; dabey sind alle Orte, durch die man kommt, so arm und so unbeträchtlich, daß man allerdings mehr an das denken muß, was sie gewesen sind, als sehen, was sie iezt sind. Horaz und Virgil sind mir an sich selbst so ziemlich im Gedächtniße und überdieß habe ich in beiden Dichtern alle die Stellen unterstrichen, die auf das Locale von Italien einige Beziehung haben. Dieß allein ist hinreichend

Ihnen die ganze Reise äusserst interessant zu machen.

Horazens Reise nach Brundusium *) ist, innerhalb sechszehn Meilen von Neapolis, d. h. von Rom nach Capua, ohngefähr die nämliche, die ich gemacht habe. Also

Egressum magna me excepit Aricia Roma
Hospitio modico.

Dieß war Horazens erste Tagereise, d. h. vierzehn römische Meilen: eine Ferne, die man mit der Post in weniger als zwey Stunden macht. Allein Horaz machte diesen Weg auf der Appischen Straße, d. h. auf einem Wege, der durchaus mit grossen schweren Steinen gepflastert war. Unsere heutigen Postchaisen würden sich sehr übel auf dieser Straße befinden und auch die alten Römer reißten nur sehr langsam darauf. Horaz sagt:

- - - - minus est gravis Appia tardis.

*) Serm. I. 5.

Sei Weg gieng durch die Porta Capena, jetzt Porta di St. Sebastiano, beym Grabmale der Scipionen, der Horazier, und der Cecilia Metella vorbey ꝛc. Ich habe Ihnen schon zu einer andern Zeit diesen Weg beschrieben *) und gesagt, daß noch sehr viel von der Appischen Straße da übrig ist. Aber nichts ist abscheulicher, als eine verderbte altrömische Landstraße. Der Weg geht also jetzt bey der Kirche St. Giovanni Laterano hinaus und ist eine vortrefliche Chaussee; das Land aber, durch welches man sieben Meilen lang geht, gleicht einer arabischen Wildniß. Es ist fast ganz unangebaut und nur hin und wieder sieht man ein einsames Haus. Desto auffallender sind daher die Trümmer der Claudischen Wasserleitung, die man 4 Meilen von Rom antrifft, und welche mich an die Palläste erinnerte, die man zu Palmyra mitten in der Wildniß sieht. In der That ist von dieser aqua Claudia, welche noch jetzt mehrere Meilen lang ist, so viel übrig, daß man etliche Dutzend Palläste daraus bauen könnte.

*) Siehe den 12ten Brief.

Etwa 8 Meilen von Rom kommt man an den Fuß der Albanischen Berge, wo das Land ein schöneres Ansehen gewinnt, viele Bäume hat, und ziemlich wohl bebaut ist. So wie man allmälig den Berg bis nach Albano zu ersteigt, öffnet sich eine weite und herrliche Aussicht. Von dieser Höhe und von einigen andern, über die Sie in der Folge gehen, hat man die Aussicht bis aufs Meer und besonders auf den Theil der Küste, der durch die Aeneide verewiget worden ist. Hier lagen die alten Städte Ostia, Laurentum, Lavinium, Ardea, Suessa, Pometia, Antium u. s. w.

Die Lage der heutigen Stadt Albano ist herrlich, und hier wird Wein und Oel in Menge gewonnen, aber weder das eine noch das andere sind so berühmt, als sie es einst waren. – Sonderbar, daß die alte Stadt Alba longa so zerstört ist, daß man jetzt ihre Lage nicht mehr mit Gewißheit weiß. So viel ist so ziemlich ausgemacht, daß sie nicht dem heutigen Albano entspricht.

Auch die Lage von la Riccia (das alte Aritia) ist überaus schön und mit vielen

schattigten Bäumen umgeben. Ein wenig weiter hinaus, kommt man nach Gensano, dann nach Velletri und so nach Cisterna, durch eine Strecke von Bergen und Hügeln, welche überaus schön sind und vortrefliche Aussichten gewähren.

Von der Nachbarschaft von Albano bis hieher folgt man größtentheils der Appischen Straße, die sich aber dann etwas links nach den Bergen zu zieht, denn Horaz kam den zweyten oder dritten Tag nach Forum Appii, wohin man jetzt nicht mehr geht, seitdem Pius VI. die schöne Straße durch die Pontinischen Sümpfe hat machen lassen. Horaz sagt:

- - - - Inde Forum Appi
Differtum nautis, cauponibus atque malignis.

Dieser Ort war kaum funfzig Meilen von Rom; ob aber Horaz zwey oder drey Tagerei-

sen von Rom dahin machte, ist nicht ganz klar. Er sagt:

> Hoc iter ignavi divisimus, altius ac nos
> Praecinctis unum.

Ob aber das unum sich auf Rom oder auf Aricia bezieht, weiß ich nicht; nur so viel sahe ich, daß man damals äuserst langsam reißte, denn jezt geht man mit der Post von Rom bis nach Terracina in einem Tage und das in 10 Stunden. Dieß ist das nämliche Forum Appii, wohin der Apostel Paulus kam *) Noch zeigt man ein altes Gemäuer, das man die le tre taverne (Tres tabernas) nennt und welches das Haus seyn soll, in welchem der Apostel mit seinen Freunden einkehrte. Ich muß aber dabey erinnern, daß die Lage des alten Forum Appii nicht zuverläßig entschieden ist.

*) Act. App. XXVIII. 15.

Von hier gieng Horaz ein Stück Weges zu Wasser, gegen Anxur, das heutige Terracina. Dieß muß ein Canal in den Pontinischen Sümpfen gewesen seyn. Sonst gieng man von Velletri fast den nämlichen Weg mit der Post; jetzt aber hat der Pabst eine schnurgerade Straße durch die Pontinischen Sümpfe, fünf und zwanzig Meilen, machen lassen, so daß man von Cisterna beständig in der Ebene geht und zur Linken eine schöne Aussicht auf die Berge und auf alle die Orte hat, die an den Bergen liegen, denn das Thal ist ganz unbevölkert. Da sieht man denn Cori, Sermoneta (Sulmo, Ovids Vaterland, wie er selbst sagt *) Sezze (das alte Setina) und Piperno (Privernum) die Hauptstadt der kriegerischen Camilla, die dem Turnus gegen den Aeneas zu Hülfe kam.

Was mir aber auf der ganzen Straße vorzüglich auffiel, ist der Monte Circello, oder das Vorgebirge der Circe. Schon zu Velletri wurde ich dieses hohe Gebürge gewahr,

*) Sulmo mihi partria est etc.

und hatte es bis Terracina ohne Unterlaß vor Augen. Ich bewunderte die Griechen, die in der Wahl der Scenen, in die sie ihre Fabeln verlegten, immer so äußerst glücklich waren. Dieses Gebirge ist so recht gemacht, der Wohnsitz einer Zauberin zu seyn, denn es ist von beträchtlichen Umfange, sehr hoch und erhebt sich äußerst steil aus dem Meere am Ende einer ungeheuern Ebene, die beynahe so niedrig ist, als das Meer. Homer beschreibt es als eine Insel: und ich wundere mich darüber gar nicht, denn es scheint ohne alle Verbindung mit dem festen Lande zu seyn, weil die Pontinischen Sümpfe so gar niedrig sind. Auch ist es möglich, daß es einst eine Insel war. Virgil beschreibt es ohngefähr eben so, als Aeneas vorbey schiffte:

Proxima Circaeae raduntur litora
terrae:
Dives inaccessos ubi Solis filia lucos
Assiduo resonat cantu . . .
Hinc exaudiri gemitus iraeque
leonum,

Vincla recuſantum et ſera ſub nocte
rudentum:
Saetigerique ſues atque in praeſe-
pibus urſi
Saevire ac formae magnorum ulu-
lare luporum
Quos hominum ex facie Dea ſaeva
potentibus herbis
Induerat Circe in voltus ac terga
ferarum *).

Dieſe paludes Pontinae, oder, wie ſie noch heutzutage heiſſen, Paludi Pontini, ſind in vielen Betrachtungen äußerſt merkwürdig, und es findet ſich in der Geſchichte ſo manches darüber, das mir nicht recht klar iſt. So viel iſt gewiß, daß hier zu allen Zeiten ein ungeheurer Sumpf war; demohngeachtet wurde ſchon 300 Jahre vor Chriſti Geburt, die prächtige Appiſche Straße hindurch geführt, eine Straße, die für die Ewigkeit gemacht zu

*) Virgil. Aen. VII. v. 10.

seyn schien, und von der ich noch jetzt hin und wieder so viele Ueberbleibsel gesehen habe. Dieser Straße ungeachtet, finden wir, daß zu Augustus Zeiten diese Gegend von Italien ein ungeheurer Sumpf war; denn sein Minister wendete unermeßliche Summen auf die Austrocknung desselben. Gleichwohl redet Virgil davon als von einem Sumpfe; denn da er am Ende des siebenten Buchs der Aeneis die verschiedenen Völker aufzählt, welche gegen den Aeneas kamen, nennt er auch das

Circaeum jugum: queis Juppiter
Anxurus arvis
Praesidet, et viridi gaudens Fero-
nia luco:
Qua Saturae jacet atra palus, geli-
dusque per imas
Quaerit iter valles atque in mare
conditur Ufens *)

Hos

*) Ufens, jetzt Portatore ist eben der Fluß, dessen Ablauf so langsam ist, daß er das Land sumpfig macht.

Hos super advenit Volsca de gente
Camilla etc. *).

Nun kann man freylich wohl sagen, daß Virgil von der Gegend rede, wie sie zu Aeneas Zeiten gewesen seyn mag; allein würde er nicht ein Wort über den Zustand gesagt haben, in dem sie sich zu seiner Zeit befand? — Oder muß man annehmen, daß der ganze Strich damals so war, wie er ihn beschreibt, und daß die Arbeiten des Agrippa noch nicht angefangen hatten.

Das Circaeum jugum ist denn nichts anders, als der Monte Circello, von dem ich so eben geredet habe; die Felder, quibus Jupiter Anxurus praesidet, ist das Land um Terracina, oder das alte Anxur, welches ich nachher beschreiben will, denn ich habe den Hügel erstiegen und die Ueberbleibsel der alten Stadt aufgesucht. Der lucus Feroniae muß auch dicht dabey gewesen seyn, denn als Horaz das Boot verließ, in welchem er sich zu Forum Appii eingeschifft hatte, sagte er:

*) Virg. Aen. VII. 799. u. d. f.

Ora manusque tua lavimus, Fero-
nia, lympha

Und gleich darauf:

Millia tum pransi tria repimus, at-
que subimus
Impositum saxis late candentibus
Anxur *).

Also drey Meilen, ehe er Anxur oder Terracina erreichte, in der Straße vom Forum Appii herab.

Der atra palus Saturae war also nichts anders als ein Theil der Pontinischen Sümpfe. August muß auf diese Weise viel gethan haben, und das in kurzer Zeit. Ich habe irgendwo gelesen, daß man drey und zwanzig Städte in diesen Sümpfen rechnete; was aber aus ihnen geworden ist, kann ich nirgends finden, denn sie sind sammt und sonders verschwunden.

*) Horat. Serm. I. 5. v. 24-26.

Ehe der gegenwärtige Pabst an die Regierung kam, waren diese Sümpfe nicht nur ganz unbewohnt, sondern auch größtentheils unzugänglich. Die Appische Straße, die hindurch gieng war unsichtbar geworden und lag unter dem Wasser bedeckt. Auch gieng die Landstraße von Velletri nach Case Fondate, Sermoneta, Case nuove, Piperno und Maruti nach Terracina. Dabey war die Luft so ungesund, daß nicht nur die Einwohner der genannten Orte, welche alle an oder auf den Hügeln liegen, sehr dadurch litten, sondern man spürte auch ihre Wirkungen weit gen Westen, und bisweilen selbst bis nach Rom. Pius VI. hat ungeheure Summen darauf verwendet, indem er eine Menge Canäle ziehen und das Wasser hat ableiten lassen. Auch hat er queer durch den Sumpf eine schnurgerade Straße, ohngefähr 25. italienische Meilen lang ziehen lassen, wobey er zum Theil die alte Appische berührt, aber mit einen Chäussee bedeckt hat. Da das ganze Land wüste war, so mußte er alle Posthäuser bauen lassen; und das hat er mit einer wahrhaft römischen Größe gethan, oder viel-

mehr, er hat einen unnützen Aufwand gemacht. Wenn man die Pferde zweymal wechselte, so wäre das genug; statt dessen hat er vier große schöne Posthäuser bauen lassen, welche Pallästen ähnlich sehen. Die Straße selbst ist vortrefflich; auch fuhr man uns auf dem ganzen Wege in jeder Stunde ohngefähr 10 Meilen.

Da man in mehreren Reisebüchern noch immer die alte Straße, selten die neue findet, so will ich die Posten angeben, wie man sie jetzt fährt, oder mit andern Worten, fahren muß, denn auf der alten Straße ist kein Fortkommen mehr.

Rom.	Posten.
Torre mezza Via	$1\frac{1}{2}$.
Albano	1.
Gensano	1.
Velletri	1.
Cisterna	1.
Torre del Ponte	$1\frac{1}{2}$.
Bocca di Fiume	1.
Mesa	1.
Ponte maggiore	1.
Terracina	1.
	11.

Zwischen Mesa und Terracina ist die Post Ponte maggiore schon wieder eingegangen, und in der That macht man die beiden Posten mit den nämlichen Pferden ohne alle Unbequemlichkeit.

Es thut mir leid, daß ich noch hinzusetzen muß, daß Pius VI. am Eingange in die Pontinischen Sümpfe ein großes, kostbares Kloster bauen läßt — in den gegenwärtigen Zeiten und in einem Lande, das der Klöster nur schon zu viele hat. An die ungesunde Luft dachte der heilige Vater wohl gar nicht; denn er ist so in die Pontinischen Sümpfe verliebt, daß er sie sehr oft besucht.

Dem allen ungeachtet bleibt noch immer sehr viel zu thun übrig, und die Luft ist im Sommer noch immer so ungesund, daß man den Reisenden empfiehlt, auf dieser Straße ja nicht im Wagen einzuschlafen, vielweniger eine Nacht darauf zuzubringen. Zu Neapel giebt es einen Arzt, welcher allen Reisenden rathet, ein Brechpulver zu nehmen, sobald sie zu Neapel oder zu Rom ankommen. Indessen giebt es jetzt viele Weide, und ich sahe eine große

Menge von Pferden und Büffelochsen. Auch erbaut man viel Reis, für welchen sich dieser Boden vorzüglich schickt, denn die Natur des Reises fordert, daß er halb unter Wasser stehe. Daher kommt es, daß alle Reisländer so ungesund sind, und daß man immer die Einwohner derselben aus den benachbarten Gegenden oder andern Ländern rekrutiren muß, wie dieß z. B. der Fall im Mayländischen ist.

Da in den Pontinischen Sümpfen alles neu ist, Häuser, Bäume und Pflanzungen, so ist es ein sonderbares Gefühl, wenn man mitten in denselben ein großes altrömisches Gebäude findet. Die Sache hat indessen nichts besonderes; denn dieses Gebäude ist eins von den unzähligen Denkmälern, die auf der ganzen Appischen Straße von Rom bis Capua stunden, und von denen man noch überall so viele Ueberbleibsel sieht, welche zeigen, daß so manche dieser Grabmäler große und theils prächtige Gebäude waren *).

Von den Albanischen Hügeln zieht sich bis nach Terracina eine ununterbrochene Bergkette,

*) Man sehe weiter unten den 19ten Brief.

welche gegen das Meer zu größtentheils eine weite Aussicht offen läßt. Zu Terracina endet sich diese Bergkette in hohen steilen Felsen, die bis in das Meer liefen, und also den Eingang in das heutige Königreich Neapel versperrten. Schon die Arbeiter der Appischen Straße haben diesen Felsen, dicht am Meere ausgehauen, und man sieht noch an der schroffen Felsenwand mehrere römische Zahlen, die sie in den Stein gehauen, und worüber die Gelehrten mancherley geschrieben haben.

Der Winkel, den diese Bergkette in der Gegend von Piperno bildet, ist einer der heißesten Striche von Europa; auch wächst da mancherley, daß sich in andern Orten von Italien nicht findet, unter andern ein großer Wald von Korkbäumen. Auch die steile Seite des Berges, auf welchem das alte Anxur stund, ist ein wahres Treibhaus. Ich hatte die Neugierde, gerade an der Seite hinauf zu klettern, und fand viele Myrthen mit reifen Beeren, Mastixbaum (Lentiscus) und andere Gewächse, hauptsächlich aber den indischen Feigenbaum, der hier ganz wild und in großer Vollkommen-

heit wächst. Es ist jenes sonderbare Gewächse, das fast ganz aus Blättern besteht, die sehr groß und dick und rauch sind, und die ich bisweilen in unsern nordischen Treibhäusern gesehen habe. Seine Frucht kommt hier zur vollkommenen Reife, ist aber so ekelhaft süße, daß man sie nicht schätzt.

Auf dem höchsten Theile des Hügels, und fast am schroffen Abfalle stund ein großes Gebäude von dem der untere Theil noch ganz übrig ist. Wenn es, wie es scheint, ein Privatgebäude ist, so ist es das größte antike Haus, das ich in Italien gesehen habe *). Aber auch dieses giebt mir keinen ganz klaren Begriff von den Häusern der Großen: von allen denen, die ich gesehen habe, ist nur der untere Theil übrig, welcher allemal aus Gewölben und Gallerien besteht, die sehr dunkel gewesen seyn müssen. Was aber die Häuser betrifft, die man zu Pom-

*) Ich hatte damals die sogenannten Häuser des Quintilius Varus, und Mäcenas zu Tivoli noch nicht gesehen, welche grösser sind. — Uebrigens behaupten einige, daß Theodorich zu Terracina einen Pallast hatte.

peii ausgegraben hat, so sind diese alle klein und unbedeutend, etwan die Villa ausgenommen, die ich Ihnen in der Folge beschreiben will. Ein ganzes Haus also eines großen und reichen Römers ist noch immer ein desideratum.

Ich gieng nun auf dem Rücken des Hügels weiter, und fand noch einige andere Trümmer des alten Anxur, bis ich endlich an die Stadtmauern kam, die sich längst dem Hügel hinabziehen, und von denen noch sehr viel übrig ist. Ich folgte ihnen und kam so den Hügel herab, wo er am wenigsten steil ist, auf das heutige Terracina, welches tiefer liegt.

Die Aussicht muß ich nicht vergessen, die man von dem alten Hause zu Anxur hat. Gerade unter ihren Füssen haben sie den alten wohlgebauten Hafen, der aber jetzt ganz voll Erde und Sumpf ist; dann übersehen Sie die ganze Strecke der Pontinischen Sümpfe, aus welchen sich das Vorgebürge der Circe (Monte Circello) erhebt und in seiner ganzen Größe zeigt. Etwas mehr gegen Süden zeigen sich im offenen Meere die Inseln Senone, Palmaria

Ponza und Ventotiene, welches das alte so berühmte Pandataria ist, wohin Augustus seine Julia verwies, und welches im Tacitus so oft vorkommt. Auf der andern Seite sieht man ein gutes Stück in das Königreich Neapel hinein, bis an das Vorgebürge von Gaeta und über dieses hinaus die Insel Ischia, die nicht weit von dem westlichen Vorgebürge von Misenum entfernt ist. Das Wetter war schön und so außerordentlich ist die Klarheit eines italienischen Himmels, daß ich alle diese Gegenstände sehr deutlich mit bloßen Augen erkennen konnte.

Fondi — Itri — (äußerliches Ansehen der italienischen Häuser) — Mola — Gaeta Stadt und Vorgebürge und Torre d'Orlando mit seiner Aussicht — Ruinen des alten Minturnä — Capua — Caserta und Wasserleitung.

Ich komme nun zum zweyten Theil meiner Reise, nämlich von Terracina nach Neapel, einem Strich, der zwar nicht so merkwürdig

durch Geschichte und Dichtkunst ist; aber dafür ist das Land natürlich schöner und auch besser angebaut, als das im Kirchenstaate.

Der nächste Ort ist Fondi. Die Gegend umher hat etwas ganz vorzüglich Anziehendes, und hier sahe ich, zum erstenmale, Citronen und Pomeranzenbäume, in großer Menge, wie Waldbäume, in den Feldern wachsen, aufs reichste mit den schönsten Früchten bedeckt. Dieser Baum ist einer der merkwürdigsten in der Natur. Im Königreiche Neapel fängt seine Frucht mit dem November an zu reifen, und von dieser Zeit an bis in den April, hat man sechs Monate lang eine unausgesetzte Aerndte, indem unter den schon reifen Früchten sich grüne finden und unter diesen noch kleinere, so daß sie sechs Monate lang allmählich auf einander folgen. Was nicht weniger sonderbar ist, so fängt dieser Baum im Anfange des Märzes wieder an zu blühen, so daß man mehrere Wochen lang Blüten und reife Früchte zugleich sehen kann. Die Menge der Früchte, die ich diesen Winter auf allen Citronen- und Pomeranzenbäumen gesehen habe, ist über alles, wo-

von ich mir einen Begriff hätte machen können. Zu Neapel verkaufte man das Stück für ohngefähr zwey Pfennige, und sie würden noch weit wohlfeiler seyn, wenn es nicht eine Frucht wäre, die in dem sämmtlichen Norden gesucht wird.

Die Gasse, durch die man zu Fondi fährt, hat noch das alte Appische Pflaster, muß aber wohl oft ausgebessert worden seyn. Dieß ist der Ort, wo Horaz über das Ansehen sich lustig machte, das der dortige Municipalbediente sich gab:

- - - insani ridentes praemia scribae,
Praetextam, et latum clavum, prunaeque vatillum.

Die nächste Station ist Itri, ein Ort, der, bis man hineinkommt und sein Elend sieht, ausserordentlich viel verspricht. Dieß ist überhaupt der Fall mit einer Menge italienischer Städte, die so oft auf einem Hügel liegen, und in der kleinsten Ferne ein überaus schönes, fast möchte ich sagen, majestätisches Ansehen haben.

Das Aeußere selbst der ärmern italienischen Häuser ist mehrentheils sehr gut; sie sind von Stein gebaut, sehr dauerhaft und keineswegs klein. Man muß ihnen ganz nahe kommen, um den Schmutz zu sehen, der sie füllt, oder das Papier oder Holz, das die Glasfenster vorstellt. Jene äußerlich elenden Hütten, die man in Norden von Europa nur zu oft sieht, findet man hier gar nicht. Hier muß ich jedoch einige Häuser am Flusse Selo ausnehmen, die mich so ganz an den ersten Ursprung des Bauens errinnerten. Ein rundes Loch in der Erde, welche, aus dem Loche gegraben, ringsherum einen Damm bildete, bedeckt mit Holz, Rohr und Binsen, macht dort ein Haus, in welchem ringsherum kleine Betten stehen, in denen eine Menschenart schläft, die mir einen vollkommenen Begriff von afrikanischen Wilden geben. — Dieses Itri ist das alte Formiä, oder wie es Horaz nennt, die Urbs Mamurrarum:

In Mamurrarum lassi deinde urbe
manemus;

Das alte Formiä war durch den vortrefflichen Wein berühmt, der in seiner Nachbarschaft wuchs. Der Hügel, auf dem es stand, trägt noch jetzt einen guten Wein, der noch besser seyn würde, wenn man sich mehr Mühe gäbe, ihn zu machen. —

Hier hatte Cicero einen seiner Landsitze, eben den, in dessen Nachbarschaft er ermordet wurde, als er ihn auf seiner Flucht vor Antonius verließ.

Von Itri kommt man in 8 Meilen nach Mola, einen Ort, der durch seine Lage unter die schönsten in Italien gehört. Er liegt in der Tiefe des Golfo di Santa, eines von jenen Meerbusen, die das Königreich Neapel so ganz vorzüglich auszeichnen, und die Schönheit seiner Küsten so gar weit über alles erheben, was man in Großbrittanien sieht, wo eine stürmische See, ein unfreundlicher Himmel und eine geradere Linie des Ufers die Nachbarschaft des Meeres fast durchaus unangenehm macht.

Nachdem wir die Gegenden dieses Orts genugsam gesehen hatten, so machten wir eine Fahrt nach Gaeta oder Mola di Gaeta,

welches vier Meilen von Mola, und eine ziemlich ansehnliche und stark bevölkerte Stadt ist, welche sich über zwey Meilen am Meere hinzieht und in einem Felsen endiget, welcher das Vorgebürge von Gaeta heißt. Hier war es, daß Aeneas seine Pflegemutter Caieta verlor, von der das Vorgebürge, die Stadt und der Meerbusen noch jetzt den Namen haben.

Tu quoque litoribus nostris Aeneïa nutrix,
Aeternum moriens famam, Caieta, dedisti *).

Das Ende dieses Vorgebürges ist eine starke Festung, wo wir alle die Neapolitanischen Regimenter fanden, die zu Toulon gewesen sind. Man sagte, die Regierung erlaube ihnen nicht nach Neapel zu kommen, weil die Officiere sich zu Toulon schlecht gezeigt hätten; andere hingegen sagten, die Ursache sey, weil man dem Volke zu Neapel die Lücken nicht sehen lassen wolle, die die Franzosen in diesen Regimentern gemacht haben. —

*) Virg. Aen. VII. 1. 2.

Hier zeigt man Felsen, welche sich durch ein Erdbeben von oben bis hinunter so getrennt haben, daß jetzt ein Zwischenraum von mehreren Schuhen zwischen denselben ist. Man sagte uns, daß die Trennung in der Stunde geschehen sey, in welcher Christus gekreuziget worden, und der Platzmajor, der uns begleitete, kniete nieder und küßte die Felsen an mehreren Orten, während daß wir uns begnügten, unsern Huth abzunehmen. Diese Spaltung eines ungeheuern Felsen ist allerdings eine höchst sonderbare Erscheinung, und man sieht so genau, daß die jetzt getrennten Theile einst zusammen gehörten, daß die Sache äußerst merkwürdig ist. Am Ende der Spaltung fiel ein großes Stück Felsen herab, das nun in der Kluft über dem Meere hängt, und auf welches man eine Capelle gebaut hat, welche eine höchst romantische Lage zwischen jähen Felsen über dem Wasser hat.

Ein Reisender besucht natürlich solche Dinge; aber weit interessanter war mir die Aussicht von der Höhe des Berges oder Vorgebürges, welches hier in das Meer hinaus läuft.

Von

Von einem Thurme, welchen man Torre d'Orlando nennt, und welcher nichts anders, als ein antikes Grabmal im Geschmacke des Capo di bove zu Rom ist, übersehe ich hier den ganzen reizenden Meerbusen von Gaeta bis an das Vorgebürge von Misenum, in dessen Nachbarschaft sich die Insel Ischia zeigt. Auf der andern Seite sahe ich den Meerbusen, in dessen Tiefe Fondi liegt, bis nach Terracina, über welches hinaus ich das Vorgebürge der Circe deutlich erkennen konnte. Daß man die Inseln Ponza, Ventotiene oder Pendataria u. s. w. da sieht, versteht sich von selbst.

Die nächste Station von Mola ist ein einzelnes Haus am Flusse Gariglian o. Dieß ist die Liris der Alten, ein Fluß der so sanft und stille fließt, daß ich die Wahrheit des Bildes, das Horaz davon macht, bewundern mußte:

Non rura, quae Liris quieta
Mordet aqua, taciturnus amnis *).

Und so auch das Gemälde des Silius

*) Horat. Carm. I. 31.

Et Liris nutritus aquis, qui ſonte quieto
Diſſimulat curſum, ac, nullo mutabilis imbri,
Perſtringit tacitas gemmanti gurgite ripas *).

Auf der weſtlichen Seite dieſes Fluſſes und dicht an der heutigen Landſtraße, lag das alte Minturnae, eine Stadt, deren Ruinen noch jetzt zeigen, daß ſie wichtig war. Hier iſt eine Waſſerleitung, die auch jetzt noch einige Meilen lang übrig iſt, und deren Bau meine Achtung erregt hat. Auch unterſuchte ich die Trümmer des Amphitheaters, welches zwar größtentheils zerſtört iſt, deſſen Umfang ich aber doch noch deutlich ſehen konnte, ſowohl als ſeine Bauart aus den noch übrigen Bogen: Dieſe Stadt lag in einer reizenden Gegend, dicht am Meere, an einem ſchiffbarem Fluſſe und in der Nähe von Hügeln, deren Schönheit mich außerordentlich anzog. Aber die niedern

*) Silius Ital. IV. 350.

Gegenden dieses Striches sind sumpfig und waren es so vor zweytausend Jahren, denn in diesen Sümpfen versteckte sich Marius, nachdem ihn Sylla in die Acht erklärt hatte.

Nicht weit davon lag, am Abhange eines Hügels das alte Sinuessa, wo Horaz auf seiner Reise, den Plotius, Varius und Virgil traf:

- - - animae, quales neque candidiores
Terra tulit, neque queis me sit devinctior alter.
O qui complexus! et gaudia quanta fuerunt *).

Vermuthlich tranken sie hier eine gute Flasche Wein, denn der vinum Caecubum wuchs dicht am Vorgebürge Gaeta, wo ein Berg noch jetzt Monte Cecubo heißt, während daß sie von der andern Seite eben so leicht guten Falerner haben konnten, wovon der beste zwischen Capua und Cumä wuchs.

*) Vs. 41. etc.

Von Minturnä und Sinueßa bis Capua ist das Land schön, aber nicht anders interessant, als durch seine natürliche Schönheit.

Zu Capua geht man über den Volturno, einen Fluß, den, wie die mehresten seiner italienischen Brüder, gelb und unansehnlich ist, so sehr ich auch auf den Volturnus, der in den alten Dichtern öfters vorkommt, aufmerksam war.

Das heutige Capua ist von dem alten reichen, prächtigen und schwelgerischen Capua, in welchem Hannibals Armee sich zu Grunde richtete, so sehr verschieden, und hat sich seitdem so sehr geändert, daß wir schwerlich hier eine Nacht zugebracht haben würden, wenn es nicht die Umstände so gewollt hätten.

Das alte Capua lag etwas näher an den Bergen, als das heutige; seine Gränzen aber lassen sich nicht genau mehr bestimmen, weil das Land in der ganzen Campagna felice ziemlich gut angebaut ist. Von dem Thore der heutigen Stadt bis an das Amphitheater der alten sind zwey kleine Meilen. Von diesem Gebäude ist noch so viel übrig, daß man

vollkommen sehen kann, wie groß und schön es war. So wie in dem zu Rom gebrauchte man für die Außenseiten ungeheuer große Steine, welche sehr sorgfältig gehauen sind, während daß man die innern Theile von Ziegeln erbauete. Im Ganzen ist von dem zu Rom, mehr übrig; aber gewisse Theile sind hier besser erhalten als in dem Römischen. Besonders bekam ich hier einen klaren Begriff von der Art, wie man hinein und heraus gieng: eine Art die freylich unendlich bequemer war, als die in unsern heutigen Schauspielhäusern.

Von einigen andern Ruinen sage ich nichts weil sie unbedeutend sind. Aber eines Grabmals muß ich gedenken, das an der Straße steht, die von Capua nach Caserta führt. Es gleicht in seiner Form etwas der Moles Adriana zu Rom; nur ist es unendlich kleiner, aber so fest gebaut, daß es nur sehr wenig zerstört ist.

Von Capua nach Neapel sind 16 Meilen, und auf dem halben Wege liegt eine lebhafte, wohlbevölkerte Stadt, Aversa, das Atella der Alten, woher die Römer eine ganz eigene Art Schauspiel hatten.

Von dem reichen Boden der herrlichen Lage, dem glücklichen Clima der Campagnia felice hab' ich nichts zu sagen: Sie haben zwanzigmal davon in andern Schriften gelesen. Das Land ist angebaut und alles scheint zu leben; allein wenn man diesen Anbau genau betrachtet, so findet man doch, daß die Natur unendlich mehr thut, als die Menschen, denn wenn der Boden nur leicht aufgerissen und etwas hinein gepflanzt oder gesäet wird, so bringt er reichlich hervor.

Von dem ganz ungeheuern und äusserst prächtigem Sitze des Königs zu Caserta, müssen Sie auch genug gelesen haben. Dieser Sitz ist bey weitem zu groß und zu prächtig.

Ich besahe die sogenannte Wasserleitung von Caserta, die aber im Grunde fünf Meilen weit davon entlegen ist. Ein Gebäude, das eine halbe Meile lang, und durch ein Thal von einem Berge zum andern geht, und in der Mitte 170 Schuh hoch ist, ist ein erstaunenswürdiges Monument von moderner Pracht und Eitelkeit, dergleichen die Alten nichts aufzuweisen haben. Es bringt einen ganzen Fluß

nach Caserta, aus einer Ferne von wohl dreyßig Meilen und seine Bestimmung — daß es in Fällen einen Berg herabkommt, des Königes Gärten wässert, und durch eine Menge viereckigter, wohleingemauerter Fischteiche läuft. Carl III. der letzte König von Spanien fieng es an, und man hat ihm dafür ein Paar pompöse Aufschriften errichtet, als ob er ganz Campanien mit Wasser getränkt hätte, woran es diesem Lande allerdings gar sehr fehlt. Das war nicht die Bestimmung der alten Aqua Julia, einer Wasserleitung, die ohngefähr den nämlichen Lauf hatte und weit nützlicher war, obschon nicht so prächtig. Die Aqua Julia lief gar viel tiefer, weil es unnöthig war, sie höher zu führen, indem man alles, was man zu erhalten suchte, nämlich das Wasser erhielt.

Dieses Gebäude der heutigen Wasserleitung ist wenige Meilen von Arienzo, dem Orte, wo das alte Caudium stund, so berühmt durch die Furcas Caudinas. In der That giebt es hier nichts als enge Thäler von Bergen eingeschlossen, in denen man leicht eine Armee einsperren kann, wie die Samniter die Römische.

Sechszehnter Brief.

Neapel und das Land umher.

Die Grotte Pausilippo – reizende Lage von Neapel und Meerbusen. Der Vesuv.

Neapel, Febr. 1794.

Die Stadt Neapel hat nicht genug, um einen Reisenden des Morgens mehr als fünf oder sechs Tage zu beschäfftigen, besonders wenn er, wie wir, nicht vor 6 Uhr zu Mittage speißt. Das merkwürdigste liegt außer der Stadt, und wir wohnen so, daß der kürzeste Weg, durch den wir aus derselben kommen können, fast drey

Meilen beträgt. Wir wohnen nehmlich auf der Chiaja, einem der schönsten Theile von Neapel an der Bay.

In der That ist es schwer, aus dieser Stadt aufs Land zu kommen, denn sie hat nur drey Wege, wovon der eine durch die ganze Länge der Stadt führt, über drey Meilen lang ist, und nach Capua und Caserta geht: Und das ist die Seite, auf der nichts zu sehen ist. Auf der Seite von Portici kommt man ganz und gar nicht aus der Stadt, denn da sind auf dem ganzen Wege Häuser und Mauern auf beiden Seiten, so, daß wir auf diese Art von unserer Wohnung aus 6 Meilen machen können, ohne eigentlich aufs Land zu kommen. Der dritte Weg ist durch die Grotte des Pausilippo, die beynahe eine halbe Meile lang ist. Ein Weg, durch einen großen Berg gegraben, ist in der That eine außerordentliche Seltenheit, und man staunt anfangs das Wunder mit großen Augen an; wenn man aber zehn- und zwölfmal hindurchgehen muß, wird sie das unangenehmste, langweiligste Ding von der Welt. Sie existirte schon zu Augustus Zeiten, aber blos

für Fußgänger; erst im 16ten Jahrhunderte erreichte sie die ganze Größe, die sie jetzt hat. An einigen Orten ist sie 80 Schuh hoch, und zwey Wagen können durchaus einander ausweichen. Viele Leute fahren mit Fackeln hindurch, allein sie sind auch schlechterdings nöthig.

Dicht am Eingange dieser Grotte von der Seite von Neapel ist auf der Anhöhe Virgils Grab, wovon Sie so oft gelesen haben werden, daß ich Ihnen nichts weiter darüber sagen will. Die alte Aufschrift; Mantua me genuit etc. existirt nicht mehr, und die zwey lateinischen Verse, die sich dicht dabey befinden, sind so elend, daß sie das Abschreiben nicht verdienen.

Die Lage von Neapel ist allerdings reizend, und wir wohnen in einem der schönsten Theile. Aus unsern Fenstern sehe ich die ganze östliche Seite dieses berühmten Meerbusens, folglich den ganzen Vesuv und alle die Häuser, welche von Neapel nach Portici ununterbrochen fortgehen; denn kommt Portici mit seinen vielen und großen Gebäuden, unter denen auch ein königlicher Pallast ist; dann Resina, Torre dell

Annunciada, Torre del Greco und so weiter nach Stabia-Castel a Mare, Sorrento und so fort, bis an das Vorgebirge der Minerva, mit welchem sich der östliche Theil der Bay endiget.

Alle diese Orte machen einen herrlichen Anblick an den Bergen, die sich in der ganzen Bay vom Meere allmählig erheben. Gerade vor mir habe ich denn das Meer, in welchem der Hauptgegenstand die Insel Capri ist, diese berühmte, aus hohen Bergen bestehende Insel, die unter dem Namen Caprea, durch so mancherley Dinge und vorzüglich durch die Schwelgerey und die Ausschweifungen des Tiberius so bekannt war. Zur Rechten habe ich den Theil der Stadt, welche den Pausilippo verbirgt. Alles das ist vortrefflich; aber der weiten Seeaussichten wird man gar bald müde; und nachdem ich in den ersten acht Tagen meines Aufenthalts in Neapel alle Städte, Dörfer, Klöster und merkwürdige Gebäude auf dieser ganzen Seite des Meerbusens mit dem Telescope untersucht hatte, fand ich, daß das Auge etwas in der Nähe bedarf, worauf es

ruhen kann, und so unterhielten mich die Lazaroni unter meinem Fenster oft — nefandum dictu! — eben so sehr, als die herrlich entfernte Aussicht.

Der schönste Theil des ganzen Meerbusens ist der, welchen man zu Neapel ganz und gar nicht sehen kann. Auf der Landcharte geht alles unter dem allgemeinen Namen Golfo di Napoli; eigentlich aber besteht dieser Meerbusen aus drey verschiedenen Bayen, wovon die, welche hinter Portici liegt, ganz klein ist. Allein auf der westlichen Seite der Stadt läuft der Berg Pausilippo eine gute Strecke in das Meer hinaus und verbirgt folglich die Bay, welche zwischen ihm und dem Vorgebirge Misenum liegt, und welche man die Bay von Puzzoli und Baiä nennen sollte. Diese ist klein, aber reizend schön.

An dieser Bay müssen Sie jene classischen Scenen suchen, die Sie in den römischen Dichtern und andern Schriftstellern finden — die phlegräischen Felder, den Lucrinischen See, Baiä, Puteoli, die Elysäischen Felder, den Styx und weiter hinauf den See Avernus und

Acheron, die Grotte der Sibylle, die alte Stadt Cumä, den Berg Scaurus, den See Agnano, die Hundsgrotte (Grotta di cane) Solfatara rc. Um irgend etwas von dem allen zu sehen, müssen Sie allemal, durch die dunkle Höhle, Grotta di Pausilippo gehen, es sey denn, daß sie einen Umweg von etlichen Meilen machen und über den Rücken des Berges Pausilippo gehen wollten; welches ich auch einmal gethan habe: Und das muß zu Fuße geschehen.

Auch hab' ich einen Versuch gemacht, den Vesuv zu ersteigen, es glückte mir aber nicht ganz. Bis Portici, 4 Meilen von der Stadt, gieng ich in einem Wagen; andere 4 Meilen ritte ich bergauf auf einem Esel, die übrigen 3 Meilen, welche die beschwerlichsten sind, muß man zu Fuße machen. Ich arbeitete mich anderthalb Stunden lang durch Schlacken und Asche, mit einer Beschwerde und Mühe, mit der sich kein anderer Weg vergleichen läßt und erreichte den Crater innerhalb einer halben Meile. Die ausserordentliche Steile und Beschwerde des Weges, würde mich nicht abgeschreckt haben, um so weniger, da die Führer gewohnt

sind, die Fremden mit einer Art von Gürtel, an dem man sich anhält, hinauf zu schleppen oder zu ziehen; allein der Berg war unruhiger, als er seit mehreren Tagen gewesen ist, und die Säulen von Dampf, die alle fünf Minuten aufstiegen, waren so dicke und so schwarz, daß es schlechterdings unmöglich war, in den Crater hinabzusehen, während, daß die vielen und großen Steine, die er auswarf, und die am steilen Berge hinabrollten, meinen weitern Fortgang gefährlich machten.

Indessen hab ich einen vollkommenen Begriff von den obern Regionen dieses Berges und von der Natur seiner Ausbrüche und des Laufes der Lava erhalten: eine Sache, die man sehen muß, und von der keine Beschreibung einen Begriff geben kann. Schrecklicher und trauriger hab' ich nichts gesehen in der ganzen weiten Natur. Die ödesten Gegenden in den Alpen sind vergleichungsweise fruchtbar. Hier ist nichts, so weit als Ihr Auge umher sehen kann, als die rauhe, ausgebrannte Schlacke, auf der kein Gräßchen, kein Moos zu sehen ist; ungeheure Schlünde, an die man hin und wieder

kommt, und deren Inneres den Abbildungen gleicht, die man uns von der Hölle macht: Rauch, der an vielen Orten hervorbricht, und eine dunkle Farbe umher!

Man reitet gewöhnlich bis an eine Einsiedeley, die auf einer kleinen Pläne, aber auf einer beträchtlichen Höhe des Berges liegt. Von dieser Gegend an, kann man den eigentlichen Fuß des Vesuvs rechnen, d. h. den Conus, welcher ganz mit Schlacken bedeckt ist, und auf dem sich keine Spur von vegetabilischer Natur zeigt. Der Theil des Berges aber, der unter dem Striche der Einsiedeley liegt und der sich dann bis an das Meer hinabzieht ist an vielen Orten sehr angebaut.. Freylich giebt es auch hier ganze Striche, die mit Lava bedeckt sind, welche bald mehr, bald weniger in die Tiefe herabkam, auch wohl häufig bis in das Meer lief.

Man kennt alle grosse Ausbrüche dieses Jahrhunderts, und so wie Sie den Berg bereisen, sagen Ihnen Ihre Führer das Jahr, von welchem dieser oder jener Lavastrom ist, den sie sehen. Diejenigen Theile aber des untern

Berges, welche nicht mit Lava bedeckt sind, bieten eine große und schöne Mannigfaltigkeit dar. Die Wärme des Bodens macht, daß hier alles mit Ueppigkeit wächst und zur schönsten Reife kommt. Da sehen Sie ausgedehnte Weinberge, die besonders den Lacryma Christi hervorbringen, Pomeranzen, Citronen, Citronaten, Feigen rc. im Ueberfluße. – Auch ist die ganze untere Seite des Berges ausserordentlich bewohnt, und die Städte Portici und Torre del Greco allein, welche am Fusse des Berges liegen, enthalten über 20,000 Seelen.

Neapel: Bevölkerung und Lebhaftigkeit der Stadt – äusseres Ansehen – Kunst und Künstler – (Lago di Celano) – Haus des Sir W. Hamilton – Lady Hamilton – der Hof zu Caserta – Ruhiger Charakter der Einwohner von N. und die Lazaroni – Heraldick – Gottesdienst des Priapus zu Isernia.

Neapel ist die lebhafteste und, für ihren Umfang, die bevölkerteste Stadt, in der

ich je gewesen bin, selbst London und Paris nicht ausgenommen. Freylich wohl mag der Neapolitanische Müssiggang auch nicht wenig zur Lebhaftigkeit der Stadt und ihrer anscheinenden Bevölkerung beytragen. London gehört im Ganzen keineswegs unter die Städte von Europa, die, nach Verhältniß ihres Umfanges, am meisten bevölkert sind, d. h. auf der nämlichen Zahl von Quadratmeilen wohnen zu London bei weitem nicht so viele Menschen, als in so manchen andern grossen Städten. Allein, so viel ist gewiß, daß, wenn alle die Menschenclassen, die in London arbeiten, zu Neapel hingegen entweder zum Theil, oder größtentheils oder ganz müßig gehen, immer in den Gassen umher liefen, so würde London ein weit grösseres Bild von Bevölkerung darstellen, als man jetzt dort sieht. Neapel ist aber auf alle Fälle eine äuserst bevölkerte Stadt, und enthält vielleicht auf der nämlichen Quadratmeile mehr Menschen, als irgend eine Stadt in Europa. Zwar glaube ich keineswegs, daß es eine halbe Million Einwohner habe, wie mehrere Männer, die Neapel genau kennen,

mich haben versichern wollen. Aber gewiß ist es, daß hier mehr Menschen seyn müssen, als ich gewöhnlich in statistischen Werken habe angegeben gefunden.

Daß ich die Meilenlange Straße di Toledo, daß ich den Platz vor dem königlichen Pallaste, und die Gegend am Hafen ohne Unterlaß von Menschen angefüllt fand, würde mich nicht eben sehr gewundert haben, denn die rue St. Honoré zu Paris, war auch immer voller Menschen, und so ist es der Strand, Fleetstreet und Cheapside zu London; aber das mußte mir allerdings auffallen, daß ich in so vielen andern Gassen zu allen Zeiten beinahe das nämliche Gewühl fand, und, welches noch mehr ist, daß ich nie in eine Gegend gekommen bin, die so Menschenleer gewesen wäre, als es eine Menge Gassen zu Paris und London sind.

Neapel mag im Ganzen eine schöne Stadt genennt werden; aber ihre Gebäude sind nicht so prächtig und ihre Lage nicht so majestätisch, als die von Genua. Der gute Geschmack in der Baukunst hat nie seinen Sitz hier gehabt; selten stößt man auf eine Kirche, oder auf ei-

nen Pallast, die den Kenner befriedigen könnten. Auch das Innere der Kirchen ist mehr verziert und kostbar, als schön. Wer ein halbes Dutzend derselben gesehen hat, wird selten wünschen, mehrere zu besuchen, wenn er nämlich zu Rom und Genua gewesen ist, ehe er hieher kam.

Neapel hat, obschon nicht so viele wie Rom, eine große Menge öffentlicher Brunnen, deren man mehrere zugleich als öffentliche Denkmäler betrachten kann. Allein ich weiß keinen darunter, dessen Geschmack vorzüglich zu empfehlen wäre, keinen, der der Fontana di Trevi, Fontana di Termine, welche die aqua felice empfängt, oder dem Brunnen auf der Piazza Navona zu Rom gleich käme.

Auch wegen der Kunst ist Neapel nichts weniger als eine Stadt, die sich unter den vorzüglichen Italiens auszeichnet. Das Capo di Monte ausgenommen, wo der König eine vortreffliche Sammlung von Gemälden hat, findet man hier eine verhältnißmäßig nur kleine Zahl von Stücken der guten Italienischen Meister, destomehr aber von der Neapolitanischen Schule, an deren Spitze Solimene steht. Es ist be-

kannt, daß sie unter den verschiedenen Schulen keinesweges die geschätzteste ist, und daß immer etwas Ausschweifendes sie charakterisirt.

Von Bildhauerey hat Neapel wenig aufzuweisen, jene herrliche Sammlung ausgenommen, welche einst die Farnesen zu Rom aufhäuften, und welche unter der gegenwärtigen Regierung hieher gebracht worden ist. Mehrere Reisende haben längst vor mir geklagt, daß diese kostbare Sammlung so schlecht aufgestellt, oder vielmehr so zusammen geworfen sey, daß man einen Theil davon nicht einmal gehörig sehen kann. Man hat aber allen gesagt, daß sie in kurzem eine Stelle finden sollte, die ihrer würdiger wäre. In der That hat man seit vielen Jahren an dem Gebäude gli Studii gearbeitet; alles aber, was ich davon sagen kann, ist, daß es bey weiten noch nicht vollendet ist, und daß die Kunstwerke in der größten Unordnung da beysammen stehen.

Eben so hat man den Reisenden schon vor vielen Jahren gesagt, daß alles, was zu Herculanum und Pompeii ausgegraben worden, in die Studii nach Neapel gebracht werden soll,

sobald dieses Gebäude vollendet seyn wird. Demohngeachtet hab' ich noch alles das zu Portici gefunden, wo ich fürchte, daß es bleiben wird, bis ein neuer Ausbruch des Vesuvs Portici mit sammt diesen alten Herrlichkeiten verschlingt. Dieß ist nun äußerst unbequem für Künstler und Fremde! Wäre diese Sammlung zu Neapel, so könnte man so manche Morgenstunde da zubringen, sehen und wiedersehen, und das Ganze mit Muse untersuchen, während daß man jetzt jedesmal 5 bis 6 Meilen weit darnach gehen muß.

Die Neapolitanische Regierung wendet äusserst wenig auf Kunstsachen, und das, was der König von Spanien ausgesetzt hat, scheint durch so viele Hände zu gehen, daß der größte Theil der Summe darinne hängen bleibt. Der König selbst bekümmert sich ganz und gar nicht darum. Wie sehr ihm an den Alterthümern seines Reichs liege, können Sie aus folgender Anecdote abnehmen. Er hat einen Landsitz nicht weit von Salerno, linker Hand an der Straße nach Pästum. Die Jagd brachte ihn einst bis innerhalb sechs Italienische Meilen

von diesen merkwürdigen Tempeln, die sich denn, weil nichts die Aussicht unterbricht, in ihrer vollen Größe zeigten. Ein auswärtiger Gesandter, der so manche Reise nach diesen altdorischen Denkmählern gemacht hatte, schlug ihm vor, sie zu besuchen, weil er noch nie dort gewesen war. Der König lachte und fragte ihn: „ob er glaube, er wisse seine Zeit nicht besser anzuwenden, als nach alten Mauern und plumpen Säulen zu laufen?"

Ich will nicht für die Wahrheit dieses Geschichtgens stehen, so sehr es auch mit dem bekannten Charakter des jetzigen Königes übereinstimmt; aber folgende Anecdote habe ich von sehr guter Hand: und da ich nicht glaube, daß sie schon gedruckt sey, gebe ich sie Ihnen als einen von den vielen Beweisen, wie im Königreiche Neapel gewisse Dinge getrieben werden.

Jedermann kennt den Schaden, den der Lago di Celano (ehemals lacus Fucinus) zu allen Zeiten angerichtet hat. So wie ehemals der Albaner See, fließt er über und richtet die darunter liegenden Ländereyen zu Grunde. Schon der Kaiser Claudius wollte

dem Uebel abhelfen, und ließ jenes prächtige Emissario oder Abfluß machen, das in der Geschichte so bekannt ist. Allein diese kostbaren Arbeiten giengen in einem Augenblicke zu Grunde, vermuthlich weil das Wasser so stark und so schnell eindrang, daß die Luft nicht heraus kommen konnte. Es folgte eine Explosion, man rettete sich durch die Flucht, wobey ein Theil der kaiserlichen Familie beynahe umkam, und alle Arbeiten wurden auf einmal vernichtet.

Seitdem sind diese Gegenden mehr oder weniger wüste gelegen oder vernachlässiget worden. Immer klagten die armen Landleute, deren Besitzungen dadurch leiden; aber vergebens, weil es einige Große giebt, die nicht weit davon Besitzungen haben und aus dem Unglück ihrer Nachbarn Vortheile ziehen. Endlich erreichten die Klagen der Elenden, unter der jetzigen Regierung, das Ohr ihres Königs, der nach allem, was man von ihm sagt, ein so gutes Herz hat, als je einem Fürsten zu Theil ward. Ein angesehener Künstler erhielt nunmehr den Befehl, die Sache zu untersu=

chen und den Plan zu einer neuen Ableitung zu entwerfen. Er erhielt sogleich einen bestimmten Gehalt und reißte ab. Seine Untersuchungen dauerten mehrere Monate, an deren Ende er zurückkam und erklärte, daß das Uebel ohne Hülfe sey. Nicht lange nachher kam ein Geistlicher aus der Gegend zu einem der auswärtigen Gesandten, der im Neapolitanischen schon so manches Gute gestiftet hat und bat ihn um seinen Vorspruch bey dem König. Er machte sich anheischig, durch unleugbare Beweise darzuthun, daß der abgeschickte Künstler, während seiner ganzen Abwesenheit, den See nie besucht, ja daß er nicht einmal die Neugierde gehabt habe, eine Merkwürdigkeit zu sehen, nach welcher so mancher Ausländer eine beschwerliche Reise gemacht hat. Das Ende der Geschichte sagt, daß man dem Könige klare Beweise vorlegte, daß dieser die Sache untersuchen ließ, und daß nunmehro Befehl gegeben ist, die Ableitung zu machen. Die Meynungen über diese erbauliche Geschichte sind verschieden. Manche legen die Last auf einige Grosse, deren Vortheil es seyn soll, (ich kann

nicht eben klar sehen, wie;) daß der See keine Ableitung bekomme; andere sagen: daß die Sache von einer andern Seite her hintertrieben werden sollte, weil man die grossen Summen, die das Werk kosten wird, lieber auf etwas anders verwendet hätte. Dem sey nun, wie ihm wolle, daß der abgeschickte Künstler nicht nur nicht bestraft worden ist, sondern auch einen Gehalt vom Hofe bezieht. —

Die Zahl der lebenden Künstler zu Neapel kommt mit denen zu Rom in keine Vergleichung. Der bekannteste darunter ist unser Philipp Hackert. Er hat einen ansehnlichen Jahrsgehalt vom Könige und wohnt, nebst seinem Bruder, dem Kupferstecher, in einem schönen Gebäude, das der Königin gehört, und wo er ein sehr gutes Haus hält. Er hat noch ein anderes zu Caserta, wo er auch einen Theil des Jahres zubringt. Seit geraumer Zeit ist er damit beschäftiget gewesen, die Häfen von Neapel und Sicilien, auf königliche Bestellung, aufzunehmen, welche sein Bruder nachher sticht.

Don Tito ist ein Künstler von vielem Verdienste und hat das besondere, daß er die Coirelle zu einer ganz eigenen Vollkommenheit gebracht hat. Seine mit Farben gewaschenen Zeichnungen haben die Stärke und Schönheit von Oelgemälden und werden so sehr gesucht, daß man sich niederschreiben muß, wenn man etwas von ihm zu haben wünscht, und erst nach Verlauf von einigen Jahren, wenn nämlich der Name an die Reyhe kommt, erhält man es. Er hat sich besonders viel mit Pästum beschäftiget und von ihm hat man die genauesten und schönsten Vorstellungen der Alterthümer dieses Ortes. Auch sahe ich bey ihm schöne Zeichnungen, mehrerer Gegenstände in den Phlegräischen Feldern. Er scheint sich vorzüglich der Landschaft, vermischt mit antiken Gebäuden oder Ruinen, gewidmet zu haben.

Das Wetter ist uns, nun seit drey Wochen ausserordentlich günstig gewesen, daß wir im Monate Februar alle die schönen Frühlingstage gehabt haben, die man auf Ihrer Seite der Alpen im Monate May öfters nicht hat. Da habe ich denn nach und nach die sämtli-

chen Gegenden an dieser herrlichen Bay sowohl, als die verschiedenen Anhöhen zu und nahe bey Neapel besucht. Alle Reisende reden von den Aussichten vom Pausilipo, vom Schlosse oder Castelle in der Stadt, vom Capo di Monte, vorzüglich aber von der Certosa oder dem hiesigen Karthäuser Kloster. Auch aus einer Menge Privathäuser hat man vortrefliche Aussichten und da muß ich vorzüglich den obern Theil des Hauses des Sir William Hamilton, des Englischen Gesandten, nennen. Dieses Haus gehört überhaupt unter die interessantesten zu Neapel, denn auch die innern Theile desselben bieten sogar vieles dar, was man in andern Gegenden dieser Stadt vergebens suchen würde. Sie wissen, daß Sir Hamilton, vor vielen Jahren, eine beträchtliche Sammlung sogenannter Etrurischer Vasen an das Brittische Museum verkaufte. Seitdem hat er sich eine neue Sammlung gemacht, die auch wieder sehr ansehnlich ist, und die der Mahler Tischbein zum Theil gezeichnet hat und stechen läßt.

Erinnern will ich bey dieser Gelegenheit, was Sie wohl schon wissen werden, daß die Kenner der Antike keine Etrurischen Vasen mehr zulassen. Die Kunst dieses Volks war sammt und sonders griechisch, wie man genugsam durch Entdeckungen bewiesen hat, die in Griechenland und Sicilien gemacht worden sind. Die Etrurische Kunst war keine andere, als die Kunst der Griechen, nur daß letztere immer weiter giengen und die ihrige endlich zu der Vollkommenheit brachten, die das Alter des Perikles auszeichnet, während daß die von Griechenland getrennten Etrurier, nur wenig Fortschritte mehr machten und aufhörten, ein Volk zu seyn, ehe sie die Vollkommenheit erreichten. Nun hat man aber weit mehr Gelegenheit gehabt, in Italien zu graben, als in Griechenland; und so kam es denn, daß man immer von Etrurischen Vasen und nicht von Griechischen redete. Viele Antiquare wollen also die ganze Etrurische Kunst nicht mehr als die Kunst eines besondern Volks betrachten, sondern als einen frühern Zeitraum der Griechischen, der Altgriechischen, welche sich unter

den Etruriern länger erhielt, als im Mutterlande, weil sie in diesem geschwinder durch einen bessern Styl verdrängt wurde.

Lady Hamilton belustiget sich und ihre Gesellschaft bisweilen, daß sie sich auf mancherley Art verkleidet und verschiedene Stellungen annimmt, in denen sie eine besondere Stärke hat. So erscheint sie bald als eine Vestalin, die eine geheiligte Vase trägt; bald liegt sie trauernd bey der Urne ihres Gatten; bald rast sie als Mutter mit einem Kinde unter dem Arme, das so eben getödet worden ist ꝛc. Vor einiger Zeit erlaubte sie unserm Künstler, Herrn Rehberg, sie in verschiedenen dieser Stellungen zu zeichnen, der acht Blätter davon hat stechen lassen, nämlich nur die Umrisse, die er nunmehr herausgegeben hat.

Der angenehmste und bequemste Spatziergang zu Neapel ist die Villa reale, an der Bay, aber doch in der Stadt. Die Eingebohrnen scheinen in der jetzigen Jahreszeit wenig Gebrauch davon zu machen; destomehr wird dieser Gang von Ausländern besucht, so daß man selten dahin geht, ohne einen oder den

andern Bekannten zu treffen. Auf diesem Spatziergange steht seit einiger Zeit der bekannte Toro Farnese, der freylich so dem Winde und jeder Witterung ausgesetzt ist. Dieses große Ueberbleibsel der alten Bildhauerkunst wurde, als man es von Rom hieher schaffte, zerbrochen. Man hat es nun ganz ausgebessert und zugleich so abgerieben und geputzt, daß es mehr einer modernen Composition, als einem antiken Marmor ähnlich sieht.

Der König wohnt zu Caserta, und ist seit unserm Hierseyn nie in die Stadt gekommen. Die Königin kommt von Zeit zu Zeit, um mit dem Minister Acton Geschäfte abzumachen, kehrt aber auch gewöhnlich sehr bald wieder dahin zurück, so daß es hier ganz und gar keinen Hof giebt. Die Art, wie die Engländer dem Könige vorgestellt werden, ist sonderbar. Der Minister nimmt von Zeit zu Zeit eine Anzahl derselben zusammen und führt sie auf eine Fabrik, nicht weit von Caserta, die dem Könige gehört. Dieser findet sich da ein und zeigt die Fabrike selbst, worauf man mit ihm eine ländliche Mittagsmahlzeit nimmt.

Man geht in Morgenkleidung und das Ganze geschieht ohne alle Parade, die der König haßt. Da sich im Winter sehr viele Fremde zu Neapel befinden, und diese Parthien nicht gar zu häufig vorkommen, so verläßt mancher wieder die Stadt, ohne irgend Jemand vom Hofe gesehen zu haben.

Welche Art von Achtung die Neapolitaner der königliche Familie erzeigen müssen, können Sie aus folgendem Umstande abnehmen. Einst stund ich, nicht weit vom Schlosse, vor der Statue, die man wegen ihrer Größe den Riesen nennt, und die vermuthlich ein zerstümmelter Jupiter ist, als eine nicht weit davon stehende Schildwache zu mir kam und mir sagte, ich sollte den Huth abziehen, oder, wenn ich das nicht wollte, nicht stille stehen bleiben. Ich sahe mich um, und da ich nichts umher gewahr wurde, das diese Ehrenbezeugung fordern könnte, fragte ich, warum? Und der Soldat sagte mir, die Königin sey in der Schloßcapelle, welche etwan 50 bis 60 Schritte von dem Orte seyn mag, wo ich stand.

Die heutigen Bewohner der Stadt Neapel scheinen mir im Ganzen, eine ruhige, friedfertige Menschenart zu seyn; und selbst die Lazaroni, die sich sonst bisweilen so fürchterlich zeigten, sind sehr zahm geworden. Man hat nur kürzlich eine neue Abgabe auf das Oel gelegt, welches hier ein nothwendiger Lebensartikel ist. Man klagt und seufzt darüber, aber man trägt es mit Geduld. Der Pabst that zu Rom, während meines Daseyns das nämliche, d. h. er erhöhte den Preiß; aber es vergiengen nur wenige Tage, als man es für rathsam hielt, die Sache wieder auf den alten Fuß zu setzen. Wenn der Pöbel zu Neapel nur Macaroni und Eiswasser hat, so ist er zufrieden. An diesen beyden Artikeln läßt es denn auch die Regierung nicht fehlen.

Das Eiswasser besonders scheint eine Delicatesse zu seyn, der man zu Neapel außerordentlich ergeben ist. Man findet es auf allen Plätzen und in allen großen Gassen in Buden, wo das Glas 1 Grano kostet. 10 Grani machen einen Carlino, und 12 Carlini einen deutschen Speciesthaler, folglich hat man für die-

sen

sen 120 Gläser; das wäre denn das Glas gerade einen Kreuzer; folglich von einem solchen Preise, daß es die gemeinsten Leute kaufen können. Es ist aber auch nichts weiter als Wasser, das durch Schnee gekühlt worden ist, und das hier, mitten im Winter, eben so viel Reiz für die gemeinen Leute zu haben scheint, als bey uns hitzige Getränke. Man hohlt den Schnee von Aetna und bewahrt ihn an den Bergen hinter Pompeii in ungeheuern Gruben auf. Alle Nächte werden große Ladungen nach Neapel gebracht um das Bedürfniß des nächsten Tages zu versehen.

Was die Lazaroni betrifft, so haben schon andere vor mir erinnert, daß sich diese Menschenclasse allmählig geändert hat, und daß sie im Grunde nichts anders sind, als die niedrigste Menschenclasse anderer großen Städte. Auch muß man sich keinesweges vorstellen, daß dieß 40,000 Menschen sind, die halb nackt gehen und keine Wohnung haben, oder wenigstens, daß sie sammt und sonders arm sind. Viele derselben treiben allerley Gewerbe und haben

ihre Wohnung und anständige Kleidung. Andere sind das, was man an manchen Orten Lastträger nennt; unter den Bootsleuten finden sich ihrer auch in Menge. Und endlich giebt es denn freylich eine gewisse Zahl, die äußerst wenig thun und in der schmählichsten Armuth leben. Indessen haben sie noch immer eine eigene Verfassung unter sich selbst, und ihr Haupt hat das Recht, zum Könige zu gehen, wenn und so oft er will. Allein die Regierung sorgt schon dafür, daß dieser nicht lästig werde.

Von der Heraldik scheint man zu Neapel einen ganz eigenen Begriff zu haben. Gleich nach meiner Ankunft fiel es mir auf, daß ich alle Arten von Englischen Kronen auf den Kutschen gemahlt sahe. Nun habe ich zeither nicht zwey Länder gekannt, die irgend eine Krone gerade auf die nämliche Art mahlen. Jetzt sahe ich aber hier ohne Unterlaß bald eine Grafen, bald eine Viscomt, bald eine Baronenkrone, und eine jede gerade so, wie man sie in England führt. Das Räthsel wurde mir

endlich durch eine lächerliche Geschichte aufgelößt, welche zeigt, daß die Neapolitaner ein Wappen, eine Krone, eine Helmzierde, gerade wie jede andere Verzierung betrachten, die man ohne Unterschied, nach Belieben, auf seinen Wagen mahlen läßt. Ein Engländer brachte vor mehreren Jahren einen sehr schönen Wagen hieher; er gefiel den Neapolitanern so sehr, daß ihn mehrere von dem Eigenthümer als ein Muster sich ausbaten, nach welchem sie die ihrigen wollten bauen lassen. Als die neuen Wagen erschienen, wunderte sich der Engländer nicht wenig, das Campbellsche Wappen mit Helmzierde und allem dazugehörigen darauf zu sehen; der Eigenthümer aber sagte ihm ganz gelassen, er vermuthe, daß der Londner Wagenmeister die neuesten und modischsten Verzierungen darauf werde gemahlt haben. Das nämliche geschahe nachher mit einem Wagen des Lord Hervey. Beide Wagen erhielten so vielen Beyfall, daß immer einer von dem andern copiert wurde, mit Wappen, Krone und allem, bis sie zuletzt unter die Lehnkutschen kamen. Ja man sagt mir, daß es selbst auf dem Lande

hin und wieder Kutschen mit dem Herveyischen oder Campbellschen Wappen gäbe. Kein Wunder also, daß man die Kronen eben so von mancherley Englischen Wagen copiert, und daß ein jeder bald eine Grafen, bald eine Viscount, bald eine Baronen-Krone auf den seinigen setzen ließ, je nachdem ihm die Gestalt der einen oder der andern am besten gefiel. — —

Ich kann den Artikel von Neapel nicht entlassen, ohne Ihnen eine Sache zu erzählen, die vor einigen Jahren unter einer gewissen Zahl von Personen Aufsehen genug machte, die aber allgemeiner bekannt zu werden verdient! Sollten Sie wohl glauben, daß in einem Winkel des Königreichs Neapel, zu Isernia, der alte Gottesdienst des Priapus, sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat? Nur der Lärm, den die Entdeckung dieses Gottesdienstes vor einigen Jahren machte, ist die Ursache, daß er nunmehro abgeschafft ist.

Ein Reisender, der die innern Theile in den Gebürgen des Reichs besuchte, wohin selten Jemand kommt, langte eben an dem Tage

zu Isernia an, an welchem man das grosse Fest feyerte. Er fand alles in Bewegung und verfolgte die Herrlichkeit des Tages. Freylich nannte man den Gott nicht Prijapus, sondern St. Cosimo; auch hieß der Theil, durch welchen dieser Gott vorzüglich ehrwürdig ist, nicht so oder so, sondern man nannte ihn die grosse Fußzehe des St. Cosimo. Die Abbildungen dieses Theiles aber, welche man dem Heiligen zum Opfer brachte, glichen nichts weniger als einer grossen Fußzehe. Es war eine klare Vorstellung eines andern Theils des menschlichen Körpers, sehr erkenntbar in Wachs gearbeitet. Man hatte sie von mancherley Größe, und das weibliche Geschlecht, verheyrathet, und unverheyrathet, legte sie dem Heiligen als ein Opfer zu den Füssen. Eine jede, indem sie das Opfer brachte, sagte dabey einige Worte als eine Art von Stoßgebet, das nach ihren Umständen und nach ihrer Lage eingerichtet war. Eine z. B. welche verheyrathet war, und mit ihrem Loose zufrieden zu seyn schien, brachte eine solche wächserne Figur von beträchtlicher Grösse, legte sie dem Heiligen zu

Füssen und sagte: S. Cosimo, ti ringrazio! *) Eine Unverheyrathete brachte eine noch grössere Maschiene und rief in einem bittenden Seufzer: S. Cosimo, tale quale! Eine dritte, die ebenfalls noch nicht verheyrathet aber bescheidener war, kam nur mit einer ganz mäßigen Wachsfigur und sagte bittend; S. Cosimo, mi raccomando! Und so kam eine nach der andern, brachte ein grösseres oder kleineres Opfer und drückte sich nach ihren Bedürfnissen aus.

Der Reisende meldete seine Entdeckung dem Sir William Hamilton, dem so etwas, wie er wußte, eine Herzensfreude machen würde. In der That interessirte sich der Ritter so sehr dafür, daß er in der Folge selbst nach Isernia reißte, die Sache genau untersuchte, und, zur Steuer der Wahrheit, eine Menge Abbildungen des corpus delicti mitbrachte. Einige dieser wächsernen Fußzehen schickte er an die königliche Gesellschaft nach London, mit einem ausführlichen Schreiben. Dieß gab Ge-

*) Ich danke Dir, St. Cosmus.

legenheit zu einem heillosen Buche, welches der bekannte und gelehrte Herr Knight schrieb, in welchem vorne die Briefe, die die ganze Sache erzählen, abgedruckt sind. Auf einer Vignette sind die von Sir William überschickten Fußzehen, sehr mahlerisch geordnet, in Kupfer gestochen. Auch hat Herr Knigt dieses Werk noch mit mehreren andern Kupferstichen bereichert, die samt und sonders sehr erbaulich sind. Da aber die Kupferstiche sowohl als die Schrift selbst mit keiner der jetzt in Europa eingeführten Religionen übereinstimmen, so hat der Verfasser doch die Vorsicht gebraucht, dieses Werk nie herauszugeben, sondern nur eine kleine Anzahl davon drucken lassen, die er vertheilt hat. Es scheint, daß man es so ziemlich unterdrückt hat; denn während meines langen Aufenthalts in England ist es mir nie vorgekommen, habe ich nie von seiner Existenz gehört. Ich mußte erst nach Neapel reisen, um es kennen zu lernen, wo mir es * * * liehe.

Diese ganze Geschichte erregte zu seiner Zeit zu Neapel einige Aufmerksamkeit, und

es wurde befohlen, diesen alten und ehrwürdigen Gottesdienst einzustellen, zum grossen Leidwesen der Isernier und zum noch grössern der Pfaffen, die mit diesen Wachsfiguren einen sehr einträglichen Verkehr trieben.

Siebenzehnter Brief.

Theater des sechsten Buchs der Aeneis.

Meerbusen von Misenum – der Styx – (die ganze Gegend umher ist vulkanische Materie) – die Elisäischen Felder – das Landhaus des Lucullus und Hortensius – Baiä – Landsitz des Nero – Grotte der Sibylle – der See Avernus.

den 20. Febr. 1794.

Ich bin heute über das ganze Theater gegangen, in welches Virgil die Auftritte des 6sten Buchs seiner Aeneide gelegt hat

Et tandem Euboicis Cumarum adlabimur oris. *)

Wir machten uns frühe auf den Weg und fuhren bis Puzzoli (Puteoli) wo wir ein Boot nahmen und an das Vorgebürge von Misenum fuhren

. . . . qui nunc Misenus ab isto

Dicitur, aeternumque tenet per secula nomen. **)

Hier besahen wir zuerst ein grosses Labyrinth von unterirrdischen Gewölben, die in den Berg gehauen sind und die eine Vorrathskammer für die Flotte gewesen seyn sollen, die Augustus hier errichtete. Hier war es, daß der ältere Plinius, der diese Flotte im Jahre 70 commandirte, den Ausbruch des Vesuvs bemerkte. Er fuhr queer über die Bay und fand seinen Tod zu Stabia, dicht bey Pompeji. — Lesen Sie doch darüber den sehr inter-

*) Virg. Aen. VI. v. 2.

**) v. 234.

essanten Brief wieder, den der jüngere Plinius an seinen Oheim schreibt.

Wir besahen hierauf die Trümmer des Theaters von Misenum und genossen von der Höhe eine von jenen herrlichen Aussichten, die man nur in der Gegend um Neapel findet. —

Wir bewunderten die Wahl, welche Augustus für die Station der Flotte traf, denn die Natur hat hier einen äuserst sichern Hafen gebildet.

Dieser Hafen oder Bay ist durch eine kleine Oeffnuug mit dem Mare morto verbunden, welches nichts anders ist, als der Styx der alten Dichter. Der alten Stadt Misenum fast gegen über, folglich auf der nördlichen Seite der Bay, sieht man die Columbaria oder Begräbnißstätte dieser Stadt, von denen noch jezt eine Menge übrig sind. Die Einwohner von Misenum hatten also einen Weg von mehreren italienischen Meilen zu machen, um ihre Todten auf die nördliche Seite der Bay zu bringen. Um sich den grossen Umweg zu Lande zu ersparen, führten sie ihre Todten vermuthlich in einem Boote hinüber. Hat

dieß nicht vielleicht Anlaß zu der Fabel von Charon gegeben, der die Todten über den Styx führte? Ausländische Schiffer, die vielleicht die Sprache nicht verstunden, sahen es und machten, wenn sie nach Hause kamen, eine abentheuerliche Beschreibung davon.

Uebrigens wundere ich mich gar nicht, daß die Alten in diese Gegend das Reich des Pluto verlegten; denn in der ganzen Welt giebt es wohl schwerlich einen Strich, der mehr durch feuerspeyende Berge, Erdbeben und gewaltsame Verzuckungen gelitten hat, als dieser Theil des Königreichs von Neapel. Jeder Berg den man hier sieht, war einst ein Vulkan und der ganze Boden umher ist nichts als vulkanische Materie, nichts als Lava, Pimsstein, Schlacken (scoria) Schwefel und Salpeter. Zwar sind diese feuerspeyenden Berge schon seit Jahrhunderten, manche seit Jahrtausenden ausgelöscht; aber der Boden raucht noch immer an unzählichen Orten, treibt hellen Schwefel aus und erhitzt hier und da das Wasser zu einem solchen Grade, daß man uns an einem Orte, in weniger als zwey Minuten Ey-

er kochte. Der See von Agnano, der Styx, der See Avernus sind sammt und sonders nichts anders als Craters von ausgelöschten Vulkanen. Alles ist hier gewaltsam umher geworfen und im Jahr 1538 entstund in 48 Stunden der Monte nuovo da, wo sonst der Lacus Lucrinus war. Von diesem See ist jetzt nur sehr wenig übrig, und der Monte nuovo hat 3 Meilen im Umfange. — Kein Wunder also, daß man auch hieher die Scene der Riesen legte, welche den Himmel bestürmten. Einer derselben liegt unter dem östlichen Vorgebürge von Misenum.

Wir giengen an das nördliche Ufer des Styx und fanden uns in den Elysäischen Feldern. Hier sah ich mich um nach der Gesellschaft die

. . . . ob patriam pugnando vulnera passi,

Quique sacerdotes casti, dum vita manebat,

Quique pii vates et Phoebo digna
locuti,

Inventas aut qui vitam excoluere
per artes,

Quique sui memores alios fecere me-
rendo *)

Mit diesen Bildern und Rückerinnerungen beschäfftigt, erreichte ich die Höhe und kam an das Landhaus des Lucullus. Auch jetzt noch sind hier Trümmer davon übrig, die die Pracht und Größe dieses ausserordentlichen Römers zeigen. Die sogenannte Piscina mirabilis gleicht dem Innern einer grossen gothischen Kirche, und war nichts anders als ein ungeheures Gewölbe, das vielleicht auf 50 Pfeilern ruht und in welchem das Wasser aufbehalten wurde, das der Mann für seine Bäder brauchte.

*) v. 660. etc.

Von hier giengen wir über Bauli, einen Ort, den Hercules stiftete, als er mit seiner Heerde hieher kam, und von welcher ihm hernach der berüchtigte Cacus in der Gegend von Rom eine Kuh stahl *). Auf der andern Seite von Bauli war der Landsitz d. Hortensius. Ich gieng in die unterirrdischen Gewölbe und erstaunte über die ungeheuern Werke der alten Römer in einem Artickel, an den wir in unsern Häusern gar nicht denken. Cicero gedenkt dieses Landsitzes in seinen Quaest. Accad. und sagt: „Wir sehen Puteoli (es ist gerade gegen über) aber unsern Freund Avienus sehen wir nicht, der vielleicht unter dem Porticus des Tempels des Neptuns spazieren geht.

Weiter hinaus sahen wir die Trümmer von Agrippina's Landhause und ein wenig höher den Ort, wo Julius Cäsar einen Landsitz hatte. Wir stiegen hier ins Boot, landeten

*) Auf dem Aventinischen Berge zeigt man zu Rom noch jetzt einen Ort, der Cacushöhle heißt und dicht dabey sind die Ruinen vom Tempel des Hercules.

aber bald nachher zu Baiä, in den Trümmern des schönen, prächtigen, wollüstigen Baiä:

Nullus in orbe sinus Baiis praelucet amoenis *)

Es ist ein glücklicher Umstand für den Liebhaber der Alterthümer, daß dieser Ort jetzt fast gar nicht bewohnt ist. Man sieht also die ganze Länge der alten Stadt und der Ruinen unzählige. Am auffallendsten sind die Tempel des Mercurius, der Diana und der Venus. Letzterer (es sey nun ein Tempel der Venus oder nicht, **) ist der schönste und von ihm ist noch am meisten übrig.

An

*) Hor. Ep. I. 1, 83.

**) Ueberhaupt erinnere ich bey dieser Gelegenheit, daß ich die Alterthümer so nenne, wie man sie gewöhnlich an den respectiven Orten zu nennen pflegt. Es sind Namen, durch die ein jeder die Sache sogleich an Ort und Stelle finden kann. Dadurch unterschreibe ich aber keinesweges die Richtigkeit der Benennung. Im Gegentheil hab' ich über so manches meine

An dieser ganzen Seite der Bay sieht man die Trümmer von jenen ausserordentlichen Gebäuden, die man schlechterdings ins Meer bauete und die Horaz und andere Schriftsteller moles *) nennen, wenn sie von der Ausge-

Zweifel, worüber aber eine gelehrte Untersuchung anzustellen für diese Briefe zu langweilig seyn würde. So rede ich zu Rom von den Tempeln des Bachus und Faunus, weil sie Jedermann unter diesem Namen kennt; bin aber gewiß, daß weder der eine noch der andere Altrömisch ist.

*) Contracta pisces aequora sentiunt
Iactis in altum molibus
Horat. Od. III. 1.

Und:

Iam pauca aratro iugera regiae
Moles relinquunt; undique latius
Extenta visentur Lucrino
Stagna lacu.
Id. Od. II. 15.

lassenheit der Römer reden, denen die Erde zu klein war und die dem Meere sein Recht entrissen.

Wir kamen zunächst an den Landsitz des Nero unter welchem so viel unterirrdisches Feuer ist, daß der Sand am Meere kocht und man sich beynahe die Hand darinne verbrennt. Hier kochte man uns Eyer in einer Höhle, die bis ans Meer hinabgeht. Hier sind Schwitzbäder, die man die Neronischen nennt, und welche heißer sind, als die von St. Germano, näher bey Neapel.

Von hier folgten wir dem Ufer des Lucrinischen Sees, dessen einst so berühmten Ufer man jetzt hier vergebens sucht, giengen um ihn herum und kamen an die Grotte der Sibylle. Dieß ist der Ort, wo Aeneas wieder an das Tageslicht kam. Wir giengen hinein und kamen, nachdem wir etliche hundert Schritte mit Fackeln gegangen waren, wieder in die freye Luft, an den See Avernus. Dieß ist der See, von dem die griechischen und römischen Dichter sagen, daß selbst kein Vogel darüber fliegen konnte. Schon Augustus ließ

die Wälder umher niederhauen und traf noch andere Mittel, um diese Gegenden gesünder zu machen. Indessen sagte mir unser Cicerone, daß er vom Monathe May an bis in den November Niemanden hieher brächte, weil nicht nur dieser See, sondern die ganze Gegend umher, Baiä, Bocoli und der größte Theil der Phlegräischen Felder die Malaria habe. Selbst das reizende Baiå wurde zu den Zeiten der Römer nur im späten Herbste und Winter besucht. Im Sommer war auch damahls die Luft ungesund, wie man aus mehreren Stellen der Alten sieht.

Der See Avernus war also der eigentliche Sitz der Hölle und auf seinen Ufern sieht man noch heut zu Tage die grossen ziemlich wohl erhaltenen Trümmer des Tempels der Proserpina. Dieser Tempel, an den Ufern dieses einsamen und in einem Crater eingeschlossenen Sees hatte eine sonderbare Wirkung auf mich. Aber es war schon 4 Uhr, und wir mußten durch die Höhle, durch die wir gekommen waren, wieder zurückkehren. — Wir-

gil redet von drey Grotten der Sibylle, von denen ich heute nur eine gesehen habe.

Was die Ostia Centum betrifft, so muß man das freylich wohl nicht buchstäblich verstehen; aber so viel ist gewiß, daß sie mehrere Ausgänge hatte. Ich habe, außer dem schon angeführten dreye gesehen. Auf der einen Seite der Höhle ist nämlich ein enger Gang, der an ein kleines Zimmer führt, in welchem noch einige Mosaiks zu sehen sind. Dicht daran sahe ich ein anderes, wo Badegefäße sind, und über dieses hinaus bemerkte ich drey Oeffnungen, die aber jetzt verstopft sind. Ich hielt mich nur kurze Zeit in diesen traurigen Höhlen auf, welche schwarz und enge sind, und die ein Paar Fackeln nur schlecht beleuchten. Ich saß überdieß einem Manne auf dem Rücken, weil der Boden an mehreren Orten zwey Schuh hoch Wasser hat. Auch war die Hitze äußerst beschwerlich.

Zu welchem Zwecke alle diese Höhlen gemacht wurden, darüber ist viel gesagt worden, und wenig Befriedigendes. Die, welche von dem Lucinischen See an den Avernischen führt,

ist offenbar ein Paß, um den langen Weg über die Berge zu ersparen, so wie die Grotte des Pausilippo bey Neapel nichts anders ist, als eine halbe Meile langer Weg durch den Berg, um nicht 4 oder 6 Meilen über die Berge zu gehen. —

Von der Grotte der Sibylle giengen wir zwischen dem Lucrinischen See, u. den Monte nuovo wieder an das Meer zurück, wo wir unser Boot fanden, welches uns nach Puzzoli zurück brachte. Auf dieser Fahrt sieht man nicht weit vom Ufer die Trümmern der Academia, eines von den neuen Landsitzen, welche Cicero in der Campania felice hatte.

Die alte Stadt Cumä und die andere Grotte der Sibylle machen den Gegenstand einer andern Fahrt aus, die wir morgen unternehmen werden.

Zweyte Fahrt durch die Phlegräischen Felder: Tempel des Serapis – Cicero's Landhaus – der Avernus – Tempel des Dädalus – Grotte der Sibylle – Cumä – der Acheron.

Wir haben, wie ich Ihnen im voraus sagte, eine zweyte Fahrt durch die Phlegräischen Felder bis nach Cumä gemacht, welches etwan 12 Meilen von Neapel entlegen ist.

Nicht weit von Puzzoli besieht man zuerst den alten Tempel des Serapis, einen überaus merkwürdigen und wichtigen Gegenstand. Er ist vor nicht gar vielen Jahren erst ausgegraben und gereiniget worden: und dieß ist eben die Ursache, warum man noch so manches sieht, das in keinem andern Tempel zu sehen ist, weil aus den Ruinen, die schon längst freygestanden sind, die Menschen nach und nach alles weggetragen haben, was sich auf irgend eine Art brauchen ließ.

Wir kamen hierauf an den Landsitz des Cicero, von dem noch beträchtliche Trümmern übrig sind. Die Lage dieses Sitzes gefällt

mir vorzüglich und besser als die Lage der Gebäude unten am Wasser. Er liegt in einiger Ferne vom Meere auf einer milden Anhöhe, von wo aus man alles sehen kann, was man weiter unten sieht, und mehr. Dabey aber hatte man auch mehr Spatziergänge, als bey den Landhäusern um Baiä herum, weil diese theils durch das Wasser, theils durch die Hügel, die sich gleich hinter denselben erheben zu eingeschlossen waren. Hier konnte Cicero in philosophischer Ruhe leben; und doch war er dem Gewühle von Baiä nahe genug, um in kurzer Zeit dahin zu kommen, wenn er wollte, oder seine vielen Bekannten zu besuchen, die ihre Landsitze am Vorgebürge Misenum, zu Bauli ꝛc. hatten. Endlich ist auch die Luft hier besser als in den Gegenden weiter unten.

Nicht weit von Puzzoli, auf der Straße nach Cumä, fährt man ein Paar Meilen lang, durch einen hohlen Weg, an welchem rechts und links eine Menge Columbaria zu sehen sind. Die ungeheure Menge dieser Columbaria und die vielen Trümmer von Gebäuden aller Art zeigen, wie äußerst bevölkert ein Theil der

phlegräischen Felder einst gewesen seyn muß. Diese Rückerinnerung macht einen traurigen Abstich gegen die öde Stille, die jetzt da herrscht, und gegen die armseligen hier und da zerstreuten Häuser, die man in dem ganzen weiten Striche findet.

Ziehen Sie von Cumä nach Aversa und von da nach Neapel, oder vielmehr an den Berg Pausilipo eine Linie; folgen Sie dann von der Ecke oder dem Vorgebürge des Pausilipo dem Meeresufer und gehen Sie so längst demselben hin, bis Sie wieder nach Cumä kommen: und Sie finden in diesem großen Strich Landes, den meine Linie einschließt; das einzige Puzzoli als einen Ort von einiger Betrachtung. Alles übrige dieser ganzen herrlichen Gegend ist öde! Kein Gebäude, kein Landsitz von besonderer Wichtigkeit, nur hin und wieder elende verstreute Häuser, und allenfalls ein armseliges Dorf, das aus den Hütten der elenden Landleute besteht, die zu arm sind, um diese vergiftete Gegend im Sommer zu verlassen.

So wie man höher auf diesem Wege kommt, hat man linker Hand eine sehr hübsche

Aussicht auf den See Avernus, und auf den sogenannten Tempel der Proserpina. Beide zeigen sich von hier unter einer lieblichen freundschaftlichen Gestalt, und so ganz anders, als ich sie vorher von unten sahe, da ich von dem Lucrinischen See weg durch eine Höhle gehen mußte, um an das Ufer des Avernus zu kommen. Es wächst jetzt Wein in dieser Gegend; auch scheuet sich das Geflügel nicht mehr vor dem See.

Von hier fuhren wir weiter über die Berge, bis wir die Spitze des Vorgebirgs zu Cumä erreichten, wohin Virgil den Tempel setzt, den Dädalus nach seiner Flucht aus Creta dem Apollo erbauete. Ich habe so oft die glückliche locale Wahl bewundert, die Virgil seinen Gegenständen zu geben weiß. Jede Begebenheit muß sich an einem Orte zutragen, der so von der Natur ausgezeichnet ist, daß er schon ohnedieß merkwürdig und wichtig ist. Stirbt des Aeneas Amme, so muß es in einer Gegend geschehen, die unter die schönsten von Europa gehört: und dieser schönen Gegend (Gueta) muß gerade die Amme ihren Namen geben.

Verliert Aeneas seinen Misenus, so muß er auf einem Vorgebirge begraben werden, dem er ebenfalls den Namen giebt, und welches so sonderbar und so schön ist, daß es sich schon als eine Naturbegebenheit auszeichnet. Eben so macht er es mit Cumä und dem Tempel, den er den Dädalus da bauen läßt. Und wie natürlich bringt er das alles herbey! Aeneas sollte die Cumäische Sibylle berathen. Er mußte also in die Höhle gehen, deren größte Oeffnung nicht weit vom Meere ist und zwar ganz dicht an dem Vorgebirge, welches am meisten in das Meer hervorspringt, und so von der Natur ausgezeichnet und eine so herrliche Aussicht hat, daß Niemand sie verfehlen kann. Hieher versetzt er den Tempel des Dädalus, der dem Aeneas, bey seiner Landung, als der erste und ansehnlichste Gegenstand gleich in die Augen fallen mußte, so wie noch jetzt kein Reisender diesen Felsen verfehlen kann. Vielleicht stand nie ein Tempel hier; wenigstens konnte zu Virgils Zeiten kein Tempel des Dädalus da seyn, denn um seine Beschreibung des Tempels wahrscheinlich zu machen, mußte er sie an einen

Ort verlegen, wo sich nichts fand, das seiner Beschreibung widersprach. Wie schön, wie interessant macht er diesen Tempel! Mit welchem Vergnügen bin ich auf der Stätte gestanden, denn der obere flache Theil des Felsens, der in das Meer heraus steht, ist nur klein! Mit welchem Entzücken habe ich die weite schöne Aussicht betrachtet, die links bis an den westlichen Theil des Misenischen Vorgebirgs und rechts bis an das Vorgebirge reicht, an welchen die Festung Gaeta liegt.

Wir giengen hierauf an die Grotte der Sibylle herab, deren Eingang hier sehr weit und groß ist, und ursprünglich wohl nichts anders gewesen seyn mag, als ein Steinbruch, aus welchem eine griechische Colonie in den ältesten Zeiten die Stadt Cuma erbauete. Allmählig mag man weiter gegraben haben, anfangs immer für den nämlichen Zweck. Die Bewohner des Thales auf der entgegen gesetzten Seite thaten vielleicht das nämliche und für das nämliche Bedürfniß, bis man endlich auf den Einfall kam, ganz durchzubrechen und so durch einen unterirdischen Paß sich den Weg zu

ersparen, den man vorher über die Berge machen mußte. Brauchte man noch ferner Steine, so mußte man rechts und links neue Gänge eröffnen.

Vielleicht fand man auch Puzzolana, jenen Sand, den die Alten so sehr brauchten und dessen man besonders zu Puteoli und Bajae so sehr bedurfte, wo man viel am Wasser bauete. So war es denn natürlich, daß die unterirdischen Gänge sich vermehrten, daß einer in den andern einfiel und daß man der Bequemlichkeit wegen, hier und da mehrere Oeffnungen in die freye Luft herausmachte. Und so entstanden denn allmählig die aditus centum, ostia centum, freylich immer wieder dichterisch in einer runden Zahl. Allmählig mischten sich Religion und Aberglaube darein, der immer so sehr sich im Dunkeln bettet. Irgend ein altes Weib, irgend eine Priesterin, die in einem besondern Geruche der Heiligkeit stand, entzog sich hier der Welt, und ließ sich in einem der entlegendsten Winkel dieser Gänge eine Wohnung zubereiten, Das

Zimmer, das ich sahe, mag von der Art gewesen seyn, wenn es nicht anders ein Heiligthum war, das man einem der unterirdischen Götter gewidmet hatte.

Daß die Sibyllen so lange lebten, hat auch nichts sonderbares. Man sahe sie nie anders, als im Dunkeln und unter gewaltsamen Verzuckungen. Die benachbarten Priester müßten ihre Kunst schlecht verstanden haben, wenn Jemand, der zum zweytenmale kam, hätte im Stande seyn sollen, zu erkennen, daß die Sibylle, die ihm jetzt antwortete, nicht die nämliche sey, als die, welche er das erstemal berathen hatte.

Dieß wäre denn, dünkt mich, keine üble Art, sich so manches, das uns da dunkel ist, zu erklären. Aber ich fürchte, diese Vorstellungsart ist zu einfach und gar zu natürlich, um Beyfall zu finden.

Wir stiegen endlich wieder in die Höhe und durchwanderten den Fleck, wo die Stadt Cumä stand, die ohnstreitig eine der frühesten

war, die je in Italien gebaut wurde. Aber die Trümmer von Cumä sind sehr zerstört. Eine nicht grosse Zahl zerstreuter Häuser wechselt mit diesen Trümmern, mit Weinbergen und einigen Feldern ab. Hin und wieder machen die Häuser einen Theil der alten Gebäude aus; an andern Orten dienen Ruinen, ein wenig auf moderne Art ausgeflickt, zum Obdache. Der Einwohner sind nur wenige, und alles, was ich an ihnen und um sie her sahe, bespricht Armuth und Elend, so wie ihre Gesichtsfarbe die ungesunde Gegend zeigt, die sie bewohnen.

Wir giengen dann noch ein Stück weiter und kamen an den Acheron, einen See, der wegen seiner etwas flachen Ufer nicht so romantisch ist, als die vorgenannten dieser Gegend. Und so machten wir den Beschluß mit einem Lande, auf welchem jeder Fleck durch die Werke der Alten merkwürdig ist, und wo Natur, Geschichte und Dichtkunst sich vereiniget haben, die Einbildungskraft mehr als in irgend einer andern Gegend der Erde zu erhitzen.

Noch giebt es mehrere merkwürdige Gegenstände der Natur auf dieser Seite von Neapel, die allgemein bekannt sind, als die Bäder von St. Germano, der Lago d' Agnano, di Grotta di Cane, die Solfaterra u. s. w. Sie liegen alle näher bey Neapel, als die Gegenstände, über die ich Ihnen weiter oben geschrieben habe. Ich wollte daher einen jeden Reisenden rathen, diese Gegenstände von Neapel aus besonders zu nehmen, um die weitern Fahrten na Bajä und die nach Cumä nicht mit zu vielen Dingen zu überladen, um so mehr, da diese beiden Excursionen ohnedieß schon reichhaltig genug sind. Wer gut zu Fuße ist, sollte z. B. den Pausilipo einmal ersteigen, über seinen Rücken weggehen und der Insel Nisida gegen über herabkommen. Von da könnte man die Salfaterra besuchen und dann nach Puzzoli gehen, wo man kleine Wagen findet, in welchen man zurückfahren kann. Bey der Gelegenheit könnte man auch einige Merkwürdigkeiten zu Puzzoli sehen, wohin einen der Cicerone gewöhnlich am Ende des Tages führt, an dem man zu Baiä gewesen ist, da man denn ermüdet ist

und schon zu viel gesehen hat. Was aber den Lago d' Agnano, die Grotta di Cane und die Schwitzbäder von St. Germano betrifft, so liegen diese nahe beysammen und sind nur einige Meilen von Neapel.

Acht-

Achtzehnter Brief.

Reise von Neapolis nach Pesti.

Portici oder Herculaneum – Torre del Greco: Macaroni-Fabricken – Pompeii Stabia – Salerno Pesti: die Stadtmauern 2c. die Tempel.

Neapel, den 3 März 1794.

Ich bin heute, lieber Freund, von einer Reise zurück gekommen, die wir 60 Meilen weit in das Land hinab gemacht haben, und deren vorzüglichste Absicht war, die Ueberbleibsel der ältesten menschlichen Denkmäler in Europa zu sehen: die Tempel von Pesti.

Wir giengen den ersten Tag über Portici, Torre del Greco, Pompeii Nocera, le Came-

relle, la Cava, und Vietri, bis nach Salerno, überall durch ein herrliches, reizendes Land, in welchem ich schon den Anfang des Frühlings und Bäume und Stauden in voller Blüthe sahe, die in England erst im April und May blühen.

Was für ein sonderbares Geschöpf ist der Mensch! das heutige Portici steht auf dem alten Herculaneum, in welches ich hinabgestiegen bin. Nun! — dieses Herculaneum ist von Lava erbaut, und — auf Lava gebaut; und in hundert Jahren baut man vielleicht auf das heutige Portici, dessen Boden an manchen Orten, besonders an der Seeseite 100 Schuhe über dem Boden des alten Hereulaneum ist.

Mir war sonderbar, als ich hier, zu Portici eine Schüssel voll Brod, eine andere voll Linsen, Pflaumen ꝛc. und endlich einen Klumpen Wein, so hart wie Stein sahe, und das alles vom Jahre 79. Und denn die Knochen und Schädel, die in den nämlichen Häusern gefunden wurden, und alle das mannigfaltige Haus- und Küchengeräthe dieser Alten, ihre Töpfe, Schüsseln, Gläser, ihre Wagen und Gewichte, Spaden, Hacken, Betten, Stühle

Gemälde, Statuen rc. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, so 1700 Jahre zurückgesetzt zu werden, und in ihr tägliches Leben und Thun einzutreten, ihre Küchen, Bäder rc. und zu Pompeji selbst ihre Gärten zu sehen, in ihren Häusern umher zu gehen und zu beobachten, was in diesem oder jenem Magazine verfertiget, oder in diesem oder jenem Laden verkauft wurde.

Torre del Greco, sechs Meilen von Neapel, zwischen Portici und Pompeii, ist ein ziemlich ansehnlicher Ort voll guter Häuser und sehr stark bewohnt. Genau kann ich Ihnen die Bevölkerung von keinem Orte im Königreiche Neapel angeben, denn ein jeder, mit dem man darüber redet, hat eine andere Zahl. Nach den verschiedenen Angaben, die ich gehört habe, setze ich die Volksmenge von Torre del Greco, nach einer Mittelzahl etwan auf 11,000 Seelen.

Hier giebt es eine Menge Fabriken von Macaroni. Ich gieng in eine derselben, um das ganze Verfahren vom Anfange bis zum Ende zu sehen. Sie wissen, daß die Macaroni aus nichts bestehen als aus Mehl und Wasser: Und gleichwohl sind die aus dem Neapolitani-

schen so geschätzt, daß sie nicht nur die beständige Nahrung von tausend und tausend Menschen sind, denen sie nie zum Ekel werden, sondern man verführt sie auch in alle Theile von Europa, wo man die wahren Neapolitanischen Macaroni an den Tafeln der Reichen, keinesweges als eine verächtliche Schüssel betrachtet. Es muß also etwas ganz besonders in dem Mehle, aus welchem sie gemacht werden, und dann in der Zubereitung liegen.

Zu Torre del Greco erfuhr ich, daß man nie anderes als Sicilianisches Korn zu den Macaroni gebraucht, weil dieses einen Schleim hat, der dem Teige eine ganz besondere Zähigkeit giebt. Ich kauete mehrere Körner dieses Getraides, und konnte sie, so lange ich sie auch in Munde behielt, doch nie in ein eigentliches Muß verwandeln. Ich nahm das, was mir nach langem Kauen im Munde blieb, heraus, und rollte es mit den Fingern zusammen, und diese Masse zog ich alsdenn in die Länge von etlichen Schuhen aus, ohne daß der Faden, der immer dünner wurde, zerriß.

Das Mehl von diesem Korne wird denn mit Wasser zubereitet und ein Teig daraus gebildet, auf die nämliche Art, wie unsere Becker ihren Teig machen. Nachdem er einige Zeit geknetet worden, legt man ihn auf eine große hölzerne Pfoste, über welche sich ein dicker langer Balken hinzieht, der in der Mauer befestiget ist, und so ziemlich wie eine Weinpresse aussieht. Unter diesem Balken oder Presse legt man hinten, wo er der Mauer am nächsten ist, den Teig; und nun setzen sich in einer Entfernung von 15 bis 20 Schuhen vom Teige zwey bis drey Personen auf den Balken springen davon herab und wieder darauf, und das so lange, bis der Balken den Teig ganz flach gedrückt hat. Hierauf knetet man den flachgewordenen Teig wieder in einen Klumpen zusammen, legt ihn abermals unter den Balken und verfährt wie zuvor, und das zu wiederholtenmalen, bis der Teig seine gehörige Zähigkeit hat. Man drückt ihn hierauf in ein rundes perpendikuläres Gefäß, das etwan zwey Schuhe tief ist, und anderthalb Schuhe im Durchmesser hat. Der Boden dieses Gefäßes ist von Metall, und hat

unzählige Löcher die größer oder kleiner sind, je nachdem die Macaroni dicker oder dünner werden sollen. Aber die Macaroni sind inwendig hohl; es befindet sich also mitten in jedem Loche ein kleiner Stift, der auf der innern Seite des Bodens angebracht ist, und um welchem sich Teig herum drängt, während daß er zum Loche hinausgetrieben wird. So wie dieses Gefäß mit Teig angefüllt ist, legt man zuerst ein Tuch darüber und auf dieses einen hölzernen Deckel, welcher genau in das Gefäß paßt. Auf den hölzernen Deckel kommt ein steinerner, und dann anderes Gewicht, welches sammt und sonders durch eine Presse, unter der das Gefäß steht, hinabgedrückt wird. Der Druck besteht aus einer Kraft von vielen Centnern, und da die Deckel vollkommen in das Gefäße passen, so wird der Teig natürlich durch die kleinen Löcher getrieben, welche sich auf dem Boden des Gefäßes befinden. So wie nun die Macaroni ununterbrochen und unzerrissen unten herauskommen, fängt man sie auf, legt sie über den Arm und hängt sie über Schnuren, die nicht weit vom Gefäße im Zimmer umhergezo-

gen sind, wo sie in kurzer Zeit trocknen und zum Verschicken fertig sind.

Aus einem spätern Briefe.

Als ich Torre del Greco sahe, bewunderte ich die Kühnheit dieser Menschen, die, so wie die von Portici und Torre del Annonziada sich zu Tausenden dem Vesuv anvertrauen und eine Lava auf die andere bauen. — O lieber Freund! schon existirt dieser Torre del Greco nicht mehr. Einige Monate nachher wurde er durch einen Ausbruch des Vesuvs verschüttet, und mit ihm giengen mehrere tausend Menschen zu Grunde. — Ich weiß nicht, welches Vergnügen die Menschen dariane finden, die Verheerungen zu vergrößern, welche Natur und Zufall gelegentlich verursachen. Kaum war diese Stadt im Frühjahr 1794 zerstört, so hörte ich von 20,000 Einwohnern und mehr, welche doch, wie ich anfangs erinnert, nicht über 11,000 stieg.

Ich hoffe, daß das Schicksal dieser Stadt eine Warnung für den König seyn wird, die kostbare Antikensammlung zu Portici, dessen

Lage noch gefährlicher ist, nach Neapel zu schaffen. Zwar ist das schon seit Jahren beschlossen worden, allein er zaudert und zaudert, bis ein neuer Ausbruch noch einmal diese Herrlichkeiten unter Lava oder Asche begraben wird.

Pompeji. Was ich von dem alten Herculaneum gesagt habe, gilt auch von dem alten Pompeji: Es war auf Lava erbaut; ja, was noch mehr ist: Auf dem Boden desselben wollte man vor einigen Jahren einen Brunnen haben; man grub 25 Schuh tief und kam durch mehrere Schichten von Lava, und als man endlich Wasser fand, war auch dieses auf Lava. – In den Gassen bemerkte ich noch das Geleise der Räder und konnte dadurch messen, wie breit die Wagen der alten Römer waren, nämlich nicht ganz 4 Schuh 5 Zoll englisch Maas. – Neben einem Landhause, das man nahe bey Pompeji ausgegraben hat, ist noch ein ganzer Graben zu sehen, und man erhält und bepflanzt regelmäßig die Gartenbeete gerade so, wie man sie fand. Selbst die häutigen Bäume stehen gerade an den Orten, wo man

in der Asche den Eindruck oder die Kohlen der alten Bäume fand, vom Jahre 79.

Dicht am Thore des alten Pompeji steht ein Wirthshaus; wenigstens läßt sich das aus allerhand Umständen schliessen. Das nächste Haus hat eine Thüre, über welche ein ungeheurer Priapus in Stein gehauen ist, so daß man es für ein H. . haus hält; das dritte Haus gehörte einem Arzte oder Wundarzte, der zugleich ein Apotheker gewesen zu seyn scheint. Ueber alles das machte Jemand folgende Bemerkung: Hier kommt ein Fremder zum Thore herein und geht in das Wirthshaus; im nächsten Hause holt er sich eine gewisse Krankheit und im dritten läßt er sich curiren. — Aber es scheint, die Alten kannten diese Krankheit nicht und die θηλειανοσος, von den Herodotus eine so sonderbare Beschreibung giebt, ist und bleibt uns unerklärbar. — Uebrigens glauben einige, daß das Haus zu Pompeji ein Laden war, in welchem man Priapen verkaufte; welches auch nicht unwahrscheinlich ist.

Auch Stabia, seitwärts und nicht weit von Pompeji, habe ich gesehen, wo der ältere Plinius in der nämlichen Zeit ums Leben kam. Er sahe den Ausbruch des Vesuvs von Misenum, und um diesen näher zu beobachten, bestieg er ein Schiff und wollte nach Pompeji fahren. Da er hier nicht landen konnte, gieng er nach Stabia, wo die Leute mit Betten auf ihren Köpfen umher giengen und wo er in der Nacht erstickte. Er bot seinem Neffen, dem jüngern Plinius an, ihn mitzunehmen; allein dieser wollte lieber studieren: und diesem Umstande haben wir den so interessanten Brief zu danken, der an Tacitus gerichtet ist und der alles so umständlich beschreibt.

Die Gegenden von Nocera und le Camerelle bis nach Vietri hin waren die Schule, in welcher die drey größten Landschaftsmahler, G. Poußin, Claude Lorrain und Salvator Rosa viel zeichneten und mahlten. — In der Kirche des Dorfes le Camerelle sind einige alte Säulen von Pästum zu sehen, die man vermuthlich aus einem Tempel oder irgend einem öffentlichen Gebäude gerissen hat. Ihre Ver-

hältnisse zeigen, daß sie viel neuer sind, als die berühmten Tempel, auch sind sie von einem weit edlerm Steine.

La Cava und Vietri sind ein Paar ansehnliche Orte. In dieser ganzen Gegend giebt es viele Turteltauben. Die kleinen Thürme, die man hin und wieder sieht, sind gebaut, um sie dahin zu ziehen und zu fangen, welches im Monat October geschieht.

Die Gegend um Vietri ist unbeschreiblich schön; am schönsten aber ist die Gegend von Salerno, fast in der Mitte der herrlichen Bay gleiches Namens.

Die Stadt Salerno selbst ist ziemlich groß und zeigt sich, wie die mehresten italienischen Städte, unendlich schöner, als sie wirklich ist, wenn man hineinkommt.

Italien ist so reich an Alterthümern und Kunstsachen, daß die Reisenden manche Orte, die nur wenig davon haben, ganz übergehen. So mögen wohl wenig Fremde in die Cathedralkirche von Salerno kommen. Wir besuchten sie und wurden sogleich von einer Menge Menschen umringt, denen vier Ausländer

eine sonderbare Seltenheit zu seyn schienen. Auch stießen sogleich einige Geistliche zu uns, und thaten an uns mehrere höchst unbedeutende Fragen über sehr bekannte Dinge, die England betrafen. Allein die Leute schienen ängstlich zu seyn, diese Dinge zu wissen, und thaten ihre Fragen mit der Gierigkeit eines Wilden, der keine andere Quelle des Unterrichts kennt, als den mündlichen Bericht der Reisenden. Ich hatte dabey so eine Ahndung von Gefühlen, die ein Seefahrer haben muß, wenn er auf einer entfernten Insel unter einem unbekannten, uncivilisirten Volke landet.

Man zeigte uns hierauf das Grab des Apostels Matthäus und einige classische Alterthümer. Eine der Capellen dieser Kirche ist von Andrea da Salerno gemahlt, einem Künstler aus der Schule Rafaels, der von hier gebürtig war und von dessen Werken man wenig sieht.

Nicht weit von Salerno, an der westlichen Seite der Bay ist Amalfi, wo im 11ten Jahrhunderte die Pandecten gefunden wurden.

Sechs Meilen von Pesti giengen wir über den Fluß Selo, welches der alte Silarus ist, dessen Virgil gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo.
Romanum est, oestrum Graii vertere vocantes;
Asper, acerba sonans: quo tota exterrita silvis
Diffugiunt armenta; etc. *)

Dieser Insect, (asilus) das Virgil so fürchterlich beschreibt, ist noch heut zu Tage in grosser Menge an den Ufern des Selo, und plagt die kleinen Heerden, die in diesen jetzt verlassenen Gegenden weiden.

*) Virgil. Georg. III. 146. etc.

Die Eichen, deren Virgil auf dem Alburnus gedenkt, sind verschwunden, und die Berge umher sind ziemlich nackt, so wie überhaupt der ganze Strich höchst elend ist. Ich sahe dort die ärmlichsten Hütten, die ich je in irgend einem Lande, selbst Irrland nicht ausgenommen, angetroffen habe; die halb nackten, halb mit Lumpen bedeckten Einwohner zeigten, so wie die Hütten, in denen sie wohnen, ihre Armuth und Barbarey, so wie ihre kranke Farbe die Ungesundheit der Gegend.

Pesti, oder das Pästum der Alten, liegt fast am östlichen Ende der Bay, eine kleine Meile vom Meere und in einer öden Gegend. Ob die Phönicier oder ein anderes Volk diese Stadt erbauet haben, will ich nicht untersuchen, eben so wenig, ob die Sybariten, nachdem sie in dem Kriege mit den Crotoniaten, den Pythagoras anspann, aus ihrem eigenem Lande vertrieben wurden, sich hier freundschaftlich niederließen, oder die alten Einwohner vertrieben! Alles was wir mit Gewißheit wissen, ist, daß die Gebäude, die man noch jetzt zu Pesti sieht, im ältesten Stile der Baukunst sind,

der in der Welt bekannt ist, und daß sie wenigstens fünf bis sechshundert Jahre vor Christi Geburt errichtet worden seyn müssen.

Es ist einem Wunder ähnlich, daß diese Stadt so viele Jahrhunderte lang von der ganzen Welt vergessen wurde, daß kein Mensch von ihren Tempeln und andern Ruinen das geringste wußte, und daß sie erst im gegenwärtigen Jahrhundert durch Zufall entdeckt worden sind. Gleichwohl stehen noch die sämmtlichen Stadtmauern, und nur der oberste Theil derselben ist zerstört.

Prächtigere Stadtmauern als diese, hab' ich nie gesehen. Sie geben einen hohen Begriff vom Ansehen dieser Stadt. Sie sind ohngefähr drey italienische Meilen im Umfang, vierzehn Schuhe dick und ganz von grossen gehauenen Steinen, ia selbst von weißem Marmor erbaut, mit vielen Thürmen, von denen einer fast noch ganz steht. Eins der Thore hat selbst seinen Schwibbögen noch, und ist ohngefähr 15 Fuß weit und dreysig hoch. Von den Wasserleitungen sieht man nur noch wenig mehr, und das Amphitheater und Odeum sind

ganz zerstört; doch sieht man noch ihre Gestalt und ihren Umfang. Die ganze Gegend umher ist öde.

In der Stadt stehen nur noch zwey Häuser und einige andere in der Gegend umher. In einem derselben schliefen wir elendiglich bey einem Landmanne, der uns nicht einmal hinlängliche Gefäße geben konnte, um unsre Mahlzeit zu machen, die wir von Neapel mitgebracht hatten. Dieß ist die Ursache, warum viele die erste Nacht zu Salerno bleiben, den folgenden Tag dreyßig Meilen nach Pesti gehen, und Abends nach Salerno zurückkehren.

Das merkwürdigste sind die Tempel, im ältesten Stile der Baukunst, den man kennt. Sie sind dorisch und gerade von der nämlichen Art, wie die ältesten Tempei zu Syracus und Agrigent in Sicilien. Aber diese Bauart ist gar sehr von der verschieden, die wir jetzt Dorisch nennen. Unsere dorischen Säulen sind oben beynahe so dicke, wie unten, haben acht Diameter und rühren von den Römern her. Nicht so die Bauart der alten Dorier! Ihre Säulen sind unten dicke und vermindern sich

gar

gar sehr nach oben zu. Mißt man den Durchschnitt unten am Fuße und vergleicht ihn mit der Höhe der Säule, so findet es sich, daß sie nicht ganz fünf Durchschnitte hat. Da wir nun aber an acht Durchschnitte gewöhnt sind, so kommt uns dieser Stil beym ersten Anblicke plump und schwerfällig vor; allein wenn sich das Auge einige Zeit darauf verweilt, so findet es die Verhältnisse des Ganzen sehr schön, und empfängt einen Eindruck von außerordentlicher Stärke und Würde, welche diesem alten Dorischen Stil ganz besonders eigen ist.

Fast ist es unglaublich, aber es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß unter den drey Tempeln zu Pesti einer sich findet, dessen Aussenseite fast ganz übrig ist. Keine einzige Säule fehlt, die obern Pliethen sind fast alle ganz, eben so die Architrave durchaus und auch die Friese und der eine Giebel; nur die Cornische ist an ein Paar Orten ein wenig beschädiget. Und so hat sich denn dieser Tempel 2500 Jahre erhalten und wird noch unversehrt, in vielen künftigen Jahrhunderten, zu sehen seyn, wenn die Ruinen der Peterskirche dem künftigen An-

tiquar kaum zeigen werden, was Michel Angelo's ursprünglicher Plan war. Setzen Sie noch hinzu, daß diese Tempel schon vor vielen Jahrhunderten ihre Dächer verlohren haben, und also diese ganze Zeit über den Regen und Wetter ausgesetzt gewesen sind. Selbst die kleinern Theile, die Verzierungen haben sich erhalten. Sie kennen die Tryglyphen und Tropfen, welche der dorischen Friese ausschließlich eigen sind: — nun, diese sind fast alle unbeschädigt geblieben, und ich habe sie mit meinen Augen gesehen.

Wir haben mehrere weitläuftige Beschreibungen von Pesti; aber ich fand einen kleinen Plan am bequemsten, den ein Cicerone zu Neapel, und ein dortiger Künstler mir machten; denn am Orte selbst muß man nicht erwarten, Jemanden zu finden, der einen gehörig führe.

Dieser Anweisung zu folge giengen wir durch das nördliche Thor in die Stadt, wanderten östlich längst den Mauern hin, und bemerkten verschiedene Thürme auf der östlichen und südöstlichen Seite, die beynahe noch ganz sind. Man kommt dabey an das östliche Thor, das

einzige welches noch stehet. Von diesem Thore giengen wir an den südlichsten Tempel, welcher neun Säulen in der Fronte, und achtzehn in jeder Seite hat. Ihre Durchmesser sind unten beynahe sechs Schuhe, und der Zwischenraum von Säule zu Säule, 4 Schuh 10 Zoll.

Der mittlere Tempel ist der größte und schönste. Er hat vorne sechs Säulen und vierzehn auf den Seiten, wovon die Durchmesser über siebenthalb Schuh sind, die Zwischenräume aber über achte.

Der dritte Tempel hat sechs Säulen in Fronte, und dreyzehn in den Seiten. Die Durchmesser etwas über vier Schuh.

Rückreise nach Neapel.

Schönheit des Meerbusens von Salerno und der ganzen Gegend umher, und Mannigfaltigkeit der edlern Bäume – (Eigenthümlichkeit der Vorgebürge im Neapolitanischen.)

Von Pesti bis nach Salerno zurück, machten wir den nämlichen Weg, auf welchem wir gekommen waren. Aber von dem letztern Orte schickten wir den Wagen auf der Landstraße nach Cava, während daß wir zu Fuße über die Berge giengen.

Ich weiß nicht, ob dieß nicht das schönste Schauspiel ist, daß ich ie in der Natur genossen habe! Selbst die Schweiz hat kaum etwas, das diesem gleich kommt. Vor mir das mittelländische Meer, und gerade unter mir der herrliche Meerbusen, der sich so schön krümmt und an die 50 Meilen im Umfang hat. Es ist das besondere Eigenthum der Vorgebürge dieses Königreichs, daß man von einem jeden der-

selben die zwey Vorgebürge der daran liegenden Meerbusen sieht. So sahe ich hier, von den Höhen von Salerno, das Vorgebürge der Minerva und die Insel Capri, so wie ich sie aus meinem Zimmer zu Neapel sahe, während daß ich auf der andern Seite das Land bis an das Vorgebürge Palinurus hinab entdeckte. Und so habe ich ohngefähr die ganze Küste des Königreichs von Terracina an, bis an das Capo di Palinuro von nicht mehr als drey Orten oder Gesichtspuncten gesehen. Die Meerbusen von Neapel sind die schönsten unter denen, an welchen ich je gewesen bin! Setzen Sie nun hinzu den fast immer hellen Himmel, und die mannigfaltigen Naturproducte, die einem Einwohner des nördlichen Europa immer so interessant sind, und Sie werden fühlen, wie mannigfaltig und reizend der Genuß ist, den die Natur in diesem Lande gewährt. — Die Stadt Salerno zieht sich vom Ufer gegen einen Hügel hinauf, und zeigt sich unendlich schön. Dieser Strich ist sehr bewohnt, denn ich zählte sieben Orte dicht an einander, die keinesweges schlecht und von denen Vietri und la Cava ansehnlich

sind. Die Berge, die diese Bay umgeben, sind ein Theil der Apenninen und sehr hoch; die höchsten derselben waren jetzt mit Schnee bedeckt, während daß der Berg, über welchen wir giengen, größtentheils mit Grün überzogen war. Und welches Grün!

Hier, lieber Freund, fand ich die allermehresten Bäume und Gewächse, die man in den englischen Gärten mit so vieler Sorgfalt pflanzt und wartet, und welche doch nicht zu der Vollkommenheit und Größe kommen, die sie hier, sich selbst überlaßen und in der Wildniß, erlangen. So manches, das im nördlichen England unter die Gestrippe gehört, wächst hier zum Baume. Der Lorbeerbaum erreicht hier eine Höhe von 30 Schuhen und bisweilen drüber. Ich habe Citronen- und Pomeranzenbäume gesehen, wie unsre grösten Aepfelbäume. Der Tinuslorbeer (Laurus Tinus) war in voller Blüthe. Auch sahe ich in Menge, den Arbutus, den Phylerea und den grössern Charubabaum oder Johannisbrodbaum, der in Neapolitanischen auf allen Bergen

wächst, und dessen Frucht, eine grose breite Schote von fast schwarzer Farbe, hier blos die armen Leute eßen. Die Schote wird getrocknet und erhält sich Jahrelang. Unter dem Dingen, die man zu Portici aus dem Herculaneum zeigt, sahe ich auch eine Schüssel voll solcher Schoten vom Jahre 79.— Am meisten aber fand ich in diesen Gegenden die Myrthen, mit denen viele Berge ganz bedeckt sind, und deren Geruch unendlich stärker ist, als der Myrthen, die man in unsern Gärten zieht. Auch die Aloe muß ich nicht vergeßen, die auf diesen Bergen in großer Menge wächst, die indianische Feige, den Lentiscus, aus welchem man Mastix zieht, den Olivenbaum und die Ilex oder italienische Eiche. Alle diese Bäume sind das ganze Jahr hindurch grün.

Dem ohngeachtet ist diese himlische Gegend nicht vollkommen: es fehlt ihr an jenen großen Waldbäumen, die in unserm kalten Norden so gemein sind. Viele derselben vermißte ich hier ganz, und selbst die, welche dem Lande eigen sind, waren hier nicht in

großer Zahl, als z. B. die Ilex, welche so groß und so schön ist, als unsere nördliche Eiche, den Pino, welcher größer ist, als unsere nördlichen Fichten und aus dessen Zapfen man die Frucht zieht, die man in Sachsen Piencheu nennt und mit gewissen Fleischspeisen zurichtet. Auch sahe ich nur wenig Cypreßen, welche hier zu Lande unsere Tanne ersetzen, und wenig Castanienbäume, welche hier so groß wachsen, als unsere Eichen und so schön sind, daß die Landschaftsmaler sie den Eichen vorziehen.

Bäume, die ich in der Bay von Salerno ganz und gar nicht gesehen habe, sind die Esche, Eller, Fichte, Tanne, Pappel, Buche, Hollunder, Eibe und Nußbaum. Aepfel und Birnbäume findet man auch fast ganz und gar nicht, dafür aber wachsen in den Feldern Pomeranzen, bittere und süße, Citronen, Limonien und Feigenbäume, und hin und wieder ein Palmbaum, dessen Datteln aber nicht gut sind.

Den Weg ausgenommen, den wir von Salerno über die Berge machten, mußten wir die ganze Straße zurückgehen, die wir gekommen waren, weil das Königreich Neapel von wenigen Straßen durchschnitten ist, und weil man die innern Theile in den Bergen wie eine Wildniß betrachtet, in die sich nur selten ein neugieriger Reisender wagt. Das ist denn eine der Ursachen, daß das Land in einiger Ferne von der Hauptstadt noch so gar wenig civilisirt ist. Hundert Meilen von Neapel in das Land hinabgehen ist eine größere Reise, ist größern Schwierigkeiten und Ungemächlichkeiten unterworfen, als England von einem Ende zum andern zu durchlaufen.

Indessen könnte man die Reise von Pesti nach Neapel sehr angenehm zu Wasser machen, und wir würden es gethan haben, wenn wir früher daran gedacht hätten. Man müßte nämlich ein Boot zu Neapel bestellen, mit dem man gerade nach dem Vorgebirge Minerva zuführe, auf welcher Reise man die ganze Bay von Salerno beständig zur Seite hätte. Vom Vorge-

birge der Minerva könnte man die Insel Capri be uchen, welche nur ein paar Meilen davon, und 19 Meilen von Neapel liegt; oder man könnte längst der schönen und interessanten Küste hinfahren, welche sich vom Vorgebirge der Minerva nach Portici hinzieht, wo man an mehreren schöneu und interessanten Flecken landen sollte.

Neunzehnter Brief.

Reise von Rom in das Land der Lateiner und Sabiner.

Grabmäler an der Appischen Straße. — Der See von Gandolfo, sonst der albanische See — die Villa Barberini mit den prächtigen Ueberbleibseln der Villa des Domitians — Albano mit vielen Alterthümern und Landhäusern — Gensano — Nemi — la Riccia.

Rom, den 13 April 1794.

Ich bin heute, lieber Freund! von einer zehntägigen Reise zurückgekommen, die ich in das Land der Lateiner und Sabiner gemacht habe.

Eine Reise durch ein so schönes Land, das bey diesem herrlichen Wetter und in dieser paradiesischen Jahreszeit konnte nicht anders als höchst angenehm seyn. Das Land, durch das wir zehn Tage lang gewandert sind, ist eben so anziehend für den Landmaler, als es für den classischen Gelehrten und den Liebhaber der Alterthümer interessant ist. Der ganze Strich gehört unter die romantischten von Italien und nirgends sieht man auf dem nämlichen Umfange so viele Ueberbleibsel von Pallästen, alten Städten, Landsitzen, Wasserleitungen, Grabmälern, Brücken und Straßen.

Sonderbar! Ganz Italien ist so oft beschrieben worden und man hat so mancherley Nachrichten über jeden Ort, durch den ich gegangen bin; und gleichwohl konnte ich unter allen meinen Vorgängern keinen Plan für mich und nicht die Ordnung finden, in der ein Reisender die verschiedenen Gegenstände sehen sollte. Ich mußte am Ende meinen Plan selbst machen, wobey ich einen Maler zu Rathe zog, der mir nützlicher war, als alle Bücher, die ich darüber nachgesehen hatte. Wenn Sie also einen Freund haben, der diese interessante und

classische Reise zu machen Lust hat, so können Sie ihn versichern, daß folgender Plan der kürzeste ist, und der, auf den man am meisten sieht, ohne irgend einen Weg zweymal zu machen. *)

Wir verließen Rom den 4ten April, und giengen in einen Wagen nach Albano, welches 13 Meilen entlegen ist. Ich hatte die Straße schon zweymal vorher gemacht, nämlich nach Neapel und wieder zurück. Das einemahl wollte ich mich nicht bey der Beschreibung gewisser Gegenstände aufhalten und das anderemahl kamen wir sehr spät auf derselben zurück, so daß ich keine neuen Bemerkungen machen

*) Nur eine Abänderung wollte ich vorschlagen, welche mich die Erfahrung gelehrt hat. Wir giengen von Frascati nach Tivoli, 18 Meilen sehr schlechten und wenig interessanten Weges. Eben so ist auch der Weg von Palestrina nach Rom nicht eben der angenehmste. Ich würde also, wenn ich diese Reise wieder machen sollte, sie von Frascati aus umkehren, gerade von da nach Palestrina gehen, dann nach Subiaco, S. Cosimo, Vicovaro, Tivoli: und von dieser letzten Stadt nach Rom auf der gewöhnlichen Straße.

konnte. Ich will daher jetzt etwas umständlicher davon reden.

Sie wissen, lieber Freund! daß die Alten ihre Todten an der Landstraße begruben, und daß bey ihnen das Siste, viator (stehe Wanderer!) welches in unsern Kirchen und Gottesäckern so lächerlich ist, am rechten Orte stund. An der Appischen Straße finden sich mehr Grabmäler, als an irgend einer andern, vermuthlich, weil sie so frühzeitig gemacht wurde und zugleich so weit gieng und so schön war. Ich erinnere mich der Stelle, ich weiß nicht, welches Dichters, der von den Todten redet und von denen; quorum cineres habet Appia. Ueber 10 Meilen von Rom aus, war diese Straße so mit Grabmälern bedeckt, daß sie eine Gasse bildeten. Zwar ist diese Straße hier größtentheils unter der Erde; allein von den Grabmälern, die auf beiden Seiten derselben standen, ist noch so viel übrig, daß man vollkommen die Linie der Straße ziehen kann, um so mehr, da die gegenwärtige sich nie weit davon entfernt, und am Fuße der Albanischen Berge vereiniget sich diese mit der alten Appischen Straße.

Alle diese Grabmäler nun haben nicht eine bestimmte Form, doch dünkt mich, daß ich ohngefähr fünf Formen bemerkt habe, unter die sie alle sich bringen lassen. Die mehresten haben zwey Etagen und man gieng von der obern in die untere. Das Innere ist gewölbt und an den Wänden sind ringsherum Nieschen mit horizontalen Vertiefungen, in der Gestalt eines grossen Topfes; ja gröstentheils ist es ein Topf: und in diesen Töpfen wurde die Asche niedergelegt. Das Innere dieser Gewölbe sieht einem Taubenhause nicht unähnlich, daher man diese Gebäude Columbaria nannte. Am Porto di Miseno, d. h. am alten Styx habe ich ihrer in Menge untersucht und in der Nachbarschaft von Puzzoli giebt es ihrer so viele, daß ich endlich müde ward, sie zu besuchen.

Es scheint, jede wohlhabende Familie hatte ihr columbarium; allein die Grösse und die Pracht des Gebäudes hieng von dem Reichthum, dem Stolze oder der Eitelkeit der Familie ab. Bisweilen scheint man ein grosses Denkmahl blos für eine einzige Person er-

richtet zu haben. Dieß muß der Fall mit dem der Cecilia Metella gewesen seyn, in dessen Inneren ich keine columbaria entdecken kann. Es gleicht mehr einer Festung, als einem Grabmahle. So ist die moles Adriana die Grundlage zur heutigen Festung St. Angelo; (Engelsburg) das Grabmahl des Augusts glich einem großen Pallaste, und die marmorne Pyramide des Cestius ist 100 Schuh hoch.

Gewöhnlich, ist das Innere mit Stucco geziert und gemalt. An der Aussenseite der Urne, in welche die Asche gelegt wurde, ist gewöhnlich eine kleine Marmortafel mit den D. M. (Diis Manibus) und den Namen der Person. Die Asche der Großen und Reichen wurde in grössern Gefäßen aufbewahrt, die man Sarcophagen nennt, und die von Marmor, Porphyr, Granit ꝛc. und bisweilen viele Schuhe lang waren. Ich habe ihrer, in den verschiedenen Cabinettern von Europa, unzählige gesehen und von allen möglichen Grössen. Auf manchen findet sich schöne Arbeit in Basrelief, woraus man oft sehr viel lernen kann. —

Etwan

Etwan eine Meile von Albano verließen wir den Wagen und schickten ihn in die Stadt, während daß wir zu Fuße in das zur Linken gelegene Castel Gandolfo giengen. Dieses unbedeutende Städtgen giebt jetzt seinen Nahmen dem See, der sonst der Albanische hieß, und welcher nichts anders als der Crater eines verloschenen feuerspeyenden Berges ist. Dieser See ist überaus schön, hat sieben Meilen im Umfange; der Rand des Craters mag etwa 8 oder 9 haben. Dieser See war vor 2200 Jahren bis an den obern Rand voll und da die Seite nach Rom zu die niedrigste ist, so lief er beständig über und verwandelte die fruchtbaren Ebenen zwischen den Albanischen Bergen und Rom in einen Sumpf. Die Regierung wußte gar wohl, wie dem Dinge abzuhelfen war, getraute sich aber nicht, dem Volke die Arbeit zuzumuthen, weil dieses ohne Unterlaß über die Kriegsdienste und alle öffentliche Arbeiten sich beschwerte. Man nahm also, wie gewöhnlich, die Religion zu Hülfe, und so erhielt man ein Orackel von Delphi, welches sagte, daß die Römer die Stadt Veji nicht

eher erobern würden, als bis sie eine Ableitung von dem Albanischen See gemacht hätten. Man grub also ohngefähr zwey Meilen queer durch den Berg, d. h. durch den Felsen, denn es ist fast lauter Lava, und die Arbeit wurde so gut gemacht, daß das Werk noch diese Stunde existirt und noch immer zum nämlichen Zwecke dient. Der Rath rettete dadurch nicht nur das Land, welches vorher überschwemmt wurde; sondern er gewann auch dadurch, daß er den See ein Paar 100 Schuh weniger tief machte, viele 100 Hufen Landes im Innern des Craters. Man nennt diesen Ablaß l' Emissario, und den Schlüssel dazu hat Jemand in der Stadt. In einem Wirthshause, oder vielmehr elenden Hütte zu Castel Gandolfo, wo wir einige Erfrischungen nahmen, fand sich ein Knabe mit dem Schüssel ein und führte uns hinab.

Nicht gar weit davon ist ein sogenanntes Nimfeo, d. h. ein altes Gebäude mit Nischen, in welchen man Statuen der Nymphen aufstellte.

Als wir wieder in die Stadt kamen, besahen wir das Schloß des Pabstes, das eine

reizende Lage hat, vom gegenwärtigen Regenten aber nie besucht wird. Man übersieht die Stadt Rom und, weit darüber hinaus, Ostia und das Meer und kurz die ganze Campania di Roma. Wir machten dann, von der Schönheit des Sees angezogen, noch einen Spatziergang auf dem Rücken der Berge, die den See, nach Marino zu, umgeben, und kamen wieder nach Gandolfo zurück.

Von hier giebt es zwey Wege nach Albano, deren einer die Galeria di Sopra der andere Galeria di Sotto heißt; sie sind so schön, daß der Reisende sie beyde besuchen muß, welches man um so leichter thun kann, da die Ferne von Castel Gandolfo nach Albano nicht viel über eine Meile ist. Wir wählten den obern, wo man auf dem Rande des Craters unter hohen Bäumen und unter dem Gesange von vielen tausend Vögeln dahin geht und häufig eine schöne Aussicht auf dem See hinab oder auf die Gebirge umher hat. Auch giebt es auf dieser Straße noch andere Gegenstände!

Dicht an der Stadt ist die Villa Barberini, in der man die prächtigen und noch jtzt sehr ansehnliche Ueberbleibsel eines berühmten Landhauses sieht, das dem Kayser Domitian gehörte. Auch hier ist die Aussicht reizend; denn man sieht über die grosse albanische Landstraße bis auf das Meer und jene Gegenden hinab, wo einst Laurentum, Ardea rc. standen, während daß man zunächst ein sehr fruchtbares und wohlangebautes Land unter sich hat. Die alte Villa gieng bis an den Rand des Craters hinauf, und von einem gewissen Orte konnte der Kayser die Naumachien sehen, die er bisweilen auf dem See gab.

Weiter hinauf kommt man an ein Franziskaner Kloster, eins von denen, die man in Italien Zoccolanti und in Frankreich Recollets nennt. Dieses hier hat eine so schöne Lage, daß wir uns auf eine Bank setzten und lange die herrliche Aussicht genoßen. Ich kam hier mit einem Mönche in Unterredung, an deßen Sprache ich bald fand, daß er nicht ein Italiener war. Er war von Avignon,

das er vor etwan zwanzig Monaten hatte verlaßen müßen. —

Endlich kamen wir an das Capuciner-Kloster von Albano, von deßen obersten Höhe eine Aussicht ist, die ich unter die schönsten rechne, die ich gesehen habe. Rom, Albano, la Riccia, Gensano, das Meer und der See von Castel Gandolfo mit einer ungeheuren Strecke eines schönen Landes und einer Menge Landsitze machen die Gegenstände dieser Aussicht aus.

Noch war es nicht Nacht, als wir zu Albano ankamen, und da wir unsere Mahlzeit nicht hatten bestellen laßen, besuchten wir, während daß man diese zubereitete, die Galleria di Sotto, die auch äusserst schön ist. Dadurch daß wir gewöhnlich erst mit Anbruch der Nacht zu Mittage eßen, gewinnen wir außerordentlich viel Zeit. Ein paar weichgesottene Eyer finden sich in jedem elenden Wirthshause und mit diesen begnügen wir uns gewöhnlich bis zur Hauptmahlzeit.

An dem Eingange und Ausgange von Albano stehen an der Landstrase zwey große

antike Denkmäler; das an der Seite von Rom giebt man für das Grabmal des Ascanius, das an der andern Seite mit fünf Pyramiden für das Denkmal der Horatier und Curatier aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach, enthält dieses letztere die Asche Pompeius des Großen. Allein das ist den Leuten nicht alt genug, und so setzen sie es 500 Jahre weiter zurück in das entfernteste Alterthum. Was aber das andere betrifft, welches jetzt wie ein 100 Schuh hoher Thurm aussieht, so gefällt mir die Erklärung am besten, die mir eine Landfrau gab, die ich, freylich nur zum Scherz, fragte, was das wäre? Sie sagte: é la torre! (Es ist der Thurm.) Und als ich weiter fragte: „Aber was für ein Thurm?" sagte sie: „la torre d'Altieri!" Und da hatte sie vollkommen recht, und mehr als die mehresten Antiquare, denn das Ding sieht jetzt wie ein Thurm aus und steht auf einem Felde, das dem Herzoge Altieri gehört.

Noch hatten wir zu Albano Zeit, die dortigen Alterthümer zu besehen. In einem

Nonnenkloster sind grosse Uiberbleibsel der Villa Pompeii des Großen, der sich hier viel aufhielt und dessen Frau seine Asche hier empfieng, die man ihr aus Aegypten schickte. Die Ruinen bestehen nicht nur aus den untern Gewölbe, deren ich nun so viele gesehen habe, sondern auch von den obern Zimmern ist noch vieles übrig.

Auch in der Villa Colonna sind wichtige Uiberbleibsel eines großen Gebäudes, ich weiß aber nicht, wem es gehört hat. Man sieht noch dreyzehn Reihen von großen Gewölbern, die größtentheils ganz sind. — Weiter hinauf sind die Ruinen eines Amphitheaters.

Albano ist eine sehr alte Stadt und mag etwan zu Nero's Zeiten entstanden seyn. Es ist also nicht das Alba longa, das weiter hinaus nach dem Monte cavo (Mons Albanus) lag, wie ich hernach erinnern will. — In der Villa Doria ist auch etwas zu sehen, und von der Villa Altieri hat man eine schöne Aussicht.

Es giebt vielleicht über vierzig Landhäuser in dieser Stadt, davon etwan zwanzig rö-

mischen Cardinälen, Prinzen und Leuten vom ersten Range gehören. Sie könnten also eine ganz eigene und sehr zahlreiche Gesellschaft ausmachen, da die heutigen Römer sogar nicht die Einsamkeit vertragen können. Dabey hätten sie hier sehr gute Luft und ein reizendes Land. Das nämliche läßt sich auch von Frascati und von einigen andern Gegenden sagen, wo sich alles beysammen findet, was das Landleben angenehm und glücklich machen kann. Allein sie bringen lieber den ganzen Sommer in Rom zu, die mehresten in der Tiefe des Campo Marzo, und besuchen blos im Herbste auf kurze Zeit, eins oder das andere ihrer vielen Landsitze. –

Den zweyten Tag machten wir von Albano einen Ausflug und fuhren bis an das Capuciner Kloster von Gensano, welches nicht weit von der Stadt eine herrliche und ausgesuchte Lage hat, wie ohngefähr alle Capuciner Klöster, die ich in der catholischen Welt kenne. Es liegt auf der Höhe über einem See, der unten etwan vier oben sechs Meilen im Umfange hat und ebenfalls

der Crater eines verlöschten Vulkans ist. Er hieß sonst Speculum Dianae, die einen berühmten Tempel hier hatte; jetzt Lago di Gensano oder auch di Nemi, denn beide Städtchen liegen am obern Ende dieses Craters. — Auch dieser See hat eine Ableitung, ich kann mich aber nicht erinnern, in der alten Geschichte davon gelesen zu haben; während daß Livius eine lange Erzählung von der Geschichte des Emißario des Albanischen Sees macht.

Wir schickten den Wagen in das Städtgen und giengen durch einen Wald um den See herum bis Nemi, einen elenden Ort, in dessen Gegenden man nichts als die schöne Natur zu bewundern hat und die kühne Lage eines alten Schloßes, das dem Herzog von Braschi, Neffen des gegenwärtigen Pabstes, gehört. Hier stiegen wir an den See hinab und verfolgten seine Ufer unter einem Walde von Birn- und Apfelbäumen, wegen welches diese Gegend berühmt ist und die wir so eben in voller Blüthe fanden, bis wir am andern Ufer hinaufstiegen und nach Gensano giengen. —

Auf diesem Wege sind einige unbedeutende Spuren einer antiken Mauer, die man Ihnen als die Reste des berühmten Dianen-Tempels zeigt. Was den Tempel betrifft, der auf einem Boote auf diesen See gestanden haben soll, darüber habe ich Ihnen nichts zu sagen."

Eine kleine Meile über Gensano hinaus ist links an der Landstraße ein Stück der Via Appia zu sehen. Da dieses Stück Weg von Niemanden besucht wird, als von einigen wenigen Landleuten, so hat sich ein Theil vollkommen erhalten und in dieser Rücksicht sahe ich es mit Vergnügen. Da ein Theil dieser Straße an einem Hügel hingeht, so mußte man sie auch von unten herauf führen und dieses that man durch Mauern und Bogen, die so gut gemacht sind, daß noch jetzt etwas davon übrig ist. – Wenn ich mit Ihnen von antiken Mauern rede, so müßen sie wissen, daß die von unsern gegenwärtigen Arbeiten und von dem Mauerwerke des Mittelalters ganz verschieden sind, und kurz einen so eigenen Charakter haben, daß man sie nicht verkennen kann.

Auf der Höhe von Gensano hat der Fürst Cesarini ein vortrefflich gelegenes Haus, das aber, wie die mehresten Landhäuser in Italien, ganz vernachläßiget ist, weil die Eigenthümer sie entweder gar nicht, oder selten bewohnen. Gleichwohl ist die Natur hier so schön! Das Haus hat die Aussicht auf den See und auf der andern Seite bis auf das Meer hinab, wo man so manche merkwürdige Orte sieht.

Auf unserm Rückwege besahen wir zu la Riccia einen schönen Park des Herzogs von Ghigi, der hier einen ungeheuren Pallast hat. Auch dieser ist ganz vernachläßiget und im Park ist nichts als eine höchst romantische Natur und eine Menge alter Eichen, nördlicher sowohl als italienischer.

Ein Theil dieses Städtgens, das nichts weniger als schön ist, der Pallast, der auch [illegible]en keine großen Verdienste von Seiten der Baukunst hat, und die daran liegende Kirche sind ein beständiger Gegenstand für den Pinsel der römischen Künstler. Das Ganze liegt auf einem mäßigen Hügel, der mit großen mahlerischen Bäumen bewachsen ist und sich außer-

ordentlich hübsch baut. Sie müssen sehr oft Gemählde und Zeichnungen davon gesehen haben.

Kloster Palazzuola – Rocca di Papa – der Monte cavo, sonst Mons Albanus — der Pallast Colonna, wo das Portrait der Cenci – Frascati: Cardinal von York; viele Landhäuser in der Nähe.

Den dritten Tag verließen wir Albano zu Pferde, und kamen in einer halben Stunde nach Palazzuola, einem Kloster, das am albanischen See liegt und einen Theil des Bodens einnimmt, auf welchen Alba longa gestanden haben muß. Livius sagt: inter montem et lacum. Der Berg ist der mons Albanus, jetzt Monte cavo. Auf unserm Wege sahe ich einiges antikes Mauerwerk, und über das Kloster hinauf sind noch mehrere Ruinen zu sehen, die aber alle sehr zerstört sind. Ich erinnerte mich hier lebhaft der höchst pathetischen Beschreibung, die Livius

von der Zerstörung dieser alten Stadt macht eine Beschreibung, die jedem einfallen muß; denn es ist unmöglich, sie zu vergessen, wenn man sie je gelesen hat. Die Stadt wurde zerstört nicht nach einer Eroberung durch Sturm, nicht in der Hitze nach einer gewonnenen Schlacht, sondern mit kaltem Blute, einem Decrete des Senats zu Folge. Hier übersahe ich den See von der andern Seite, und bemerkte besonders die Gegend, wo der Rand gar viel tiefer ist, und über welchen der See sonst austrat.

Wir kamen nun durch einen großen und schönen Castanienwald, durch den wir immer bergauf ritten, bis wir Rocca di Papa erreichten, einen elenden Ort in einer höchst majestätischen Lage mit einem Felsen, der sich darüber erhebt, und mit den Trümmern eines alten Schlosses gekrönt ist. Als wir diesen Felsen erstiegen, fand ich auf der Spitze desselben zwey Säulen von Aegyptischen Granit liegen.

Von Rocca di Papa ritten wir zwey Meilen beständig bergauf, bis wir an das Kloster kamen, welches auf der Spitze des Monte

cavo steht, und gerade auf dem Flecke, wo der berühmte Tempel des Jupiter Latialis war, von welchem ich noch ein wenig Mauerwerk sahe. Dieß war der Tempel, in welchem die Consuls und andere große Staatsbediente opferten, ehe sie ihre Stellen antraten, und hier hielten manche Generale ihren Triumph oder Oration, die man ihnen zu Rom verweigert hatte. Sie wurden dabey von ihren Freunden, Anhängern und Creaturen begleitet, und giengen durch verschiedene Ceremonien, die einen eigentlichen römischen Triumph auszeichneten. — Auch war dieser Tempel und die Ebene über Rocca di Papa durch die Ferias Latinas berühmt, welche der letzte römische König stiftete.

Alle diese Dinge sind sehr interessant für die classische Litteratur; allein jetzt würde schwerlich Jemand den Monte cavo (mons Albanus) ersteigen, wenn es nicht der herrlichen Aussicht wegen geschähe. Man sieht hier die Stadt Rom und die ganze Campania di Roma, nebst dem Meere und allen den Bergen, die die Campania umringen, den albanischen und gen-

sanischen See, und gegen Morgen, das ganze Land bis nach Terracina und Monte Circello.

Noch muß ich erinnern, daß der alte Weg nach dem Tempel des Jupiter Latialis hin und wieder, noch existirt, und da, wo der neue Weg abweicht, ganz unversehrt ist, weil Niemand den alten besucht.

Wir mußten nun wieder nach Rocca di Papa herab, wo wir die Ebene übersahen, in der die Römer und die verschiedenen Völker von Latium sich in den Feriis Latinis versammelten. Man glaubt insgemein, dieß sey der Fleck, wo Hannibal sein Lager aufschlug, als Tibur und Tusculum ihm die Thore verschlossen, und daß er von hier aus bis an das collatinische Thor recognosciren geritten sey, und einmal einen Pfeil hinein geschossen habe. Allein Hannibal kam wohl schwerlich auf diese Höhe; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß er sein Lager näher bey Präneste hatte, nicht weit von Rocca priora, ehemals rocca periura.

Wir ritten über den nun sanften Abhang noch immer bergab nach Marino, einem Städtgen, zwey Meilen von Castel Gandolfo, durch

eine schöne und wohlangebaute Gegend. Hier hat der Fürst von Colonna einen großen Pallast, in dem ich aber wenig Interessantes fand, als die Aussicht. Ich ließ mir hier einen Ort mit ein Paar Häusern zeigen, die man Torre di Nepaolo nennt, der Ort, wo das alte Bovillac gestanden, und wo das Treffen zwischen den Horaziern und Curiaziern vorgefallen seyn soll, etwan zwey Meilen von Marino.

Fremde lassen sich im Pallaste Colonna, das Original von einem Gemälde zeigen, von dem man in allen Butiken zu Rom Copien aller Art sieht. Es ist das Portrait der unglücklichen Cenci, die von ihrem eigenen Vater verführt wurde, der sie oft in Gegenwart seiner zweyten Frau mißbrauchte. Die Stiefmutter machte endlich das junge und unschuldige Mädchen mit dem Schaudervollen ihrer Lage bekannt, und beredete sie, ihren Vater zu ermorden. Die That wurde einige Jahre nachher durch ein Pack alte Wäsche entdeckt, und die junge Cenci eingezogen. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Unwissenheit hätten ihr beynahe ihre Vergebung bewirkt; allein sie war

aus

aus einem der größten und reichsten römischen Häuser. Der Pabst (Urban VIII. wenn ich nicht irre,) ließ sie hinrichten, zog ihre Güter ein und gab sie seinen Verwandten.

In den Kirchen von Marino sind einige gute Gemälde.

Von hier nach Frascati sind drey bis vier Meilen, und nicht weit von der Straße liegt das große Kloster Grotta ferrata, das man wegen einiger Gemälde besucht, die Domenichino hier in Fresco malte, und wovon eins, das sich gut erhalten hat, überaus schön ist. — Daß Ciceros Tusculanisches Landhaus hier war, läßt sich mit den Gründen, die man angiebt, wohl schwerlich erweisen; doch davon will ich bald nachher reden.

Der Weg von Grotta ferrata nach Frascati ist schön, und geht theils durch ein angebautes Land, theils durch einen Eichenwald. — Der gegenwärtige Bischoff von Frescati ist der alte Cardinal von York, das letzte Ueberbleibsel der Familie Stuart, die einst auf dem Englischen Throne saß. Er heißt Heinrich, ist Enkel Jacobs II. den die Engländer ver-

trieben, und Bruder des letzten Prätendenten, der sich Carl III. nannte und im Jahre 1745 einen Einfall in Schottland versuchte. Als dieser vor einigen Jahren starb, hatte der Cardinal den Einfall, eine Medaille schlagen zu lassen, auf der er sich Heinrich IX. König von Großbritannien und Irland ꝛc. nennt. Auf dem Revers sieht man die Paulskirche von London. Die Italiener selbst lachten darüber; auch nennt man ihn blos Eminenz oder höchstens Hoheit. Indessen steht er noch immer im römischen Staatscalender als König von England, obschon der gegenwärtige Pabst ein grosser Freund der Engländer ist, und jede Gelegenheit ergreift, ihnen seine Achtung zu bezeigen. — Uebrigens lebt der Cardinal von York zu Rom, und bringt nur einen kleinen Theil des Jahres zu Frascati zu.

Frascati selbst ist weder sehr klein noch sehr schlecht; allein es ist die Lage, die diese Stadt so berühmt macht, und die vielen und wichtigen Landhäuser, die dicht daran liegen. Zwar kann ich den so gerühmten italienischen Landhäusern keinesweges meine Bewunderung

schenken, und Niemand, der sehr viele Englische gesehen hat, wird alle die italienischen durchlaufen, die man gewöhnlich auf die Liste der merkwürdigsten setzt. Indessen haben sie fast alle etwas Grosses und dabey etwas Eigenes, das denn in seiner Art schön seyn mag. Ich besuchte folgende: Pallavicini, Belvedere di Borghese, la Ruffinella, Mondragone und Villa di Borghese.

Das Belvedere hat eine reizende Lage, und wer Liebhaber von Wasserwerken ist, dem müssen die hiesigen gefallen, um so mehr, da sich über denselben ein schöner Wald von immer grünen Eichen erhebt.

Die Ruffinella ist ein grosses Gebäude, das sonst den Jesuiten gehörte und das ich einem jeden wegen der Aussicht empfehle. Es liegt etwas über der heutigen Stadt Frascati und ein wenig niedriger, als das alte Tusculum.

Mondragone ist ein ungeheures Gebäude, mit einem Portico von Vignola, der unter die schönsten gehört, die ich gesehen habe. Hier sind zwey colossalische antike Büsten des

Antinous und der Faustina nebst einigen andern Kunstwerken, die aber wenig bedeuten.

Die Ruinen von Tusculum – Tivoli oder Tibur — Villa Adriana — Landsitz des Mäcenas – die Villa d'Este.

Wir machten uns den vierten Tag sehr früh auf den Weg, besuchten die Ruffinella, von der ich so eben geredet habe und stiegen von da auf die Höhe des Berges, wo ich eine grosse Menge von Ruinen des alten Tusculum sahe. Die Stadt muß groß gewesen seyn, denn die Ruinen finden sich auf dem ganzen obern Theile des Berges, unter andern ein Haus, von dem noch so viel übrig ist, daß man aus dem Mauerwerke desselben einen sehr grossen Pallast bauen könnte. Auch von dem Amphitheater ist noch so viel übrig, daß man seinen ursprünglichen Umfang bestimmen kann. Und auf diesen Berg setze ich eins von Ciceros siebenzehn Landhäusern, nämlich das, von welchem er seine Quaestiones Tusculanas benennte. Den Ort zu bestimmen, halte ich

für ein vergebliches Unternehmen, ob es schon eine gemeine Meynung ist, daß es ein wenig höher, als die Ruffinella lag. Unter dieser Ruffinella ist ein Capucinerkloster, das abermals eine schöne Lage hat.

Von der Höhe des alten Tusculum übersahe ich das ganze Land, das ich Tags vorher durchwandert hatte, als Rocca di Papa, den Monte cavo und so den ganzen Weg nach Marino u. s. w. Wir giengen denn auf der andern Seite des Berges herab, an das schöne Kloster der Calmalduli, dann in die Villa Mandragone, Borghese und so in die Stadt (Frascati) zurück, von der wir sogleich nach Tivoli abfuhren.

Von der Straße zwischen Frascati und Tivoli (18 Meilen) habe ich Ihnen nichts zu sagen, denn sobald man von den Anhöhen, auf welchen Albano, Gandolfo, Marino, Frascati und Tivoli liegen, in die Ebene herabkommt, so findet man sich in jener Wüsteney, die die Stadt Rom von allen Seiten umgiebt und von der ich Ihnen schon längst eine so traurige Beschreibung gegeben habe.

Drey Meilen von Tivoli kommt man an den Ponte Lucano, eine schöne alte Brücke über den Teverone oder Aniene (Anio) dicht an welcher das Grabmahl der Familie Plautius steht. Dieß ist ein grosses rundes Gebäude, dem Capo di bove sehr ähnlich, ich meyne das Grabmal der Cecilia Metella.

So ermüdet ich auch war, als ich zu Tivoli (Tibur) ankam, so konnt ich mich doch nicht enthalten, einen langen Spatziergang zu machen. Von diesem Orte und von seiner Gegend umher müssen Sie sehr oft Beschreibungen gelesen haben; denn wenn ein Reisender auch sonst gar nichts sieht, so gehet er wenigstens nach Tivoli. Ich will daher blos die Orte nennen, an die man sich führen lassen muß: der große Wasserfall in der Stadt; die Cascatelle oder kleinern Wasserfälle; die Grotta di Nettuno; die Grotta della Sirena; der Landsitz des Cäcilius Varus; der des Mäcenas; die Torre della Tosse; die Villa d'Este und die Capuciner. Die Fontana Aurea würde des Anführens nicht werth seyn, wenn sie nicht von

manchem für Horazens Fons Blandusiae fälschlich gehalten würde.

Der sogenannte Tempel der Sibylla, eine der schönsten antiken Tempel, den ich je gesehen habe, steht im Hofe des Wirthshauses, und dicht dabey ist der Tempel der Vesta, den man in eine Kirche verwandelt hat, und der, so wie der Tempel des Hercules in der Cathedralkirche kaum des Sehens mehr werth ist.

Nach allem, was ich von den Reizen und Schönheiten von Tivoli gehört hatte, kann ich doch sagen, daß ich mich in meiner Erwartung nicht betrogen fand, wie es mir sonst gar oft begegnet ist. Zwar finden Sie hier nicht die ungeheuern großen Scenen der Schweiz; aber Tivoli ist vielleicht mehr noch für den Mahler geschaffen, und hat einen ganz eigenen Character, der der Kunst so ganz vorzüglich angemessen ist.

Auch hier hatte ich Gelegenheit, die Genauigkeit und Nettigkeit zu bewundern, mit der Horaz das Locale beschreibt. Ich will Ihnen nicht die vielen Stellen über Tivoli ausziehen,

die ich in meinem Horaz unterstrichen habe; aber folgende ist ganz vorzüglich glücklich:

Me nec tam patiens Lacedaemon,
Nec tam Larissae percussit campus opimae,
Quam domus Albuneae resonantis,
Et praeceps Anio, ac Tiburni lucus, et uda
Mobilibus pomaria rivis *).

Die mobiles rivi werden hier vollkommen verständig, denn es sind eine Menge kleiner Ströme, in die der Anio sich theilt, und die man leicht von einem Orte zum andern leiten kann. Sie gehen durch verschiedene Theile der Stadt, und stürzen sich denn alle in Wasserfällen über den Berg hinab, und vermehren jene außerordentliche Schönheit der Landschaft, die, in einem Umfange von ein Paar Meilen,

*) Carm. I, 7. vs. 10. etc.

so reich an Aussichten ist, daß die Schweiz in einem so kleinen Umfange nichts dergleichen aufzuweisen hat. Aber an großen Waldbäumen fehlt es auch hier, denn, außer den Fruchtbäumen und dem Gestrippe, giebt es hier nichts als Olivenwälder.

Den fünften Tag besahen wir die Villa Adriani, die drey kleine Meilen von hier entfernt ist. Sie werden oft von der Größe und von der Menge der Gebäude gelesen haben, die der Kaiser Adrian auf diesem Landsitze aufführte, wo er eine ganze Welt im kleinen schuf. Allein die Ausdrücke ungeheuer, immense, und dergleichen geben keinen bestimmten Begriff, weil sie ein jeder nach seinem eigenen Maasstabe sich erklärt. Um Ihnen einen genauern Begriff davon zu geben, will ich sagen: Ich glaube wirklich und wahrhaft, daß, wenn man alle die mehr oder weniger zerstörten Gebäude, Gewölbe, Mauern rc. die noch jezt in dieser Villa zu sehen sind, zusammen setzte, so ließen sich alle Häuser, die den Leipziger Markt umgeben, und die, welche die ganze Grimmische Gasse ausmachen, füglich daraus bauen. Unter einer solchen

Menge von Gebäuden läßt es sich jetzt unmöglich sagen, was die Bestimmung eines jeden gewesen sey: und mit den mannigfaltigen Muthmasungen der Antiquare will ich Ihnen nicht zur Last fallen.

Ungeachtet aller Verheerungen, die die Gothen hier anrichteten, welche lange ihr Hauptquartier in dieser Villa hatten, und ungeachtet aller der Kostbarkeiten und Kunstwerke, die man seit vielen Jahrhunderten da ausgegraben hat, findet man noch so manches bis diese Stunde. Blos das, was unter dem gegenwärtigen Pabste ausgegraben worden ist, macht eine der Hauptzierden des Museo Pio Clementino. Aber diese Menge von Gebäuden, in denen man jetzt so wenig Bestimmtes und Befriedigendes mehr sieht, ermüdet, und diese Villa gehört unter diejenigen Dinge, die ich nicht wieder zu sehen wünsche, es sey denn, einige malerische Ruinen zu zeichnen: und selbst von diesen giebt es keinesweges eine verhältnißmäßige Menge.

Der Landsitz des Cäcilius Varus war auch außerordentlich groß, wie man noch aus seinen Ruinen sieht; am interessantesten aber ist der

Landsitz des Mäcenas — nicht nur, wegen seines ungeheuern Umfangs und des großen und prächtigen Stils wegen, in welchen er gebaut ist; sondern darum, weil mehr davon übrig ist, als von irgend einem andern altrömischen Gebäude. Man sieht auf der einen Seite noch drey Etagen über einander, von denen ein beträchtlicher Theil noch ganz ist; ia es sind noch ganze Zimmer übrig, die mir mehr, als irgend eine andere Ruine einen Begriff von dem Innern eines großen römischen Hauses geben. Die Fenster sind alle von dem Umfange eines großen Thorweges, und alle Zimmer in allen Etagen sind gewölbt. Kurz, dieser Sitz war vollkommen des großen Ministers eines großen Kaisers würdig. Zu bedauern ist es, daß der jetzige Pabst allerhand Fabriken in diesem Pallaste hat anlegen lassen, wodurch die Reinigkeit des antiken Stils zum Theil verderbt worden ist, und täglich noch mehr verderbt wird. Dieser Landsitz stand auf beiden Seiten der Via Consularis; aber nur die Gebäude an der Seite des Flusses sind noch übrig.

Auch von dieser Via Consularis existirt noch ein Theil, wie ich denn überhaupt keine Stadt kenne, die durchaus sogar vieles von einer altrömischen Stadt hat, als Tivoli, und das fast in allen Theilen. Eine Menge der jetzigen Häuser sind nichts anders als Theile der Gebäude des alten Tibur und in einigen Werkstätten und Gewölben, in die ich gieng, sahe ich klar die antike Arbeit. Auch vom alten Stadtthor ist noch die Hälfte übrig.

Die so berühmte Villa d'Este, die vor hundert Jahren als ein Wunder der Welt betrachtet wurde, ist jetzt sehr vernachläßiget. Sie gehört jetzt dem Herzog von Modena und hat seit dem Jahre 24 keinen ihrer Herren gesehen. Indeßen sind einige gute Fresko Gemälde im Hause, die sehr wohl erhalten sind.

Ruinen von Wasserleitungen und Wasser-Rinnen zwischen Tivoli und Gericomio.

Den sechsten Tag giengen wir vier Meilen von Tivoli nach Gericomio und ließen uns

von da eine gute Meile weiter führen, um ein Stück einer antiken Wasserleitung zu sehen, welches sich von allen andern durch seine Größe auszeichnet. Das Wasser mußte wie in der Gegend bey Caserta, durch ein Thal von einem Berge zum andern geführt werden, und das Gebäude ist in der größten Tiefe über 100 Schuh hoch. Auch dient es noch jetzt zu einer Brücke, ob es schon aus den frühern Zeiten der Republick ist; und man sieht noch deutlich einen Theil des Canals, in welchem das Waßer lief.

Von Gericomio wollten wir über die Berge gehen, um auf einer andern Straße nach Tivoli zurückzukommen. Unser Führer versicherte uns, es sey da kein Weg; allein ich war hartnäckig, schickte ihn mit seinen Thieren zurück und gieng zu Fuße über den Berg, so gut ich konnte. Im Verlaufe einer Stunde kamen wir auf die Strada dell' Aequa regna, welche diejenigen von Tivoli aus besuchen, die von Gericomio den nähmlichen Weg wieder zurückgemacht haben. Reisende besuchen dieses Thal, (Aequa regna) der vielen Uiberbleibsel

wegen, die man von antiken Waßerleitungen hier findet. Den Aufwand, den die alten Römer in diesem Artickel machten, übersteigt alle unsere Sinne, und, was am meisten auffällt, ist, daß schon der König Ancus Martius Waßerleitungen in einem solchen Stil baute, daß sie noch jetzt unsere Bewunderung erregen. Auch die Claudische Wasserleitung ist groß und prächtig, und wurde vom nähmlichen Appius Claudius erbaut, der die Via Appia machte. Sie hatten dieser Wasserleitungen nicht weniger als vierzehn. In der That ist die Ebene zwischen Rom und Albano, Frascati und Tivoli noch jetzt ganz voll von den Ruinen, deren manche viele hundert Schritte lang sind. Einige derselben führten das Wasser aus einer Ferne von dreyßig und mehr Meilen nach Rom. Ich selbst habe so viel von den Überbleibseln gesehen, daß wenn ich sie zusammen setzen könnte, ich eine Länge von vielen Meilen herausbringen würde.

Auch war es mir intereßant, von ohngefähr eine von jenen kleinen Rinnen zu finden, in denen die Römer die verschiedenen

Quellen in den Bergen aufsammelten und so das Wasser in das Thal hinab in die Wasserleitung führten. Ich wußte anfangs nicht, was es war, die Leute sind hier zu arm, um auf diese Art das Wasser auf ihre Wiesen zu leiten und die Arbeit ist zu gut um modern zu seyn. Ich untersuchte die Sache genauer, so wie wir weiter giengen und fand, daß es Alt-römisch war. Hin und wieder bemerkte ich Quadratsteine, welche ich aufhob, und ich sahe das Wasser in einem kleinen Canale laufen, der nicht einen Schuh ins Gevierte hatte. Die großen Wasserleitungen hingegen führten eine Wassersäule, die bisweilen an vier Schuhe breit und drey Schuhe hoch war. In einigen derselben, wie z. B. zu St. Cosimo (einem Kloster) kann man das genau und unläugbar sehen, wie ich nachher sagen werde.

Auch auf der Seite, an der ich jetzt nach Tivoli zurückkam, sahe ich eine Menge Ruinen von altrömischen Landhäusern, so wie ich beym Ausgehen die des Brutus und Cassius gesehen hatte.

Das Closter St. Cosimo und Wasserleitung daselbst — Horazens Landsitz.

Den siebenten Tag unserer Reise giengen wir von Tivoli nach St. Cosimo, einem Franciskaner Kloster, wo wir einkehrten, weil in dem nicht weit davon gelegenen Vicovaro kein erträgliches Wirthshaus ist. In diesem Falle sind die Klöster sehr bequem, besonders die der Bettelorden, wo man immer gut empfangen und gut bedient wird. Beym Weggehen giebt man ohngefähr, was man in einem Wirthshause bezahlt haben würde. — Die Italiener sind so wenig bigot, daß diese Mönche von sich selbst sagten, daß wir vermuthlich nicht Fastenspeisen eßen würden. Wir verlangten, was wir zu haben wünschten und aßen unsre Mahlzeit auf unserm Zimmer.

Das Kloster ist ein romantisch gelegenes Gebäude und steht auf einem hohen Felsen, der sich fast senkrecht über dem Anio erhebt. In diesem Felsen lebte einst (im sechsten Jahrhunderte) St. Benedict, der Stifter des großen Ordens dieses Namens. Ihm folgten andere,

andere, deren elende Höhlen man noch jetzt sieht, und die hier ein Leben haben führen müßen, das voller Beschwerden und Elend war. Es ist sonderbar, daß fast alle Völker eine Menge Menschen hervorgebracht haben, welche der Gottheit dadurch zu gefallen glaubten, daß sie sich ihr Leben erschwerten und verbitterten.

Merkwürdiger war mir eine Wasserleitung, die man hier queer durch diesen Felsen gezogen hat. Ich hatte hier zum erstenmal Gelegenheit, das Innere des Canals zu sehen, durch den das Wasser lief, und eine Arbeit zu bewundern, die ausserordentlich ist. Dieser hier nicht auf Bogen geführte, sondern durch den Felsen gehauene Canal ist etwan gegen vier Schuhe breit und fünfe hoch. Man sieht noch genau, wie hoch das Wasser darinne lief, nämlich zwischen drey und vier Schuh hoch. Der Theil des Canals oder Gewölbes, den das Wasser berührte, ist mit einer Materie ausgelegt, welche über einen Zoll dicke ist und der das Wasser nichts anhaben kann. Diese Materie wurde mit vieler Kunst und Sorgfalt ge-

macht und ist der Scagliola nicht unähnlich, d. h. jener Composition, welche den Marmor nachahmt und die man jetzt in England, wo es an natürlichem Marmor fehlt, sehr in der Archidektur gebraucht. In Italien, wo man Ueberfluß an Marmor hat, bedient man sich ihrer weniger, es sey denn um Wände zu überziehen und für Fußböden, wo man diese Composition gebrancht, ohngefähr wie die Alten des Mosaic. Indessen habe ich doch auch in Italien ganze Zimmer und Capellen damit ausgelegt gefunden; auch macht man häufig Tischblätter davon. In England hat man diese Scagliola zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß man alle Arten von Marmor so nachahmt, daß man einen Unkundigen, in einer sehr kleinen Ferne, damit hintergehen kann. Alle Säulen und Pilaster des Londoner Pantheons waren von dieser Composition.

Das Land von Tivoli nach St. Cosimo, eilf Meilen, ist überaus schön, und so ist die Gegend, in welcher Horaz, vier Meilen von hier, seinen Landsitz hatte. Er lag am untern Abhange des Berges Lucretilis, eine Mei-

le von Digentia, welches jetzt Licenza heißt. Ich fand, daß die Lage gerade der Beschreibung entspricht, die er selbst davon macht:

. . . . modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, et tecto vicinus iugis aquae fons,
Et paulum silvae super his. *)

Noch jetzt steht ein kleiner Wald auf beiden Seiten des Orts, wo das Haus war, und eine Bergquelle (fons iugis aquae) die in einer mäßigen Höhe entspringt, läuft durch den Weinberg, in welchem einige Ruinen zu sehen sind. In der That giebt es jetzt zwey Quellen, die über das Land laufen, vermuthlich aber waren sie sonst nur eine. Wir suchten ihren Ursprung auf, der jetzt weit vom Hause ist, und fanden ein Stück antike Mauer, unter welcher die obere Quelle hervorrinnt. Dicht am Weinberge steht etwas altes Mauerwerk; es ist aber so sehr zerstört, daß man nicht

*) Serm. II, 6.

sehen kann, welchen Theil des Hauses es ausmachte. Im Weinberge selbst ist noch ein Zimmer übrig, das aber der gegenwärtige Eigenthümer verschüttet hat, um Reben darauf zu pflanzen.

Nahe dabey ist ein Fußboden von Mosaick, der ebenfalls mit Erde bedeckt ist, aber so leicht, daß man in zwey Minuten etliche Quadratschuhe aufdeckt. Der Mann goß dann etwas Wasser darauf und fand, daß dieses Mosaick ganz unversehrt ist. In dieser Gegend des Weinberges liegen Tausende von jenen Steinen umher, aus denen man Mosaische Arbeit macht. Ich las in einer Minute eine ganze Handvoll davon auf. Wenn man nun bedenkt, daß so viele Reisende das nähmliche gethan haben mögen, so muß man natürlich daraus den Schluß ziehen, daß Horaz überaus viel Mosaische Arbeit hatte und daß also sein Landsitz nicht sogar simpel war, als er ihn in seinen Gedichten zu machen scheint. Was mir am meisten dabey auffiel, war, daß diese Steingen nicht pietre dure sind, von denen die Alten ihr Mosaick gewöhnlich machten,

sondern sammt und sonders eine glasartige Composition, derjenigen Materie nicht unähnlich, von der man heut zu Tage das Mosaick macht, nur härter gebrannt. Dieser Umstand und der, daß der noch existirende Mosaische Fußboden von harten Steinen gemacht zu seyn scheint, erregte anfangs in mir den Verdacht, daß irgend ein Betrug dabey sey, als mir der Winzer zuerst einige Steingen brachte. Ich suchte also selbst und wurde durch die grosse Menge der Stückgen, die umher liegen, gar bald überzeugt, daß hier an keinen Betrug zu denken sey, weil das, was sich dadurch erhalten ließe, keinesweges die Mittel ersetzen würde.

Der Lucretilis ist ein recht artiger Berg und Horaz nennt ihn mit Recht amoenum:

Velox amoenum saepe Lucretilem
Mutat Lycaeo Faunus, et igneam
Defendit aestatem capellis

Usque meis pluviosque ventos *)

Wir wünschten von dem Weine zu trinken, der hier wächst und ließen eine Flasche bringen; ich kann aber nicht viel zu seinem Lobe sagen. Vermuthlich machte ihn Horaz besser und ließ ihn älter werden, denn sonst würde er ihn wohlschwerlich getrunken haben wiewohl auch er nicht eben mit vielem Ruhme davon spricht:

Vile petabis modicis Sabinum
Cantharis etc. **)

der Mann hatte aber auch Albaner Wein, den die Alten sehr rühmten, und der noch jetzt recht gut ist:

Est mihi nonum superantis annum
Plenus Albani cadus. ***)

*) Carm. I, 17. **) Ibid. I, 20.
***) Ibid. IV, 11.

In dieser ganzen Beschreibung habe ich so geredet, als ob es eine ausgemachte Sache sey, daß an dem Orte, den ich gesehen, Horazens Villa wirklich war. Ich selbst habe keinen Zweifel darüber und das Locale entspricht vollkommen dem, was ich von Horazens Landsitze wußte. Wie es denn aber Leute giebt, die alles in Zweifel ziehen, so hat man auch die Lage dieser Villa bezweifelt: mit was für Gründen, weiß ich nicht, wünsche auch nicht, ganze Bände darüber zu lesen, so wenig, als die drey Bände, welche Chaupy geschrieben hat, um zu beweisen, daß Horazens Villa wirklich hier war. Freylich hat sich ein anderer Gelehrter gefunden, der gegen die drey bejahenden Bände zwey verneinende schrieb. Aber das ist doch immer nur 2 gegen 3 und da ich schwerlich je das eine oder das andere Werk lesen werde, so kann ich doch immer annehmen, daß der Mann mit den drey Bänden gegen denjenigen Recht haben muß, der nur zwey darüber schreiben konnte.

Ernsthaft von der Sache zu reden, so giebt es eine Art von Unglauben, der oft eben so lächerlich ist, eben so sehr eine Seele voller Vorurtheile und Schwachheiten verräth, als der Köhlerglaube des Einfältigen, der alles auf Wort und Treue nimmt, was man ihm giebt. Dr. Johnson wollte nie glauben, daß Lissabon durch ein Erdbeben zerstört worden sey. Am Ende wird der unbefangene Beobachter, so lange er nicht überwiegende Gründe des Gegentheils hat, immer sagen: „Aber ich sehe nicht, warum das mir Vorgezeigte nicht eben sowohl die Sache seyn, als nicht seyn sollte!" — Nehmen Sie z. B. gegenwärtigen Fall: Wir wissen, daß Horaz seinen Meyerhof im Lande der Sabiner hatte und daß er in der Nähe des Berges Lucretilis lag, den die Geographen etwas nördlich von Vico varo setzen. Nun komme ich in diese mir so angezeigte Gegend, finde einen Fleck, der gerade demjenigen entspricht, den Horaz beschreibt und auf diesem Flecke mehrere Ruinen, welche mir zeigen, daß hier sonst mehrere Gebäude waren. — Als ich nach

Rom zurückkam, redete ich mit einem Ausländer davon, der mich mit einem sceptischen Lächeln fragte, ob ich auch gewiß sey, daß dieses die Ruinen von Horazens Landgute gewesen? — Einige Minuten nachher fragte er mich, ob ich viele Steinchen von dem Mosaik mitgebracht hätte? Und da ich ja sagte, bat er sich einige davon aus.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß Philip Hackert vor mehreren Jahren acht radirte Blätter von den Gegenden herausgegeben hat, die ich jetzt durchwanderte. Es sind lauter Gegenden, deren Horaz gedenkt, und die Herr Hackert freylich ein wenig verschönert hat. Dabey ist eine kleine topographische Charte, wo der Ort auf dem Horazens Landgut gestanden hat oder haben soll, durch ein kleines Zeichen bemerkt ist.

Wir kamen in das Kloster zurück, wo wir die Nacht blieben. Auch hier waren ein Paar französische ausgewanderte Mönche, über die man, wie gewöhnlich sehr klagte.

Vergessen muß ich nicht, daß ich zu Vicovaro, einem höchst elenden Orte, eine lateinische Aufschrift auf einem Brunnen fand, den der Senatus Populusque Vicovarensis oder Variensis hatte bauen lassen. Zu Tivoli wird man vermuthlich eben so sehr über diese Aufschrift lachen, als die Römer über den Senatus Populusque Tiburtinus, oder als wir über den heutigen Senatus Populusque Romanus lachen. Ein großer Theil der Glückseligkeit des Menschen besteht ohne Zweifel in seiner Eingeschränktheit, und die mehresten sind groß oder klein, reich oder arm durch den Nachbar, der ihnen zunächst wohnt.

Subiaco – Höhle des heiligen Benedict und Kloster in dieser Gegend – Kupferstich von Werther.

Den achten Tag giengen wir nach Subiaco, achtzehn Meilen von St. Cosimo, abermals durch ein überaus schönes und sehr bergigtes Land. – Subiaco hieß einst sub lacu, und man sagt, daß über diesem Orte hinauf

sonst ein See gewesen, wo jetzt blos der kleine Anio in der Tiefe zwischeu Felsen läuft.

Auch hier zeigt man einen Ort, wo St. Benedict sich lange in einer Höhle aufgehalten hat. Fast alle Gegenden, in denen sich die Anachoretten der frühern Jahrhunderte aufhielten, sind wild und im höchsten Grade romantisch: und ich zweifle nicht im geringsten, daß ein Aufenthalt von einem Monathe in einer einsamen und theils fürchterlichen Wildniß, wie die über Subiaco ist, meine Einbildungskraft bis auf eine gewisse Höhe spannen, und meiner Seele eine ganz andere Richtung geben würde. Die Franzosen brauchen den Ausdruck imagination exaltée von Leuten, die sie für halb wahnwitzig halten, wie z. B. J. J. Rousseau. Die Gegenden um Marseille, in denen Maria Magdalene den Rest ihres Lebens verweinte, sollen von der nähmlichen Art seyn, im höchsten Grade romantisch, wild und schauderhaft. In der Gesellschaft stimmt man sich zum gewöhnlichen Menschen herab, und handelt nach dem großen Grundsatze, „zu thun, wie andere Leute."

Nero hatte auch einen Pallast in dieser Gegend, von dem ich noch einige Trümmer gesehen habe. Was dieses Ungeheuer mit dem wirklich guten Benedict gemein hatte, ist vielleicht nicht sogar schwer zu erklären, wenn man bedenkt, daß beyde eine überspannte Einbildungskraft hatten, die sich aber freylich auf sehr verschiedene Art äußerte. Aber ich begreife, wie beide in der wilden, romantischen Gegend sich gefallen konnten.

Man hat bey der Höhle des Heiligen ein Kloster gebaut, in dem etliche gute Gemälde und seine Statue von Bernini sind.

Eine halbe Meile unter demselben ist, noch immer auf dem Berge, ein reiches Benedictiner-Kloster, wo man Säulen von Porphyr und andern Marmor nebst andern Antiken sieht, die man in Nero's Pallaste ausgegraben hat.

Die Stadt Subiaco liegt eine halbe Stunde davon, ebenfalls an einem Hügel, auf deßen Spitze der Pabst ein Schloß hat, das sehr bewohnbar ist und eine herrliche Aussicht darbietet. Der gegenwärtige Pabst Pius VI.

hat hier allerhand angelegt und viel bauen lassen, besonders eine schöne Kirche mit einem großen und prächtigen Seminarium.

An diesem Orte, der ganz in einem entlegenen Winkel und so zu sagen, außer Verbindung mit der übrigen Welt liegt, fand ich in dem Zimmer, in welchem ich zu Subiaco schlief, unter den Abbildungen der Madonna und einiger Heiligen — einen Kupferstich von Werther. Es war ein junger Mensch in Alt-spanischer Kleidung, und eine Pistole in der Hand, mit der Unterschrift: Werter. Ein anderes Blatt war eine schlechte Copie eines Englischen Kupferstiches, mit der Aufschrift: Charlotte au tombeau de Werther.

Schönes und malerisches Land zwischen Tivoli, Subiaco und Palestrina – Bessere Menschen zwischen Subiaco und Palestrina – Ruinen des Tempels der Fortuna in dem alten Präneste – Vorzug des neuern Mosaick vor dem alten – Rückreise nach Rom.

Subiaco hat keine Durchfahrt! Wer also nach Rom in einen Wagen zurückkehren will, muß über Vicovaro und Tivoli den nähmlichen Weg zurückgehen. Dieß war nun aber unsere Sache nicht; Wir nahmen Maulthiere und giengen am neunten Tag, zwanzig Meilen über die Berge nach Palestrina, freylich über eine Straße, die an manchen Orten auch für diese Thiere kaum prakticable ist. Wer aber den Weg übernimmt, wird reichlich für seine Mühe belohnt, denn man geht diese zwanzig Meilen fast beständig auf dem Rücken der Berge und alle halbe Meilen wechselt die Aussicht.

Der ganze Strich Landes von Tivoli an bis Subiaco und von da bis Palestrina ge-

hört, wenn man ihn mahlerisch betrachtet, unter die schönsten die ich in Italien gesehen habe. Es versteht sich, daß ich nicht von See-Aussichten und Meerbusen rede, sondern von einem eingeschränkten Lande, deßen Schönheiten in der Gestalt der Berge und Felsen und in den Waldungen bestehen. In der That enthält dieser Strich fast die einzigen großen Wälder, die ich in Italien gesehen habe. Es sind größtentheils Castanienbäume, doch giebt es auch Ulmen und eine große Menge unserer nördlichen Eichen. Auch ist dieses Land den Mahlern gar wohl bekannt, und viele studieren hier während eines großen Theils des Sommers. Die allermehresten ziehen diese Gegenden der Schweiz vor! Zwar füllen die Schweizer-Gegenden den Anschauer mit mehr Wunder und Erstaunen; aber jene sind mahlerischer, d. h. sie sind beßer für das Papier und die Leinwand calculirt. Die Alpenscenen scheinen für die Kunst zu groß zu seyn, und die übrige Schweiz ist mehr reich, fruchtbar und gefällig, als eigentlich mahlerisch und romantisch, wobey es sich jedoch versteht, daß ich nicht ohne Aus-

nahme rede. Ließe sich vielleicht hieraus der Umstand erklären, daß die Schweiz zu allen Zeiten so gar wenig große Landschaftsmahler hervorgebracht, während daß die besten, die wir in der Geschichte der Kunst kennen, sich in Italien gebildet haben? Zwar giebt es auch hier keine Claudes, Salvators und Poussins mehr, aber Rom und Neapel haben doch auch jetzt ein Dutzend Künstler in diesem Fache, denen ich keine Schweizer an die Seite zu stellen weiß.

Ich wunderte mich nicht wenig, daß ich dieses bergigte, waldigte und von der übrigen Welt entlegene Land stark bewohnt und ziemlich wohl angebaut fand. St. Vito liegt ohngefähr in der Mitte dieser schönen Scene, zwischen Subiaco und Palestrina, durch di. ich mit wahrem Vergnügen gegangen bin. Auch die Menschen sind gar sehr von denen verschieden, die an den großen Landstraßen wohnen, und schon zu Subiaco glaubte ich in einer andern Welt zu seyn, so gar anders sind die Menschen hier, als jene Italiener, mit denen ich in allen andern Theilen von

Italien zu thun gehabt habe. Die Sache war mir übrigens nichts neues, denn ich habe auf meinen Reisen sehr oft bemerkt, daß die Menschen allemahl in dem Maase verdorben sind, in welchem sie mehr oder weniger mit Reisenden zu thun haben. Im Wirthshause zu Subiaco forderte man so wenig, daß ich es für billig hielt, etwas mehr zu geben; auch hatten die Leute eine Art, die mich vergeßen ließ, daß ich in einem Wirthshause war.

Die Einwohner dieses ganzen Striches sind äuserst arm; aber niemand bettelt, während daß zu Tivoli die sämmtlichen Einwohner die Betteley als Dilletanten treiben. Es ist wirklich ganz unerträglich, wenn man sieht, daß man Niemanden auf der Straße und in den Gaßen begegnen kann, der nicht seine Hand ausstrecke mit einem date mi qualche cosa! Aber kein Reisender besucht Rom, der nicht auch nach Tivoli gienge, während daß Subiaco und der noch entlegenere Strich zwischen Subiaco und Palestrina nur von solchen besucht wird, die bloß

die schöne Natur aufsuchen, auch mit Beschwerden sie aufsuchen, d. h. von sehr wenigen.

Wir kamen um 3 Uhr zu Palestrina an, und hatten mehr Zeit, als nöthig war, die Herrlichkeit dieses berühmten alten Praeneste zu sehen. Aber oh! wie sind die Mächtigen gefallen! Kaum hab ich in der alten Stadt ein erträgliches Haus gesehen und der prächtige Tempel der Fortuna ist so zerstört, daß man kaum seinen ursprünglichen Plan erkennen kann. Dieses Gebäude scheint, nebst dem Coliseo das größte gewesen zu seyn, das die alte Welt aufzuweisen hatte. Es fieng am Fuße eines Hügels an und erhob sich in einer Menge Terrassen bis auf seine Spitze. Der größte Theil der heutigen Stadt steht auf den Trümmern dieses Tempels, die man aber zum Theil in Kellern, Höfen und Heuböden aufsuchen muß. Indeßen steht doch auch ein großer Theil dieser Ruinen ganz frey, weil man sie zu ungeheuer fand, um sie in Privathäuser zu verwandeln. Hatfield, ein englischer Baumeister hat sich lange hier aufgehalten und viele Mühe sich gegeben, den ursprünglichen Plan

dieses Tempels wieder herzustellen. Er hat die sämmtlichen Theile aufgesucht, alles gemessen und studiert, und so aus dem, was er vorgefunden, eine Zeichnung gemacht, die genau den alten Tempel vorstellen soll.

Von dem berühmten Mosaick, das man schon vor vielen Jahren in diesem Tempel gefunden hat, werden Sie wohl Kupferstiche gesehen haben. Man hat ein ganzes Werk darüber, in welchem der Kupferstich gewöhnlich illuminirt ist. Es ist nicht zu Rom, wie Büsching sagt, sondern im Pallaste Barbarini zu Palestrina, der auf der Spitze des Hügels steht, wo sonst der höchste Theil des Tempels war. Dieses große und wichtige Mosaick macht den Fußboden eines Vorsaals, der so glücklich angelegt ist, daß er kein anderes Licht hat, als durch die offene Thüre, und dieses Licht ist nicht hinreichend. Aber es ist eine alte Sage zu Rom: Barberini barbara faciunt.

Sie werden bemerkt haben, daß die Namen der Thiere, die auf diesen Mosaick vorgestellt werden, griechisch sind; und dieß ist der Fall fast mit allen alten Kunstwerken, auf

denen sich eine Schrift findet. Die wenigen Stücke zu Portici, welche Schrift haben, sind griechisch. Indessen kommt dieses schöne Mosaick doch nicht dem heutigen bey. Dieß ist vielleicht der einzige Zweig der Kunst, in welchem die Neuern (nämlich nur die Römer) die Alten weit hinter sich zurückgelassen haben; und gleichwohl scheint es, daß auch die Alten schon die Nachahmung der Steine durch Composition kannten. Indessen sind fast alle antiken Mosaicke, die ich genau untersucht habe, von harten Steinen, während das die Neuern nie etwas anders, als Composition gebrauchen, wo sie freylich die Tinten nach Belieben machen können. Im Studio di St. Pietro, d. h. der großen Mosaickfabrick des Pabstes, sagte man mir, daß sie 16,000 Tinten hätten. Alle Gemählde der Peterskirche sind jetzt in Mosaick; den Alten, scheint es, fiel es nie ein, Mosaick anders, als für Fußböden zu gebrauchen. —

So wie wir uns den zehnten Tag allmählig von Palestrina entfernten, so hörte auch der Anbau nach und nach auf, bis wir endlich zehn Meilen von Rom in die große Wüsteney kamen.

Auf diesem Wege kamen wir nahe beym Berg Algidus vorbey, den ich schon von Tusculum aus gesehen hatte. Monte Porzio liegt dicht daran auf einer Höhe, und soll das Stammhaus der Catonen seyn, von denen der Ort noch jetzt den Namen (Porcius) hat. Den läßt man linker Hand, etwas auf der Höhe, den lacus Regillus, wo die Schlacht vorfiel, in welcher Castor und Pollux für die Römer fochten. Sie erschienen im nähmlichen Augenblicke zu Rom als junge Leute in weißen Kleidern, kündigten den Sieg an und erfrischten sich an der Fontana Iuturna. Livius erzählt das Geschichtgen gar artig.

Labicum ist nicht weit davon. Der Prinz von Borghese hat in seiner Villa auf dem Pincischen Hügel bey Rom ein Wasser, das in dieser Gegend seinen Ursprung hat. Es steht folgende Aufschrift darauf:

Regillos oblita lacus fontesque Labici
Ingredior Pinci gratius unda nemus.

Dann kommt man rechts in die Nähe der alten Stadt Gabii. Nur noch vor einigen Jahren stritte man sich über die Lage dieser Stadt, so gar nichts mehr war davon zu sehen; der jetzige Fürst von Borghese ließ graben, und fand eine solche Menge von Antiken aller Art, und darunter auch gute Statuen, daß er ihnen ein eigenes Gebäude in seiner Villa Pinciana gewidmet hat.

Auf unserer Rückreise von Palestria, kamen wir an einige Ueberbleibsel der alten Via Praenestina, die der Pabst jetzt ganz einreißen läßt. Die Alten bauten ihre Straßen mit solcher Festigkeit, und rammelten ihre grossen Steine so tief in die Erde, daß man schlechterdings keine moderne Chaussee damit vereinigen kann. Freylich kommt dazu, daß diese alten Straßen gegen die unsrigen sehr schmal sind, und daß der Theil, den man übrig läßt, immer wieder zum Vorschein kommt. Man muß also, wenn man eine Chaussee über eine alte Straße führen will, jeden Stein der alten Straße vorher ausreißen lassen.

Zwanzigster Brief.

Reise von Rom durch Umbrien ꝛc. nach Venedig.

Contrast des Landes und der Gegend zwischen Rom, Nepi und Civita Castellana — der Soracte — Moderne Wasserleitung zu Nepi — Brücke des Augusts zu Narni. — Terni.

May 1794.

Den 21 April verließen wir Rom und giengen den 1sten Tag über Nepi, Civita Castellana und Narni bis Terni. Wer sonst von Rom nach Loretto gieng, folgte der alten Aemilischen Straße, gieng am Fuße des Soracte

vorbey und so nach Civita Castellana. Jetzt aber geht man von Rom ohngefähr 30 Meilen auf der alten Cassischen Straße, gerade als ob man über Siena nach Florenz gehen wollte, wendet sich dann rechter Hand und kommt über Nepi nach Civita Castellana.

Von dem ersten Theile dieser Straße habe ich Ihnen schon vergangenen Winter gesagt, wie äusserst traurig und unangebaut dieses Land ist. Jetzt, in der Fülle des Frühjahres, da alles sich verschönert, sah dieser Strich freylich etwas besser aus; aber selbst diese reizende Jahreszeit hat auf diese Gegend nur eine schwache Wirkung. Sie wie man sich allmählig von dieser Straße entfernt und Nepi sich nähert, ändert sich die Natur durch einen höchst auffallenden Contrast, und in wenig Stunden kommen Sie in Gegenden, die unter die reizendsten und fruchtbarsten gehören, die ich in irgend einem Theile von Europa gesehen habe.

Auf dem Wege zwischen Nepi und Civita Castellana hat man beständig den Soracte im Gesichte, welcher durch seine Höhe und

durch seinen Umfang eine ganz besondere Wirkung in einem Striche Landes macht, wo alle andere Berge nur klein und unbedeutend sind. In den hohen Apenninen würde er alle Wirkung verlieren; aber da, wo er steht, begreift man nicht, wie ein so ansehnlicher Berg allein unter diese kleinen Hügel kam. Wie glücklich Horaz in der Wahl aller seiner natürlichen Gegenstände war! In seiner Einladung an seinen Freund wählt er gerade diesen Berg, den man eben darum überall sieht, weil er unter den kleinen allein groß ist:

Vides, ut alta ſtet nive candidum
Soracte; etc. *)

Jetzt heißt dieser Berg S. Oreste, welches offenbar ein Verderbniß des alten Namens ist. Auch der Einfall, ihm zu einem Heiligen zu machen, ist in Italien sehr gemein, wo alles von Heiligen wimmelt, und wo ich oft in dem S. nichts als den Anfangsbuchstaben des alten römischen Namens entdeckt habe.

*) Carm. I, 9.

Wer aufmerksam beobachtet, wird in so gar vielen Dingen die Verbindung zwischen dem alten und heutigen Italien entdecken. So sahe ich z. E. mit Erstaunen eine sehr ansehnliche moderne Wasserleitung zu Nepi einem kleinen sehr unbedeutenden Städtgen. In andern Ländern fällt es nun gar Niemanden ein, sich gutes Wasser mehrere Meilen weit auf gemauerten Bogen kommen zu lassen. Selbst die barbarischen Gothen ahmten diese Gewohnheit nach und ließen zu Spoleto eine sehr wichtige, sehr ansehnliche Wasserleitung machen, welche noch heut zu Tage diese Stadt mit Wasser versorgt, und zwey Berge mit einander verbindet.

Ueberhaupt ist alles Mauerwerk in Italien, besonders im Kirchenstaate, bis auf den heutigen Tag ungleich besser und alle Gebäude in einem größern Stile, als in allen andern Ländern, die ich gesehen habe. Ich bin nicht wenig über die grossen und soliden Werke erstaunt, die ich oft in höchst elenden Orten angetroffen habe. Hieher gehören vorzüglich auch die Brücken, die fast durchaus von Stein oder

Marmor und mehrentheils von einer edlen und grossen Architecktur sind. So fanden wir nicht weit von Borghetto, wo wir zum letztenmale über die Tiber giengen, eine sehr schöne Brücke, die aber freylich mit der nicht zu vergleichen ist, welche Augustus zu Narni über die Nar bauen ließ und die das größte und erhabendste Werk dieser Art ist, das ich je gesehen und das vielleicht in Europa existirt. Sie ist von schönen weißen Quadratsteinen und scheint für die Ewigkeit gebaut zu seyn; und doch ist nur ein einziger Bogen noch ganz. Die Antiquare sind sehr verlegen, und wissen nicht, was sie aus diesen ungeheuern Werke machen sollen, denn der Fluß Nar ist hier nicht eben gar groß, während daß die Bogen der Brücke höher sind als die Brücken zu London, und kurz, weit höher als alle Brücken die ich je gesehen habe, denn sie führte von einem Berge auf den andern, ohne daß man genöthiget war, in das Thal zu gehen, wie jetzt, wenn man über die gegenwärtige Brücke gehen will. Viele glauben also, daß dieses Werk ein

Theil einer Wasserleitung war: und ich glaube, daß es zu beiden diente.

Reizend schön ist das ganze Thal, in welchem diese Brücke steht, und eben so ist die ganze Gegend von Nerni nach Terni, wo wir von Rom aus das erste Nachtlager hielten.

Terni hieß sonst Interamna. Unter verschiedenen merkwürdigen Männern, die hier gebohren sind, ist Tacitus, der Geschichtschreiber, der merkwürdigste.

Hier ist ein gutes Wirthshaus, d. h. ein besseres, als man gewöhnlich ausserhalb der grossen Städte findet. Die Gegend umher hat so viel Anziehendes, daß manche Reisende mehrere Tage hier bleiben. Man kann kleine Wagen sowohl als Reitpferde hier haben, um die Gegenden, und besonders den Wasserfall zu besuchen. Wer an den letztern geht, muß es sich ausbedingen, daß er sich aufhalten darf, so lange er will, sonst hat er Verdruß mit dem Postillion, welcher sagt, daß er blos für die Fahrt gedungen sey, nicht aber um stundenlang zu warten. Gleichwohl ist ein beträchtlicher Aufenthalt nöthig; denn um den Was-

serfall recht zu sehen, muß man sich nicht begnügen, auf der Höhe zu bleiben, sondern zu Fusse in die Tiefe hinabgehen, wo die Flüsse Velino und Nar sich vereinigen.

Die Caduta della Marmore – Schönheit und Fruchtbarkeit von Umbrien, vorzüglich des Thals bey Spoleto – der Clitumnus – die Einwohner arm.

Den 22sten April giengen wir von Terni über Spoleto bis Foligno, alles Städte bis Umbrien.

Etwan vier Meilen von Terni ist die Caduta delle Marmore, welche wirklich und wahrhaft unter die schönsten Dinge gehört, die in Italien zu sehen sind; ja ich weiß nicht, ob die Schweiz einen schönern Wasserfall hat, ob sie schon einen hat, der größer ist, und andere, welche höher fallen. Aber es ist mit den Italienischen Wasserfällen wie mit der Italienischen Landschaft: die Schweiz ist größer und erhabener, jene aber ist besser für den Maler calculirt.

Die Gelehrten haben sich sehr gewundert, daß man in den alten Schriftstellern keine Spuren von diesem schönen Wasserfalle findet, und einige haben diese oder jene Stelle alter Dichter darauf angewendet *). Allein die Einwohner sagen, daß dieser Wasserfall vor Alters nicht der nähmliche war, daß einer der Päbste dem Velino ein anderes Bette anwieß, und daß dadurch dieser schöne Fall entstand.

Dicht unten am Falle fließt der kleinere Nar vorbey, in welchem der Velino seinen Nahmen verliert — der Nar oder Nera hat überall, wo ich ihn gesehen habe, eine sonderbare Farbe, weißlich, mit einem Gemische von Grün **)

Nicht weit von Terni fängt man an, die Apenninen zu ersteigen, welche hier höher sind, als die zwischen Bologna und Florenz. Sie sind mahlerisch, und selbst auf den Höhen findet man darinne fruchtbare Thäler. Aus dem

*) z. B. Virgil Aeneid. VII.
Est locus Italiae medio.

**) Sulphurea Nar albus aqua.

äußerst fruchtbaren und schönen Thale bey Terni geht man durch verschiedene Regionen, in welchen es äußerst merkwürdig ist, die Abwechslung der Gewächse zu bemerken, welche wegen des so verschiedenen Climas statt findet. So wie alles nach und nach wilder wird, und man höher steigt, so bemerkt man umgekehrt das Nämliche, so wie man sich allmählich dem fruchtbaren und reizenden Thale nähert, in welchem die Stadt Spoleto liegt. Von einer mäßigen Anhöhe zu Spoleto, übersahe ich den schönsten und fruchtbarsten Theil von Umbrien, nebst der Stadt Foligno, welche achtzehn Meilen davon liegt. Dieses Thal mag etwan 10 Meilen breit, und 20 lang seyn, ist ganz flach, fast möchte ich sagen Schnur eben, und auf allen Seiten mit Bergen umringt, die anfangs niedrig und bis auf ihren Rücken angebaut sind. Hinter ihnen erheben sich höhere und noch höhere, bis sie sich endlich in die hohen und ganz unfruchtbaren Apenninen verlieren.

In meinem Leben hab ich nichts schöneres und fruchtbareres gesehen, als dieses Um-

brien, welches alles in sich enthält, was entweder Nothdurft erfordert, oder was das Leben angenehm machen kann. Hier ist guter Wein und gutes Oel, alle Arten von Korn in Ueberfluß, vortreffliche Früchte aller Art, und vorzüglich gute Feigen, fette Weiden und großes und schönes Vieh. Der unter den Dichtern so berühmte Clitumnus fließt durch einen großen Theil dieses Thales, und ein reineres Wasser hab ich nie gesehen. Er fließt so sanft und stille, daß man überall seinen Boden sieht, während daß von seinen grünen Ufern das Gras in das Wasser hinabhängt. Kurz hier ist das italienische Arcadien, und die Dichter, die ihre Schäferscenen hieher legten, konnten nicht glücklicher wählen.

Sie erinnern sich, lieber Freund, der berühmten Ochsen, die dadurch, daß sie aus dem Clitumnus tranken, weiß wurden, und darum vorzüglich als Opferthiere geschätzt waren. Sie haben noch jetzt diese Farbe. Die Reisebeschreiber haben mancherley darüber geschwatzt, das ich mit Stillschweigen übergehen will. Nur so viel will ich sagen, daß die Ochsen im

ganzen

ganzen eigentlichen Italien, d. h. innerhalb der Apenninen, überall weiß, oder vielmehr weißgrau sind; und der ganze Unterschied, den ich zwischen denen in Umbrien und den übrigen finden kann, ist, daß diese etwas weißer sind, als jene.

Bey dem kleinen Orte, le Vene ist ein kleiner Tempel, der zwar alt ist, deßen Architecktur aber nicht rein ist. Vermuthlich ist er aus dem 3ten oder 4ten Jahrhundert und in der Folge von den Christen ein wenig abgeändert worden. Ob er dem Gott Clitumnus gehörte, dem Pan, oder der Diana, will ich nicht untersuchen.

Eben so wenig habe ich Zeit oder Platz, der Alterthümer, Kirchen und Gemälde zu gedenken, die man zu Terni, Spoleto, Otricoli, Foligno rc. besucht, und die ich besucht habe. Allerdings findet man in einer Menge kleiner Städte von Italien Kirchen und Gemälde, die man in den großen Städten von Deutschland, England, Holland rc. vergebens suchen würde; allein wer von Rom kommt, findet doch, daß er so manches aufsucht, das

er zu Rom wenig achten würde. So ist es mit den Werken der Kunst, welche von Menschenhänden gemacht sind, während daß die Natur immer schön ist, ins Unendliche abwechselt und überall etwas eigenes hat.

Ich verlaße ungern den Artickel von Umbrien, ein Land, das mich durchaus entzückt hat und über das ich ganze Bogen füllen könnte. — Man sagt mir, die Einwohner seyen arm! Es müßen entsetzliche Mängel und Fehler in der Regierung eines Landes seyn, deßen Einwohner bey solcher Fruchtbarkeit und bey einem solchen Anbaue arm sind, denn in diesem ganzen Lande ist jeder Quadratschuh benutzt, der des Anbaues fähig ist, und alle Felder sind mit allen Arten von Fruchtbäumen bedeckt, ohne daß diese dem darunter wachsenden Getraide im geringsten schaden. Aber dieses Land wird von Pfaffen und Lehnsherren aufgezehrt; die Römischcatholische Religion ist der Wohlfahrt aller Arten zuwider; eine Priesterregierung ist von allen Regierungen die schlimmste: und alles zusammen genommen

finden Sie in seiner höchsten Vollkommenheit in den Staaten des Pabsts.

Unter den mancherley Schlössern, die man so bey müßigen Stunden in die Luft bauet, ist mir niemahls der Wunsch angekommen, ein regierender Fürst zu seyn. Sollte aber jemahls eine solche Thorheit mir ankommen, so würde ich den Canton Bern, oder die Grafschaft York zu meinem Lande wählen. Wünschte ich aber nur ein ganz kleiner Fürst zu seyn, so würde ich keinen Augenblick anstehen, für Umbrien zu entscheiden.

Nebenreise: Madonna degl'Angeli mit einer prächtiger Kirche und der Capelle des heiligen Franz. — Aeusserlich schönes und großes Ansehen der italienischen Städte — Perugia — der Trasimenische See.

Von Foligno aus machten wir auf einer Straße, die nach Florenz führt, eine dreytägige Ausflucht durch das Land bis nach Perugia und an den Trasimener See.

Nicht weit von Foligno kamen wir bey dem unbedeutenden Städtgen Bello vorbey, wo ich an der Landstraße die Uiberbleibsel eines Amphitheaters fand. Hier war sonst Hispellum, eine Stadt, die nicht unbeträchtlich gewesen seyn muß.

Auf dem halben Wege zwischen Foligno und Perugia ist Madonna degli Angeli mit einer großen und prächtigen Kirche, in welcher die Capelle steht, in der der heilige Franz öfters Buße that, nebst andern Franciscianis. – Diejenigen, welche sagen, daß der Busch, in welchen dieser Heilige sich warf, kein Dornbusch gewesen sey, irren sich gar sehr. Es war allerdings ein Dornbusch, in den er sich warf, als der Teufel ihn einst kitzelte. (wodurch er freylich zeigte, daß er nicht zu London oder Paris studiert hatte; wo man von einer solchen Operation eine ganz andere Wirckung erwartet, als die, welche der Heilige suchte.) Allein in dem Augenblick verwandelte sich der ganze Busch in Rosenstöcke, und zwar Rosen, ohne Dornen. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen! Es ist

wahr, diese Rosenstöcke sind alle sehr jung. Allein was thut das? Sie sind nichts desto weniger die linealen Abkömlinge des ursprünglichen Busches; und das Wunder wird dadurch, daß sich die Familie so viele Jahrhunderte jung erhalten hat, nur noch größer.

Eine halbe Stunde von diesem Orte liegt sehr schön auf einem Hügel die Stadt Aßisi, des heil Franze's Geburtsort.

Diese italienischen Städte, die fast durchaus auf Hügeln liegen, sind dem Lande eine außerordentliche Zierde, und sehen immer drey und viermahl so groß aus, als sie in der Ebene sich zeigen würden. Man baut überall auf Hügel und Anhöhen, weil die Luft da beßer ist, als in den Ebenen. Uiberdieses diente eine hohe Lage in dem mittlern Zeitalter zur Vertheidigung. Diese vielen ansehnlichen und mehrentheils sehr bevölkerten Städte Italiens fallen einem Reisenden nicht wenig auf; allein man hört auf, sich zu verwundern, wenn man bemerckt, daß es in diesem Lande äuserst wenig eigentliche Dörfer giebt, daß der Landmann größtentheils in Städten wohnt und

daß die einzelnen Häuser der Bauern, die man in vielen andern Ländern in großer Menge findet, hier sehr selten sind.

Der Weg von Foligno nach Perugia ist zwanzig Meilen und geht noch immer durch ein sehr schönes Land. Die Stadt Perugia, die im 15den und 16den Jahrhundert unter die größern und wichtigern Städte von Italien gehörte und noch jetzt über zwanzigtausend Seelen enthält, verdient gar wohl, daß der Kunstliebhaber eine Reise hieher macht, um so mehr, da ihre Lage reizend und das ganze Land umher ausserordentlich schön ist.

Es giebt hier eine Menge schöner Kirchen und Klöster, voll von alten Gemählden, besonders von Pietro Perugio, Rafaels Lehrmeister. Dieser Künstler, von dem man auf der Nordseite der Alpen fast gar nichts sieht, hat ein sehr hohes Verdienst, und nirgends sieht man mehrere und schönere Gemählde von ihm, als zu Perugia.

Und dieser Pietro war nicht der einzige große Künstler, den Italien vor dem goldenen Alter der Mahlerey hatte. Auf der Nordseite

der Alpen reden wir nur von Rafael, Buonarotti, Leonardo di Vinci, Andrea del Sarto und einigen andern, welche Zeitgenossen waren, und die Namen Mantegna, Ligozzi, Fra-Lippi, Fra-Bartolomeo, Franc. Francia, Giov. Bellini ꝛc. kennen wir mehr aus Büchern, als durch ihre Werke, von denen man außerhalb Italien nur wenig sieht, und dieses Wenige ist nicht vom besten. Einige dieser Männer waren große Künstler, ehe Rafael gebohren wurde. Fast alle haben ein schönes Colorit, und ihre Farben sind so lebhaft, daß sie sich bis jetzt frisch erhalten haben.

Zehn Meilen von Perugia gleiches Namens, einst lacus Trasimenus, berühmt durch die schreckliche Niederlage, welche die Römer an seinen Ufern durch den Hannibal litten. Classische Schlachtfelder sind immer interessant; allein wir würden wohl schwerlich hieher gekommen seyn, wenn dieser See nicht zugleich unter die schönsten Naturscenen Italiens gehörte. Er hat über 30 Meilen im Umfang und drey Inseln, deren eine wir befuhren. Das Schlachtfeld liegt über Foricelli hinaus, und

man nennt die Gegend, die man ziemlich genau weiß, Sanguineto, nahe am See. Vielleicht finden Sie eben so viel Unterhaltung, als ich, in der Nachricht, die mir die Bootsleute von der Sache geben. Einer derselben schien vollkommen da zu Hause zu seyn, und das Lokale genau zu kennen. „Auf dieser kleinen Anhöhe, sagte er, und wieß mit dem Finger dahin, standen i Papali; und in der Pläne i Fiorentini etc.“ Ich ließ ihn ausreden, und fragte ihn denn, wer gewonnen habe? „O, i Papali, antwortete er, sotto il loro Generale Annibale!“ – Wenn Sie Ihr Auge auf die Charte werfen, werden Sie finden, daß die Gränzen des päbstlichen und florentinischen Gebietes nicht weit von diesem See sind.

Wir kehrten Abends nach Perugia, und den folgenden Tag nach Foligno auf dem nähmlichen Wege zurück.

In dem unbedeutenden Perugia, ist ohngefähr eben so viel von Rafael zu sehen, als in den fürstlichen Gallerien zu Dresden, Düsseldorf und Wien.

Gemachte Straße über die Apenninen. – Loretto – Ancona.

Den 26sten Aprill verließen wir Foligno, und giengen über den zweyten Theil der Apenninen, d. h. über den Theil, welcher Umbrien, von der Mark Acona und vom Adriatischem Meere trennt. Auch hier geht man über sehr hohe Gebürge und an mehreren Orten fiel mir es nicht wenig auf, eine Fahrstraße über solche Höhen zu sehen, welche von Natur gemacht zu seyn scheinen, alle Verbindung unter den Menschen aufzuheben. Demohngeachtet ist die Straße sehr schön, wie sie es denn überall im Kirchenstaate ist. In diesem Puncte hat der gegenwärtige Pabst, Pius VI. unendlich viel Verdienst, und einige der besten Straßen hat man ihm ganz zu danken. Und nirgends fordert man Ihnen einen Heller dafür ab, selbst für die Brücken nicht, wiewohl man für diese letztern im Bolognesischen bezahlt, weil das ein eigner Staat ist.

Um Ihnen einen Begriff von der Höhe einiger Spitzen der Apenninen zu geben, darf

ich Ihnen blos sagen, daß ich auf einigen derselben am Ende des Aprils noch etwas Schnee sahe, nachdem wir von der Mitte des Februars an, fast unausgesetzte Hitze gehabt haben. Den 13 und 14ten April war die Hitze zu Rom so groß, daß ich keine Decke auf meinem Bette dulden konnte und unter dem blosen Bettuche schlief.

Den 27sten April kamen wir zu Bretto an, und fanden diesen berühmten Ort so wenig unterhaltend, daß wir ihn nach sechs Stunden wieder verließen, und noch denselben Abend nach Ancona giengen. Die ungeheuern Schätze, die zu Bretto aufgehäuft sind, können einen blenden, aber nicht gefallen, wiewohl hier auch vieles ist, das sich durch Arbeit und Kunst eben so sehr als durch Reichthum und Pracht empfiehlt. Sie werden von dem allen Beschreibungen genug gelesen haben.

Die Marmorarbeit, in die das heilige Haus ganz eingefaßt ist, ist vom besten Geschmacke und die Bildhauerarbeit vortreflich. Aber es ist mir eckelhaft, selbst den Pöbel des

18ten Jahrhunderts noch immer in solcher traurigen Unwissenheit und Aberglauben zu sehen. Zwar gehen Leute vom Stande, Vermögen oder Erziehung schon längst nicht mehr auf diese Wallfahrt, und selbst die Zahl der gemeinen Pilgrimme hat abgenommen. Aber es sind ihrer doch immer noch genug, und ich habe weder Moore's gute Laune, noch Mrs Piozzi's abgeschmackte Frömmigkeit, um mit Gleichgiltigkeit und Gelassenheit das Volk zu sehen, das hier barfuß und auf den Knien um das ganze Haus herumreitet und selbst die Stufen küßt, die vor demselben sind. Eine ausserordentliche Erscheinung in es immer und vielleicht das größte Kunststück, das je ein Priester spielte. Wie die Welt mit so vielen Körpern von Aposteln, Märtyrern und andern Heiligen gefüllt worden ist, kann ich gar wohl begreifen, denn ein todter Körper sieht dem andern ähnlich, und Niemand kann beweisen, daß dieses oder jenes Gerippe diesem oder jenem Heiligen nicht gehöre? Auch konnte man leicht Nägel und Splitter vom Kreutze, Lumpen von unsers Heilandes Kleidern, Blut

des heiligen Januarius und hundert tausend Dinge dieser Art machen, die, wenn man sie aus der ganzen catholischen Welt zusammen brächte, zureichen würden, eine Armee zu kleiden, Schiffe zu bauen und Waffen für viele Regimenter zu schmieden. Aber hier ist ein ganzes gemauertes Haus, über 30 Schuh lang, und, verhältnißmäßig breit und hoch. Dieß mußte der damahlige Pabst entweder bauen lassen, und in diesem Falle brauchte man viele Menschen dazu; oder es war schon gebaut und stand irgendwo: und in diesem Falle mußte es Leute geben, die es vorher gesehen hatten. Auch schien sich Niemand an dem Umstand zu stoßen, daß schon mehr als tausend Jahre vorher der Kayser Adrian alle christliche Denkmähler in Palästina sorgfältig aufsuchen und zerstöhren ließ.

Zu Loretto sah ich zum erstenmale von einem Thurme das Adriatische Meer, und im Wirthshause gab man uns Kirschen und Erdbeeren, welche Früchte wir seitdem alle Tage auf unserer Tafel gehabt haben. Die Mandeln waren zu Rom schon im Monat März

reif und in Menge auf den Märkten zu haben.

Von den kleinern Städten Italiens haben mir wenige so wohl gefallen, als Ancona, und das einzig und allein, weil man ihr es sogleich ansieht, daß sie etwas Handel und folglich Thätigkeit und Leben hat. Zwar will dieses nicht eben gar viel sagen; aber in einem Lande, wie Italien, wo es so gar wenig Handel giebt, und wo alles entweder in den Kirchen betet oder sich belustiget, oder halb im Schlafe umher zieht, in einem solchen Lande war mir es eine wahre Erquickung, einen Ort, wie Ancona zu sehen, der übrigens nichts weniger als schön ist.

Der Hafen ist prächtig und verdient den schönsten Werken der Alten an die Seite gesetzt zu werden, ganz von grossen Quadraten und diese von weisem Istrischen Marmor.

Sonderbar fiel mir der Triumphbogen oder besser Ehrenbogen auf, den diese Stadt einst dem Kayser Trajan errichtete. Der Marmor sieht, so weiß und frisch aus, daß ich anfangs glaubte, ich müßte mich ir-

ten, und daß dieß unmöglich ein Gebäude seyn könne, das 1700 Jahre gestanden hat.

Auch um Ancona herum ist das Land reizend schön, und in den Kirchen sind, wie fast in allen italienischen Städten, einige gute Gemählde. Die Cathedralkirche steht auf einer Anhöhe, wo ich mich lange verweilte und unter mancherley Gefühlen nach den Ufern von Griechenland blickte. Mit einem guten Winde konnte ich in weniger als zwanzig Stunden an der Küste des Pelopones seyn.

Senigaglia – Fano – Pesaro – Rimini – Topographie des Landes von Ancona über Rimini, Bologna ꝛc. bis Venedig – Cesano – Forli – Faenza; Prozeßionen.

Den 28sten gegen Mittag verließen wir Ancona und giengen über Senigaglia und Fano nach Pesaro.

Senigaglia hat einen kleinen Hafen und treibt Handel vermittelst einer jährlichen wichtigen Meße. Auch hier fand ich denn mehr

Wohlstand und Thätigkeit, eine Menge sehr ansehnlicher Häuser und den größten Theil der Stadt neu und sehr wohl gebaut.

Fano und Pesaro sind alte Städte, und waren, wie die mehresten Städte Italiens, sonst beträchtlicher als sie jezt sind. Pesaro besonders ist groß, hat viele Palläste, und eine Menge vortrefflicher Häuser.

Viele Kirchen haben eine Menge Gemählde; und von Barocci sieht man nirgends so viel als hier. Demohngeachtet fanden wir den 29sten, daß wir in zwey Stunden alles hier gesehen hatten; denn wer so eben von Rom kommt, ist verwöhnt, daß er bey den Kunstwerken dieser kleinern Orte überall Vergleichungen anstellt. Stünde Pesaro in Deutschland, man würde sich vielleicht Tagelang da aufhalten, und bey den Schönheiten eines Barocci und seiner Schule vergeßen, daß sie nicht classisch sind.

Rimini war die nächste Stadt von einiger Bedeutung; aber auch hier ist alles Schlaf und Unthätigkeit. Es ist wirklich höchst traurig für den Reisenden in Italien, daß er in

den mehresten Städten, durch die er kömmt, nur noch die Reste ehemahliger Herrlichkeit findet und überall sieht, was diese Orte vor zwey und dreyhundert Jahren gewesen seyn müßen, mehr, als was sie jetzt sind. Die Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung war ein Schlag, der Italien auf immer zu Grunde gerichtet hat, und von dem es sich nie wieder erholen wird und kann. Rimini liegt jetzt nicht mehr an der See; das Land hat über das Wasser gewonnen und der altrömische Leuchthurm steht jetzt auf einer Wiese.

Von dem hiesigen Amphitheater, von dem marmornen Triumphbogen des Kaysers Augustus und von dem Rednerstuhle, auf welchem Cäsar seine Armee angeredet haben soll, nachdem er über den Rubicon gegangen, möge sie in andern lesen. Aber über die große Brücke von weisem Marmor, die August und Tiber bauen ließen, muß ich ein Wort sagen, weil sie, nach meiner Meynung, unter die schönsten Uiberbleibsel des Alterthums gehört. Auch ist sie wohl erhalten, daß sie noch jetzt der Stadt zum regelmäßigen Gebrauche dient.

Die Aufschriften sind auch ziemlich leserlich. Nur ein Bogen ist neu, weil man den alten einst abschlug, um Feinden den Paß zu versperren.

Auf beiden Seiten von Rimini sieht man mehrere Meilen lang den hohen Berg, welcher das ganze Gebiet der Republick Marino ausmacht. Wer den Hauptort Marino sehen will, thut am besten, ihn von Rimini aus zu besuchen; es sind dahin 12 Meilen.

Zwischen Ancona und Rimini bin ich über den Metaurus gegangen, wo Asdrubal sein Leben, so wie die Schlacht verlohr, durch welche Hannibals endliche Hoffnungen zu Grunde gerichtet wurden, und den Römern eine neue Sonne aufgieng.

Quid debeas, o Roma, Neronibus,
Testis Metaurum flumen et Asdrubal
Devictus, et pulcher fugatis
Ille dies Latio tenebris,

Qui primus alma risit adorea, etc. *)

Es ist allerdings sehr interessant, Gegenden und Orte zu sehen, an denen wichtige Dinge vorgefallen sind, oder in welchen große Männer gelebt haben; allein man wird gleichgiltiger gegen Dinge dieser Art, so wie man ihrer mehr und mehrere sieht, besonders wenn das Locale so ist, daß es jedem andern Orte gleicht und das Auge nichts findet, woran es sich heften kann. So wichtig auch diese Schlacht für die Römer und vielleicht für den größten Theil der damals bewohnten Welt war, so wenig war doch dieser besondere Ort an sich selbst intereßant, als ich ihn sahe.

Auf dem ganzen Wege von Ancona nach Rimini, bleibt man beständig in der Nähe des Adriatischen Meeres und zwar so, daß man es selten aus den Augen verliert. Man bleibt mehrentheils in der Tiefe, so daß man die

*) Horat. Carm. IV. 4.

Apenninischen Gebürge beständig zur Linken hat, ohne je wieder an sie zu kommen, nachdem man sie zwischen Foligno und Tolentino zum letztenmal passirt hat. Zwar ist dieser ganze Strich Landes noch immer sehr gut und schön, aber er kommt den hundert Meilen nicht gleich, die man zwischen Nepi und Ancona macht, ein Land, das ich unter die herrlichsten und schönsten rechne, die ich in Europa gesehen habe. Eine Strecke Landes hingegen, wo man auf der einen Seite das Meer, und auf der andern die bloße erste Ansicht von Bergen hat, kann, seiner Natur nach, nicht jene Mannigfaltigkeit von Gegenständen darbieten, die man da findet, wo man entweder über Gebürge, oder durch große und weite Thäler geht.

Zu Rimini verläßt man das Adriatische Meer ganz, und geht queer in das Land hinein nach Bologna. Dieser ganze Weg ist eine ununterbrochene Ebene, auf der man die Apenninen beständig zur Linken hat. Man bleibt noch immer in der Nähe dieser Gebürge, die auf dieser Seite von Italien ihr Ende haben, indem sie sich von Marino gegen Westen nach

Bologna zu ziehen. Alles was rechts auf dieser Straße liegt, ist eine ganz flache ungeheure Ebene, welche mit der zusammenhängt, die man gewöhnlich die große Ebene der Lombardey nennt.

Von Bologna aus biegen sich die Apenninen südwestlich, laufen denn durch die ganze Republick Genua, bis sie, gegen Frankreich zu, an die Alpen stoßen. Alles, was zwischen den Apenninen, und zwischen den Französischen, Savoyischen, Schweizer und Deutschen Alpen, bis an das Adriatische Meer liegt, ist eine ungeheure Ebene, die nur hin und wieder durch kleine Gebirge unterbrochen wird. Solcher kleinen Gebirge giebt es in der Gegend von Turin, Asti, Vicenza und andern Orten. So ungeheuer auch die Ebene der Lombardey ist, so sieht man doch häufig Gebirge in der Ferne, besonders die Alpen, welche gar viel weiter nach Italien hinein laufen, als ich sonst glaubte. Zwar sind es nicht überall die großen Alpen, aber doch immer ansehnliche Gebirge, die mit den Alpen zusammen hängen, und die einen

großen Theil des Piemontesischen, Milanischen und Venetianischen Gebietes einnehmen.

Am langweiligsten ist der Weg von Bologna nach Ferrara, von da nach Mantua, und von Mantua nach Venedig. Auf diesem ganzen Wege sieht man nur sehr selten einen Berg, und da das Land sehr reich an Pappeln und Maulbeerbäumen ist, so die ganze Aussicht mehrentheils auf das begränzet, was rechts und links unmittelbar an der Landstraße liegt. Es ist ein sehr reiches, fruchtbares und wohlangebautes Land, und gleicht in vielen Betrachtungen Holland. —

Auf dem Wege von Rimini nach Bologna kamen wir durch Cesena, Forli, Faenza, lauter ansehnliche, wohlgebaute Städte, mit einer Menge sehr guter Häuser, großer und schöner Kirchen, auch einer guten Anzahl von Pallästen. Aber hier sind weder Manufacturen noch Handel, und die Thätigkeit der Einwohner zeigt sich blos an dem Festtage dieses oder jenes Heiligen, oder in einer grossen Proceßion, in der man die Maria um Regen anfleht, woran wir in

der That seit mehr als drey Monaten einen entsetzlichen Mangel gehabt haben. Ich sahe solcher Proceßionen mehrere, die aus Tausenden von Menschen beiderley Geschlechts bestanden und wobey immer mehrere Orte zusammenstoßen. Allein die prächtigste fanden wir zu Forli, wo alle Gassen, durch die man gieng, in Säle verwandelt waren. Die Gassen waren nicht nur von oben ganz bedeckt, sondern auch die Seiten aller Häuser waren mit seidenen, halbseidenen, gestickten oder gemeinen Stoffen behangen, je nachdem eines jeden Hausherrn Reichthum es zuließ, oder Frömmigkeit es geboth. Viele dieser Stoffe sahe ich reich mit goldenen Tressen besetzt, und der Aufwand schien mir sehr groß. Wir übernachteten zu Forli und giengen in den Kirchen und in diesen künstlichen Sälen umher, bis es dunkle Nacht war.

Cento – Ferrara – der Po – Mantua.

Zu Bologna hielten wir uns den 30 April nicht länger auf, als nöthig war, die Pferde

zu wechseln, und übernachteten zu Cento, wo wir gerade noch Zeit hatten, einige von Guercino's Meisterstücken zu sehen. Guercino, oder vielmehr Barbieri ist einer von meinen Lieblingsmahlern; Cento war sein Geburtsort und hier finden sich eine Menge Gemählde von ihm, nicht nur in den Kirchen, sondern auch in einigen Häusern, die er in Fresko mahlte. Indessen fand ich meine Erwartungen doch nicht ganz erfüllt. Unser Heiland, der nach seiner Auferstehung seiner Mutter erscheint, ist in der That ein herrliches Stück; aber die mehresten seiner übrigen Gemählde sind entweder beschädiget oder so mit Schmutz bedeckt, daß ich für die Guercino's, die der Herzog von Modena in seiner Gallerie hat, alles geben wollte, was Cento aufzuweisen hat.

Den 1sten May Vormittags kamen wir zu Ferrara an und fanden den Nachmittag mehr als hinlänglich, diese einst bessere und wichtigere Stadt zu sehen. Sie war bewohnt und sehr blühend, so lange sie ihre eigenen Fürsten hatte; allein die päbstliche Regierung ist eine Art

von Fluch; sie richtet alles zu Grunde, was unter sie fällt.

Die Kirchen sind, wie in allen päbstlichen Ländern, groß, schön, reich und in beträchtlicher Menge. In einer derselben ist Ariosto's Grabmahl. Auch zeigte man uns sein Haus, welches eine lateinische Aufschrift hat, welche sagt, daß dieser größte von Italiens Dichtern einst hier wohnte.

Den 2ten May giengen wir nach Mantua, auf welchem Wege ich das Vergnügen hatte, den Po in seiner größten Breite zu sehen, indem wir ihn einige Meilen von Ferrara passirten. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mich dünkt, er gebe dem Rhein bey Düsseldorf nur wenig nach. Und gleichwohl ist er jetzt keinesweges voll! Zwar empfängt er immer von den Alpen die nämliche Nahrung; allein der Po besteht auch aus unzähligen Flüssen, die aus den Apenninen kommen, so daß sie ein ungeheures Bette erfordern, welches sie sehr oft ganz füllen, während daß viele derselben zu andern Zeiten so klein sind, daß das Bette der Pleise ein ganzes Dutzend derselben

enthalten könnte. Der Pisatello, welchen man gewöhnlich für den Rulicon hält, welcher die Gränzen des alten Italiens ausmachte, erschien mir in einem Bette, das den Rhein fassen könnte, wie eine Pfütze, so wohl als sein Nebenbuhler nicht weit von Rimini, den die Einwohner jetzt il Rubicone nennen, seitdem der Pabst den Streit zu ihrem Vortheil entschieden hat, obschon die Gelehrten und Antiquare noch immer den Pisatello für den ächten und wahren Rubicon der Alten erklären. Da ich über beyde gieng, hatte ich in dieser Ungewißheit nichts weiter zu thun, als bey beyden mich des Cäsars und seiner Armee zu erinnern, welche hier Rom Fesseln anlegte.

Einige Meilen von Mantua ist ein Feld, auf welchem Virgils Haus gestanden haben soll und Reisende haben es öfters besucht. Wäre irgend etwas davon übrig, fände das Auge etwas, darauf zu verweilen, so wäre die Sache interessant und die Einbildungskraft könnte darauf arbeiten. Sonst war dieses Feld eingeschlossen; aber jetzt gehört es einem Juden, der sich wenig um Virgil zu beküm-

men scheint, und meynt, ein Feld sey so gut wie ein anderes. Kurz, lieber Freund! ich hätte, als ich zu Mantua war, gar wohl zwey Stunden sparen können, und — ich habe dieses Feld nicht gesehen.

Mantua ist eine ansehnliche Stadt; Aber mich dünkte, ich sahe etwas, das mir alle Augenblicke zu sagen schien, ich sey nicht mehr in Italien. Gleich unter dem Thore wurde ich gewahr, daß ich unter einer deutschen Regierung war. Wir hatten nicht weit von der Stadt ein Rad zerbrochen und Lord *** und ich giengen die letzte Meile zu Fuße.

Am Zollhause that man eine Menge langweiliger Fragen an uns, die ich vermuthlich nicht mit aller gehörigen Achtung beantwortete, weil ich in Italien mit dieser Art von Leuten immer sehr kurz verfahren war, als ein Mensch, der dabey stund, mit einem unitalienischen Accente, aber in einem pompösen Tone sagte: Questo é l' Ufficiale di sua Maesta Imperiale!

Nirgends kann man mehr und bessere Gemählde von Julio Romano sehen, als hier; Am meisten bewunderte ich die von ihm gemahlten Zimmer im sogenannten Pallaste T, welcher Pallast übrigens nicht mehr die Figur eines T hat.

Hier sahe ich mehrere Läden, wo mit sogenannter kurzer oder Nürnberger Waare gehandelt wird, und die alle Tyrolern gehörten.

Den vierten May verließen wir Mantua, und übernachteten zu Montagnosa im Venetianischen. Der Ort ist unbedeutend, so wie die ganze Straße uninteressant, etwan Legnago ausgenommen, wo wir über die Etsch giengen, ein deutscher Fluß, der hier beynahe so beträchtlich ist, als der Rhein zu Basel.

Padua — Italienische Landstraßen, Wirthshäuser, Aufwärter und Postillione.

Zu Padua hatte ich die ganze Zeit über, die wir da zubrachten, die nähmlichen Gefühle, wie zu Ferrara und in verschiedenen andern gros-

sen Städten Italiens, die einst groß und wichtig waren, und in denen schon seit langer Zeit alles stille gestanden zu haben scheint. Dieß ist in der That höchst traurig für einen, der an englische Städte gewöhnt ist, wo alles vorwärts geht, steigt und zunimmt. In allen diesen italienischen Städten findet man die Reste vormahliger Größe, welche mit ihrem gegenwärtigem Zustande sonderbar contrastiren. Das ist besonders der Fall mit den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden und einigen Pallästen. Der Palazzo publico hat einen Saal, welcher, wenn er nicht größer ist, als Westminster-Hall in London, ihm gewiß sehr nahe kommt, und unter die größten gehört, die ich in Europa gesehen habe.

Hier ist Liviu's Grabmahl, welches mir aber nicht recht antik aussieht, ob man es schon dafür ausgiebt. Was aber vollends das Grab ihres Stifters, des Trojanischen Helden Antenor, betrifft, so hat es mir vollkommen den Schnitt und das ganze Ansehen eines Grabmahls de bassi secoli, wie man zu Rom sagt,

wenn man von Dingen redet, die aus Constantins Zeiten und noch neuer sind.

Die Einwohner von Padua haben etwas vor andern Städten darinne voraus, daß sie keiner Landhäuser bedürfen. Mehrere Theile dieser Stadt, welche sieben Meilen im Umfange hat, sind so leer, so mit Gras bewachsen und mit Bäumen, Gärten und Feldern angefüllt, daß ich gewiß geglaubt haben würde, auf dem Lande zu seyn, wenn man mir nicht hin und wieder die Stadtmauern gezeigt hätte.

Die hiesige Universität wird noch immer vom Staate aufrecht erhalten, ob sie schon nur der Schatten von dem ist, was sie einst war. Ihr Physicksaal hat eine Sammlung von Instrumenten, deren Gleichen ich kaum gesehen habe, und Venedig spart keine Kosten, das neueste anzuschaffen, wie ich aus mehreren Englischen Instrumenten sahe, die sehr theuer sind. Auf der Sternwarte sahe ich, was vielleicht in Europa seines Gleichen nicht hat, einen grosen Mauerquadranten von Ramsden. Ich hatte nie mehr als drey Englische große Mauerquadranten ge-

sehen, zu Oxford, Grenwich und Mannheim, aber keiner derselben ist von Ramsden. Er soll 1500 Zechinen zu London gekostet haben, und der Transport und die Errichtung 500 mehr.

Da man zu Venedig keinen Wagen gebrauchen kann, so laßen die Reisenden die ihrigen zu Mestre oder Fusina. Gewöhnlicher und beßer aber ist es, ihn zu Padua zu laßen, und gleich dort ein Boot zu nehmen. Es sind zwanzig Meilen bis Fusina und von da noch fünf über die Lagunen nach Venedig. Einen Theil des Weges von Padua macht man auf der Brenta, welchen Fluß ich sehr interessant fand, weil seine Ufer mit unzähligen Landhäusern besetzt sind.

Dieser Strich Landes, so wie die ganze Gegend um Padua gleicht Holland außerordentlich. Das Land ist von einer Menge Canäle durchschnitten und die Flüsse haben einen so langsamen Ablauf, daß man oft ansehnliche Barken sieht, die von einem einzigen Pferde gegen den Strom gezogen werden.

Die Landstraßen sind sehr vernachläßiget und also schlecht, welches uns um so mehr auffiel, da wir in Italien fast durchaus an sehr gute Straßen gewöhnt worden sind. Eine schönere Straße, als die von Terracina nach Neapel giebt es in England nicht, wohl aber viele, die ihr keinesweges beykommen. Mehr als einmal fuhren wir 8. Meilen in weniger als einer Stunde, und von Mola di Santa giengen wir in einem Tage nach Rom, ob es schon beynahe hundert Meilen sind, und wir uns einige Stunden mit dem alten Anxur aufhielten.

So allgemein zufrieden man mit den italienischen Straßen seyn muß, so hat man ohne Unterlaß Ursache zu wünschen, daß die Menschen, mit denen der Reisende am meisten zu thun hat, besser wären. Habe ich in Deutschland über das Geschlecht der Aufwärter, Postillions und anderer gemeinen Leute geklagt, so habe ich hier noch weit mehr Ursache, diese Klagen zu führen. Diese Art von Leuten sind hier so betrügerisch und so beschwerlich, daß sie einem das Vergnügen der Reise sehr versauern.

Und da ich fast täglich mit diesen Leuten zu thun habe, da fast kein Tag vergeht, an dem ich nicht Unzufriedene vor mir sehe, und also die nähmlichen Vorfälle immer wieder vorkommen, so wird bisweilen meine allgemeine Zufriedenheit mit diesem herrlichen Lande dadurch gestört. Die mancherley Arten, auf die man Sie auf den Italienischen, ich sollte vorzüglich sagen Päbstlichen Posten und Wirthshäusern plagt, sind so, daß nur der sich einen Begriff davon machen kann, der es erfahren hat. Ein Italienischer Postillion ist nie zufrieden, man gebe ihm, was man will. Wenn der Bediente die Leute, welche auf- und abpacken, bezahlt hat, so kommen diese zu mir gelaufen und klagen und schreyen, daß sie nicht genug erhalten haben. Für die Chocolade, die man in Italien aus einem nahen Caffeehause zum Frühstück holen läßt, fordert man regelmäßig zweymal so viel als den gemeinen Preiß, so, daß ich jedesmahl diesen vorher bestimmen muß. So oft wir in einem Wirthshause ankommen, so muß der Bediente, welcher voraus reutet, um den Preiß des Nachtlagers handeln.

Eben

Eben so ist es auch mit jeder Mahlzeit, deren Preiß ich endlich durchaus auf 16 Paoli bestimmt habe. Sie werden sagen, daß auch diese Summe (über zwey Thaler) hoch sey; allein dieß ist in Italien ein gewöhnlicher Preiß für Reisende von einer gewissen Art, und überall, wo ich etwan vergessen hatte, diesen Preiß zu bestimmen, setzte man zwanzig Paoli an.

Als wir zu Mayland waren, fuhren wir eines Morgens nach Mon a und kamen zum Mittagsessen zurück; ich gab dem Postillon 4 Lire (ohngefähr 18 oder 19 Groschen) Trinkgeld. Er fieng sogleich Lärm an, und da ich, ohne ihn anzuhören, gerade in mein Zimmer gieng, ließ er mir sagen, daß jeder Kaufmann ihm das gäbe, daß er lieber gar nichts nehmen wolle, und schickte mir das Geld zurück, welches ich denn ganz ruhig in meine Tasche steckte. — Man hat in Italien den Gedanken, daß ein Engländer schlechterdings für alles mehr bezahlen muß, als andere Leute. Auch macht man kein Geheimniß daraus, und wenn ich bisweilen sagte, daß ich gar wohl wiße, daß andere Leute

nicht so viel gäben, hat man mir geantwortet, daß Engländer mehr gäben, und daß man uns wie Engländer gefahren hätte. Am allerschlimsten und beschwerlichsten sind die Post-Knechte im Kirchenstaate, und wo man noch überdieß zusehen muß, daß man nicht einen Stiletto-Stich bekommt. Zweymal saß ich eine halbe Stunde lang im Wagen mit aufgezogenen Fenstern auf beiden Seiten eine Pistole in der Hand, und mit scharfem Blicke vor mir hin, weil ich alle Augenblicke das Stiletto erwartete. Selbst auf die vordern Räder wollten sie steigen, wenn sie die Seitenfenster aufgezogen sahen, das man aber durchaus nicht leiden muß.

Einundzwanzigster Brief.

Venedig.

Canäle — Zisternen — die Brücke Rialto. —

den 18 May 1794.

Ich bin seit zehn Tagen in dieser Stadt, deren ich nun schon so ziemlich müde bin. Mich dünkt, ich sey hier beständig auf einem Schiffe, auf welchem ich keine andere Ressource habe, als auf das grosse Verdeck zu gehen, welches denn der St. Markusplatz ist. Es ist wirklich zum Lachen, wie alles hier in diesem Platze sich endiget! Nachdem wir des Morgens in einer Menge Canäle umhergefahren sind, und diese Kirche und jenen Pallast besucht haben, so en-

digte sich die tägliche Arbeit des Vormittags auf dem Markusplätze, und des Nachts ist es der einzige Ort, an dem man sich versammelt, und die letzte Zuflucht, ehe man nach Hause geht.

Die eigentlichen Gassen dieser Stadt sind, wie Sie wissen, die Canäle, und die Gondeln, die Maschinen, durch die man sich bewegt. Durch diese kommt man denn in jeden Theil der Stadt und in jedes Haus; indessen kann man überall hin auch zu Lande kommen; allein das, was man hier Gassen nennt, sind so enge und so elende Päße, daß oft nicht zwey Personen bequem neben einander gehen können: Und in denselben ist so viel Gestank und die Hitze so groß, daß man, nachdem man ein wenig zu Fuße gegangen, gar bald wieder zur Gondel seine Zuflucht nimmt.

Wir wohnen am großen Canal, (Canale grande) welcher eine äußerst lebhafte, angenehme und zu allen Stunden thätige Scene ist, in der sich eine Menge Boote und unzählige Gondeln ohne Unterlaß auf und ab bewegen. Alle andere Canäle sind enge und vie-

le derselben stinken so entsetzlich, daß ich öfters meine Brust eingeengt fühle. Der Markusplatz ist den freylich, in Vergleichung mit den engen Gassen, groß genug; allein da viele Menschen ohne Unterlaß auf diesem Platz leben, ohne da eine Wohnung zu haben, so ist dieser Platz gewissermaßen auch ein Abtritt für viele tausend Menschen. So wie die Hitze zunimmt, so wird auch der Gestank ärger. Auf dem Markusplatze giebt es kein einziges Privatgebäude gleichwohl scheint hier die ganze Existenz der Venetianer concentrirt zu seyn, und so ist er denn voller Menschen zu allen Stunden des Tages und der Nacht.

Ich habe oft gehört, daß man bisweilen ein Pferd oder einen Esel hieher bringt und für Geld sehen läßt, gerade wie in einer deutschen Stadt einen Bären oder Tieger: und ich will es gerne glauben, denn es giebt hier wirklich Menschen in Menge, die in ihrem Leben nie auf dem festen Lande gewesen sind. — Auf einem gewissen Platze, der etwas entlegen ist, ist ein wenig Rasen. Nahe dabey hat Jemand einen Stall, seit einiger Zeit gebaut, in wel-

chem er zwey Pferde hält, die bisweilen auf dem kleinen Platze geritten werden; und nie bin ich vorbey gefahren, ohne eine grosse Menge von Zuschauern bemerkt zu haben.

Da man Salzwasser weder zum Trinken, noch zum Waschen brauchen kann, so hat man hier eine Menge Cisternen, in denen man das Regenwasser sammelt und filtrirt. Allein da es so lange nicht geregnet hat, hohlt man das Wasser seit einiger Zeit von dem festen Lande und zwar aus dem Flusse Brenta, dessen Wasser so schmutzig und trübe ist, daß ich ihnen keinen Begriff davon geben kann, denn in Deutschland giebt es keine Flüsse, die halb so trübe sind, als die Italienischen. Die Operation des Filtrirens wird auch nicht auf das sorgfältigste verrichtet, wenigstens muß ich es aus dem Unrathe schließen, den ich bisweilen im Wasser finde.

Es giebt so gar viele Dinge, die, der Himmel weiß durch wen berühmt geworden sind und die samt und sonders uns am Ende betrügen. Da fällt mir eben die Brücke Rialto ein! Wer hat nicht von dieser Brücke

gehört und gelesen? Ich wohne ganz nahe dabey, fahre fast täglich unter ihr durch und sie ist mir nie anders aufgefallen, als durch ihre ausserordentliche Breite. Sie besteht aus einem einzigen Bogen, der denn freylich sehr lang ist, allein ich glaube, die Mittelbogen der Westminsterbrücke zu London sind noch länger. Die Breite aber ist allerdings sehr beträchtlich, denn mitten auf derselben stehen zwey Reihen von Gewölbern oder Läden, zwischen denen eine Gasse ist. Und dann ist zwischen diesen Läden und den Balustraden auf beyden Seiten abermahls ein Weg. Die ganze Brücke ist, so wie die Läden, von weisem Istrischen Marmor, ein Stein, von dem fast alle gute Gebäude zu Venedig sind.

Die Gondeln – der Bucentoro.

Die Gondeln sind samt und sonders schwarz angestrichen, und das kleine Haus, in welchem man sitzt, ist von schwarzgebeitztem Holze und mit schwarzen Tuche behangen. Die Gondeln der Fremden haben gewöhnlich

eine Thüre; die Venediger aber bedienen sich, statt der Thüre, eines schwarzen Tuches.

Ein weichlicheres, wollüstigeres Fahrzeug als diese Gondeln sind, habe ich nie gesehen. Sie haben große breite Polster, auf welchen man mehr liegt, als sitzt. Im Hintertheile sowohl als an beiden Seiten hat das kleine Haus Oeffnungen, die man auf dreyerley Art gegen Luft und Wetter schließen kann, indem man entweder den ganzen dunklen Fensterladen, oder das Glasfenster oder das Gegitter (Chassi, oder Jalousie, wie es die Deutschen nennen) vorzieht. Wenn man diese Gegitter auf eine gewiße Art wendet, so ist das Innre des Häusgens vollkommen helle, auch kann man sehen, was außer demselben vorgeht, ohne daß irgend Jemand hinein sehen kann.

Die Gondeln sind fast alle von der nähmlichen Größe, d. h. 25. Schuh lang und in der Mitte nicht über 4. breit. Das Haus ist ohngefähr 6. Schuh lang und hält 4. Personen, von denen zwey einander seitwärts gegen über sitzen müßen. Sind drey oder fünf Per-

sonen in einer Gondel, so sitzen drey auf dem hintern Sitze neben einander.

Fast Jedermann hält zwey Gondoliers, obschon zur Noth ein einziger hinreichend ist, deren der eine vor, der andere hinter dem Hause steht. Von der Kunst und der Geschicklichkeit dieser Leute im Rudern, Wenden und Durchkreuzen im Gedränge hab' ich nicht nöthig, Ihnen eine Beschreibung zu machen, wenn Sie bedenken, daß diese Leute ihr ganzes Leben hindurch und tagtäglich nichts anders thun. Niemand bedient sich hier eines Bedienten, der ihm folge; Mannspersonen gar nicht; will aber ein Frauenzimmer Jemanden haben, der ihr folge, so ist es einer der Gondoliers, der mit ihr aussteigt und sie begleitet. Diese Leute sind wegen ihrer Discretion und Verschwiegenheit bis zum Sprüchworte berühmt. — Ein Fremder, der zwey Gondoliers hält, braucht keinen Lohnbedienten. Der eine dieser Gondoliers kommt alle Vormittage zur Stunde, die man ihm bestimmt, empfängt Befehle, trägt Charten und Billets, und macht alle die klei-

nen Aufträge, die man etwan in der Stadt für ihn hat. Fahren Sie nachher aus, so ist es dieser Gondolier, der mit Ihnen aussteigt, Sie an die Orte führt, die Sie ihm nennen, oder Ihnen die Dinge zeigt, die Sie zu sehen verlangen, während daß der andere bey der Gondel bleibt.

Der Bucentoro wird im Zeughause aufbewahrt. Wir besahen ihn genau, fanden das Schnitzwerk und die Bildhauerarbeit artig und die Vergoldung überaus reich. Und das ist auch, dünkt mich, alles, was sich darübe sagen läßt. Am Vermählungsfeste wird er mit rothem Sammte bedeckt.

Das Zeughaus — Ungeheure Menge von Gemälden. —

Das Zeughaus, welches man sehr uneigentlich mit diesem Namen belegt, enthält nicht nur alles, was zu einem Land- und Seekriege gehört, sondern es ist auch die Fabrick fast aller dieser Dinge. Folglich finden Sie hier alles beysammen, was in England zu Chatham,

Woolwich, Portsmouth, im Tower zu London und andern Orten nicht nur aufbewahrt, sondern auch gemacht wird. Auch sagt man, es habe zwey Meilen im Umfange.

Es ist keinesweges meine Absicht, Ihnen Beschreibungen von Dingen zu geben, die Sie in Reisebeschreibungen umständlicher gelesen haben, als ich sie machen möchte oder könnte. Worauf ich mich einschränke, ist, daß ich Ihnen Anmerkungen über dieses oder jenes mittheile. Ich muß also sagen, daß, wenn ich in diesem berühmten Arsenale jeden Artikel einzeln nehme, so habe ich manches an andern Orten besser gesehen; aber ein so großes und allgemeines Ganze giebt es vielleicht in der Welt nicht.

Ein anderer Umstand unterscheidet dieses Zeughaus, so viel ich weiß, von allen andern in Europa. Ueberall baut man Schiffe in der offenen Luft; hier zu Venedig werden sie alle unter einem Obdache gebaut. Es war mir sonderbar, ein Kriegsschiff von 80 Canonen zu sehen, das ganz in einem Gebäude stund, welches oben mit einem Dache versehen ist. Woher

kommt dieser Unterschied? Und ist der Engländer und Holländer nicht eben so weise, den Vortheil dieser bedeckten Gebäude einzusehen? — Lieber Freund, in England und Holland baut man Schiffe, weil man sie bedarf; hier hingegen baut man Schiffe ohngefähr, wie man zu Bern Canonen gießt, auf Speculation und — um nicht aus der Uebung zu kommen. Ein Englisches Schiff wird in kurzer Zeit vollendet, und man bekümmert sich wenig um den Schaden, den Wind und Wetter in dieser kurzen Zeit machen kann. An dem hiesigen Schiffe von 80 Canonen hingegen hat man acht Jahre lang gebaut, und es ist bey weitem noch nicht fertig. Und so scheint es mit den mehresten übrigen Arbeiten zu seyn, die in dem hiesigen Zeughause gemacht werden.

Die Zahl der täglichen Arbeiter wird gewöhnlich auf 2000 gesetzt. Der Mann, der uns umher führte, gab blos 1500 an; und ein Bekannter von uns, der uns aus Gefälligkeit begleitete, sagte, daß diese letztere Zahl sehr übertrieben angegeben sey. Der Staat hält es für nöthig, eine gewisse Zahl von Arbeitern und

Künstlern zu unterhalten, damit sie das Handwerk nicht vergessen; und so gießen denn die einen Canonen, die andern bauen Schiffe, noch andere machen Seile und Taue, und so weiter durch alle die verschiedenen Zweige, die den ganzen Umfang und die mannigfaltigen Bedürfnisse für eine Land- und Seemacht ausmachen. Ueberdieß werden diese Arbeiter hier für sehr treu gehalten, und man könnte sie vermuthlich im Nothfalle auch zu andern Zwecken gebrauchen, an einem Orte, wo die Regierung keine sichtbare Macht hat, und wo man in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige Schildwache sieht.

Venedig hat eine ungeheure Menge von Gemählden, aber ich finde darinne nicht die Unterhaltung, die ich zu Bologna, Florenz und Rom fand. Außerdem, daß sie fast alle von der Venetianischen Schule sind, welche am tiefsten im Range steht, sind sie mehrentheils so groß (oft 20 bis 30 Schuh) daß mein Auge sie nicht gehörig fassen kann, und mein Geist sich darinne verliert. Sie hängen größtentheils in Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden;

der Privatsammlungen aber, welche das haben, was man Cabinetstücke nennt, giebt es hier nur wenige in Vergleichung mit Rom, Florenz und Bologna.

Die Inseln Palestrina, Lido und Murano bey Venedig. – Großes Bollwerk zu Palestrina.

Vermuthlich haben Sie von den Annehmlichkeiten der um Venedig liegenden Inseln und von den reizenden Ausflüchten gehört, die man dahin machen kann. Diese Inseln mögen in der That reizend für einen Venetianer seyn, der in seiner auf dem Meere schwimmenden Stadt keinen Baum, kein Gewächse, kein Stückgen Erde, und außer Hunden und Katzen, nie ein vierfüßiges Thier sieht. Wir andern aber finden wenig anzügliches auf diesen Inseln, die ebenfalls sehr bebaut sind, deren unbebaute Seite aber größtentheils, wie die Seeküste in Holland, aus Sandhügeln besteht, gegen welche das Meer ohne Unterlaß sich schlägt, und gegen

die es oft so sehr den Sieg gewinnt, daß alle Gassen von Venedig zwey, vier und selbst sechs Schuh unter Wasser stehen. Eben darum macht man auf den Inseln Palestrina und Lido jenes kostbare Werk, durch welches man sich in Zukunft gegen alle Anfälle des Meeres zu sichern hofft, und wovon ich sogleich mehr sagen werde. Der Theil der Inseln, welcher nicht aus Sand besteht, und nicht mit Häusern bedeckt ist, hat einige Küchengärten, welche den Markt von Venedig versorgen und einige magere Grasplätze, auf welchen etwas weniges Vieh unter Leichensteinen weidet.

Dieß ist ein Strich Landes auf der Insel Lido, wo die Juden, die zu Venedig sehr zahlreich sind, ihre Begräbnißstätte haben, die sich von einem offenen Gemeinplatze oder Anger nur dadurch unterscheidet, daß da unzählige Grabsteine mit Hebräischen Aufschriften liegen, alle horizontal und so niedrig, daß viele derselben halb mit Erde bedeckt sind. — Nicht weit davon, ebenfalls in offenem Felde, liegen die Engländer. Dieses Volck hat hier keine Colonie, so daß die Leichensteine, die ich

sahe, größtentheils den englischen Ministern und Consuls und einigen zufälligen Reisenden gehörten, die hier ihr Grab fanden.

Auf der Insel Lido ist eine kleine Caserne, in der eine geringe Zahl Soldaten wohnt. Sie kommen aus dem Venetianischen Dalmatien, und tragen die Kleidung ihres Landes, welche der Ungarischen nicht unähnlich ist und ganz und gar nicht wie eine Montur aussieht. An der Brust tragen sie einen kurzen Dolch.

Die Glasfabricken auf der Insel Murano sind noch immer beträchtlich. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß die großen Englischen und Pariser Spiegel getrieben werden; hier aber bläßt man sie. Man kann sie also natürlich nicht so groß machen, und doch sahe ich mit Erstaunen, wie man sie zu einem sehr ansehnlichen Umfange bringt.

Die Insel Palestrina, welche viele Meilen lang ist, ist nebst der Insel Lido das große Bollwerk, welches Venedig gegen das Adriatische Meer sichert. Wir fuhren an den Ort, welcher Chiozza gegen über ist, und den man

zwanzig Meilen von Venedig rechnet. Hier ist das größte Werk, das ich je von Menschenhänden gesehen habe! nicht mehr und nicht weniger, als ein in drey Etagen gemauertes Pollwerk gegen die Wellen des Adriatischen Meeres. Das Werk ist schon fünf Meilen lang und soll, wenn es je zu Stande kommt, 18 Meilen lang werden. Es ist ganz von großen Quadratsteinen gebaut, von jenem Marmor, den man ein Paar hundert Meilen weit aus Istrien hohlt. Alle diese Steine sind durch Puzzolana mit einander verbunden, d. h. durch jenen Mördel, den man aus einem besondern Sande macht, von dem ich Ihnen zu Rom und Neapel geschrieben. Seine Eigenschaft ist, daß er sich nicht nur unter dem Wasser erhält, sondern auch fester wird, als der härteste Stein. Man schätzt diese Puzzolana so sehr, daß die Engländer, für ähnliche Arbeiten, solchen Sand aus Italien geholt haben. — Dieses Pollwerk soll denn die Lagunen gegen alle Anfälle des Meeres sichern und zugleich auch verhindern, daß der Scirocco-Wind nicht eine so ungeheure Masse von Wasser nach Ve-

nedig treibe, daß es, wie es bisweilen im Winter geschieht, mehrere Schuh hoch in den Gassen läuft.

Die See war sehr stürmisch; und gleichwohl fuhren wir an die 40 Meilen in den Lagunen in einem Fahrzeuge mit flachem Boden ohne die geringste Unbequemlichkeit oder Gefahr umher. An vielen Orten haben die Lagunen nicht 2 Schuh Tiefe, und an andern zeigt sich, zur Zeit der Ebbe, Land. Die Stadt Venedig liegt denn vom festen Lande und von den Inseln, welche die Lagunen vom Meere trennen, ohngefähr gleich weit entfernt, d. h. zwischen Osten und Westen fünf, sechs bis sieben Meilen; von Norden und Süden aber ist die Stadt zwanzig und mehrere Meilen vom festen Lande entfernt.

Geld-Sorten und kostbarer Aufenthalt für Fremde zu Venedig.

So oft ich ein Goldstück zu Padua wechseln ließ, bekam ich deutsche Conventions-Thaler, und als ich hier zu Ve-

nedig Geld bezog, sagte mir der Banquier, daß ich alles in diesen Species-Thalern nehmen oder für jede Zechine 35. Soldi Agio bezahlen müßte. Von sechs solchen Thalern sind gewöhnlich drey Bayrisch, zwey Oesterreichisch und einer Sächsisch. Wie so viel Geld aus Sachsen hieher gekommen ist, kann ich nicht ganz begreifen. *) Diese Conventions-Thaler gehen zu Venedig für 10. Lire. Die Scheidemünze, welche Venetianisches Gepräge ist, besteht aus Stücken von 5. 10. 15. 30. und 80. Soldi. Zwanzig Soldi machen eine Lira, welche ohngefähr so viel ist als ein Römischer Paolo.

*) A propos von Sachsen: Mitten in den Apenninischen Gebürgen bemerkte ich einmahl eine kleine elende Schenke, deren Zeichen das Sächsische Wappen war. — Unser Wirth zu Neapel war auch ein Sachse. Als wir dort waren, war er ein Galeerensclave und zwar schon zum zweytenmahle. Allein er hat Vermögen, läßt die Arbeit durch einen andern verrichten, bezahlt die Aufseher für das Geheimniß und zeigt sich in der Stadt ohne Scheu.

Nachdem ich Sie mit dem hiesigen Gelde bekannt gemacht habe, will ich Ihnen doch etwas von unserm täglichen Aufwande sagen. Unsere Wohnung, welche nicht weniger als prächtig ist, bezahlen wir täglich mit 33. Lire; das Frühstück mit 6., die Mittagsmahlzeit mit 20. ohne Getränke und die Gondel anfangs mit 12. und nun, da wir der Himmelfahrt näher kommen, mit 16. und 4. Lire noch obendrein, so oft wir sie bis nach Mitternacht behalten. Und hier ist noch kein Abendeßen, kein Caffee, kein Wein, keine Lichter und so mancherley Kleinigkeiten nicht gerechnet. Kurz, unser täglicher Aufwand beläuft sich auf 15. Thaler. Und mit dem allen ist alles ungleich schlechter, als z. B. zu Rom.

Nun ist es freylich wohl natürlich; daß alles in einer Stadt theuer seyn muß, deren Häußer, Gassen und Plätze auf hölzerne, ins Meer getriebene Pfähle gebaut ist, und wo man folglich alles und alles kaufen muß, selbst das Wasser zum Trinken und Waschen, welches man entweder in Cisternen sammelt, oder vom festem Lande herüber bringt; allein,

die Eigenthümer der öffentlichrn Häuser sagen Ihnen noch überdieß, daß diese Jahreszeit die einzige ist, in der sie Geld von Fremden gewinnen können, und daß sie selbst in dieser Zeit alles theuer bezahlen müßen. Der gewöhnliche Wein ist auch sehr schlecht, und die ausländischen Weine, die oft nicht viel beßer sind, bezahlen wir die Flasche mit 8. 9. und 10. Lire. Das Englische Bier gilt 5. Lire, wovon unter fünf Flaschen höchstens drey gut sind.

Der Markusplatz. — Himmelfahrts-Messe.

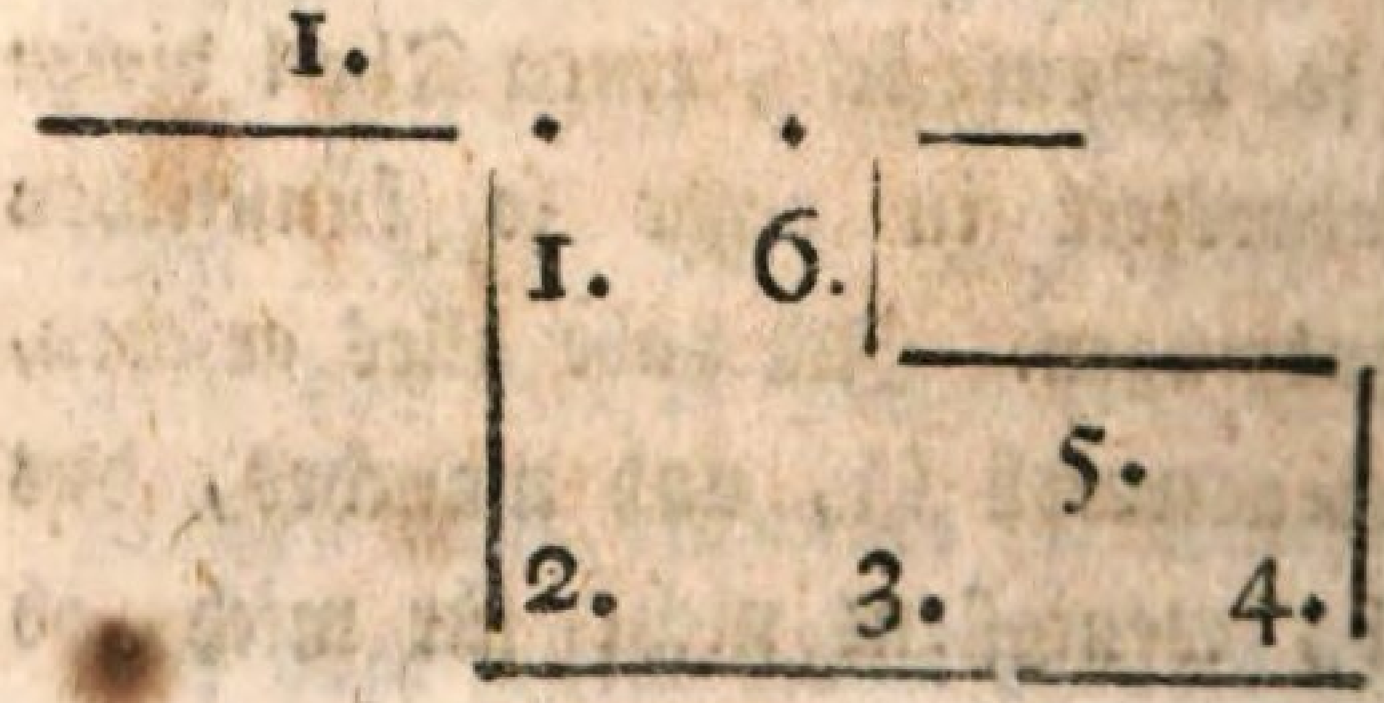
den 27. May.

Wenn ich des Morgens aufstehe und aus meinem Fenster einen heitern blauen Himmel und die Sonne auf dem großen Canale glittern sehe, so bedaure ich, einen Theil dieser schönen Jahreszeit in einer so künstlichen Existenz zuzubringen. Ich habe alles gesehen, was hier sehenswerth ist, und manches, das es nicht ist, wenigstens nicht für mich, ob

es schon für einen seyn möchte, der seine Reise durch Italien mit dieser Stadt anfängt. Wir sind der Kirchen, der Palläste und der öffentlichen Gebäude müde, die zwar prächtig genannt werden mögen, die sich aber weder durch eine gute Architektur, noch durch einen reinen Geschmack auszeichnen. Wir haben also nichts zu thun, als die ewige Wanderschaft auf dem Markus-Platze zu wiederhohlen, wo wir täglich zweymal frische Luft schöpfen, und die wenige Bewegung uns geben, die ein von Menschen so gedrängter Ort zuläßt.

Um Ihnen eine deutliche Vorstellung von der Gestalt dieses Platzes zu geben, will ich ihn mit Linien bezeichnen:

Der große Canal.



Die Linien 1. 1. enthalten den Herzoglichen Pallast, dessen Ansicht man zwar auf dem Platze sieht, dessen ungeheurer Umfang aber ganz außer demselben liegt.

Die Linie 2. ist die berühmte, prächtige reiche aber keinesweges schöne Markuskirche.

Die Linie 3. enthält nichts als Casini; der untere Theil besteht größtentheils aus Caffeehäusern und Läden.

Die Linie 4. enthält abermals Casini, mit einer Kirche in der Mitte.

In der Linie 5. sind die Häuser der Procuratori di S. Marco, welche sonst hier wohnen mußten, jetzt aber nicht mehr dazu genöthiget sind, so daß der und jener das seinige vermiethet. Der untere Theil ist fast ganz mit Caffeehäusern angefüllt, die, so wie alle andere, dunkel sind, weil die Arkaden, die den Platz umgeben, ihnen das Licht benehmen.

In der Linie 6. ist die öffentliche Bibliothek nebst einigen andern Dingen. Aus dem, was ich bisher gesagt, sehen Sie, daß es auf dem ganzen Markusplatze keine Privatgebäude giebt.

Da wo der Platz gegen das Wasser offen ist, finden Sie zwey Puncte: dieß sind jene großen Säulen von orientalischem Granit, an welchen die öffentlichen Hinrichtungen geschehen.

Dieß alles ist die gewöhnliche Ansicht des Markusplatzes; aber seit acht Tagen hat er ein ganz anderes Ansehen bekommen, weil man ihn für die Himmelfahrtsmesse vorbereitet hat. Er ist ganz mit Kaufmannsbuden gefüllt, die aber nicht ein jeder willkührlich oder unregelmäßig dahin setzt! Diese Buden gehören der Regierung, und machen alle ein einziges Ganzes aus, regelmäßig gezeichnet und in einer guten Architektur, die der Gestalt des Platzes angepaßt ist. Sie sind von Holz, und alle auf die nähmliche Art angestrichen, haben Arcaden und oben eine Balustrade, auf welcher Urnen und Statuen stehen. Ich habe, für ein Ding dieser Art, nie etwas artigeres gesehen. Jedes Handwerk, jede Kunst muß einen aus seinem Mittel stellen, der einen dieser Läden oder Buden mit dem besten, was er hat, füllt. Es ist also eine kleine Welt, in der der Käufer alles

in einem schmalen Raume beysammen findet. Alles das jedoch versteht sich nur von einem Theile des Platzes. Die Seite, die gegen das Wasser zu offen ist, bleibt unbesetzt.—

Die Vermählung des Doge mit dem Meere, um derentwillen wir wenigstens acht Tage länger geblieben sind, und von der ich am Ende wenig Genugthuung erwarte, wurde auf ein paar Tage weiter hinausgesetzt, weil am Himmelfahrstage ein wenig Wind war. Der Doge muß, um sich mit dem Adriatischen Meere zu vermählen, natürlich zu seiner Braut fahren, die er in den Lagunen nicht findet. Der Gebrauch ist, daß er in den Hafen Malamocco geht, welcher etliche Meilen von hier ist, und denn etwan 200 Schritte in das Meer hinausführt; der Bucentoro aber ist nicht wie ein Seeschiff gebaut, sondern hat einen ganz flachen Boden, ist also nur für die Lagunen gemacht, und darf sich nur denn ins Meer wagen, wenn es ganz stille ist.

Was ich inzwischen gesehen habe, ist die Messe auf dem Markusplatze, die am Himmelfahrtstage zum erstenmahle in ihrer ganzen

Fülle und Herrlichkeit zu sehen war. So artig auch die ganze Einrichtung des Platzes zu dieser Messe an sich selbst ist, so hätte ich mir doch nicht vorgestellt, daß es ein so gar schönes Schauspiel machen könnte, wenn des Abends alle diese Buden und Arkaden beleuchtet sind. Auch in der Art, wie man diese Läden ziert und auslegt, ist überaus viel Geschmack. Kurz es ist das artigste Schauspiel dieser Art, das ich je gesehen habe. Der Platz war so gedrängt voll, daß man mit Mühe und nur äußerst langsam sich bewegen konnte. Die halbe Stadt schien hier versammelt zu seyn, so daß der Platz ohngefähr das war, was den Londonern ihr Ranelagh ist; aber daß man viel verkaufte, hab' ich nicht gesehen. In der That, diese ganze Messe scheint wenig mehr, als ein schönes Schauspiel zu seyn, und man sagt mir, daß diejenigen Ladenkrämer, auf welche die Obliegenheit fällt, einen Laden hier mit Waaren zu füllen, bisweilen einem andern, der mit den nähmlichen Artickeln handelt, eine Summe Geldes geben, um nichts damit zu thun zu haben, ohngefähr, wie einer einen Soldaten stellt,

damit er selbst nicht genöthiget sey, in den Dienst zu gehen.

Lebensart der Venetianer und Belustigungen auf dem Markusplatze, als Casini, Caffeehäuser u. s. w. — Schauspiel — Dominos und Masken.

Ob ich schon unsern Aufenthalt in Venedig zu lang finde, so muß ich doch gestehen, daß diese Stadt in gewissen Dingen äuserst interessant und von allen andern Städten, die ich je gesehen habe, in vielen wesentlichen Puncten unterschieden ist.

Man sagt immer, daß alle Hauptstädte von Europa sich gleichen, und in gar vielen Dingen ist die Bemerkung richtig; allein die Lage, der Bau und die ganze Existenz von Venedig, ist von allen andern Orten verschieden und selbst diejenigen, die Amsterdam gesehen haben, können sich doch von Venedig nur einen unvollkommenen Begriff machen.

Am allermeisten aber muß dem Fremden die hiesige Lebensart auffallen, und es ist

allerdings wahr, daß der Venetianer eb n so sehr, wo nicht mehr, in der Nacht lebt, als am Tage. Zu London und Dublin macht man auch gewissermaßen Nacht aus Tag, allein doch nicht wie hier: und dann ist das dort hauptsächlich auf die Reichen und Großen eingeschränkt. Die Engländer und Irländer von einer gewissen Mode leben viel in der Nacht und schlafen am Tage, weil sie spät zu Mittage speisen, spät zu Bette gehen und so auch spät aufstehen. Zu Venedig hingegen speißen selbst die Leute vom höchsten Range um zwey, höchstens um drey Uhr zu Mittage; und früh zwischen acht und neun Uhr versammelt sich der Adel im Senat, oder in den verschiedenen Kammern und Tribunälen, aus denen die Regierung des Landes besteht. Man sollte also erwarten, daß man hier, wie zu Paris, zu Rom, zu Amsterdam ꝛc. lebe; allein es ist die Zeit des Vergnügens und des gesellschaftlichen Lebens, die man hier so sonderbar vertheilt.

Lord *** und ich, waren an einige der ersten Familien hier empfohlen, und wir fanden einen Empfang, der höflicher und verbind-

licher war, als wir in irgend einer Stadt Italiens erhalten hatten. Aber kein Venetianer giebt Ihnen leicht ein Mittags- oder Abendessen; das Geschäfte der Mahlzeiten scheint hier gar nicht zum gesellschaftlichen Genusse zu gehören. Auch ladet er sie nicht zu einer Assemblee in sein Haus ein; denn er empfängt in seinem Hause wenig oder keine Gesellschaft. Was that man also für uns? Einer dieser Senatoren erwiederte unsern Besuch am nähmlichen Tage, an welchem wir ihn gemacht hatten und gab uns um Mitternacht eine Rendezvous in einem Caffeehause auf dem Markusplatze. In dieses Caffeehaus giengen wir also um Mitternacht und da fanden wir in einem elenden Zimmer seine Gemahlin (aus dem berühmten Hause der Pisani) mitten unter einer Menge von Mannspersonen, die alle weiße Mäntel anhatten, welches hier die allgemeine Tracht ist. Wir wurden ihr vorgestellt, und sie sagte: daß sie uns in ihr Casino einführen wollte; allein es war noch nicht offen. Halb ein Uhr sahe man an den Lichtern in einem Hause gegen über, da das Casino eben anfieng.

Wir fanden ein halb Dutzend großer, schöner und wohlerleuchteter Zimmer, in deren jedem Spieltische standen, in denen aber die Gesellschaft so eben erst anfieng, sich zu versammeln. Dieß war nun ein sogenanntes Casino nobile, d. h. wo kein Venetianer zugelassen wird, der nicht von dem regierenden Adel ist. Es gehört einer großen Menge von Familien, die das Haus und den Aufwand desselben gemeinschaftlich bezahlen und sich täglich, oder vielmehr nächtlich in demselben versammeln. Ein jeder der Subscribenten geht dahin nach Belieben, um ein, um zwey, um drey Uhr und bleibt, so lange es ihm gefällt. Nach fünf Uhr des Morgens hat die Sache ein Ende. Man schwatzt, man spielt, und kurz man thut, was man zu Rom in einer sogenannten Conversatione, d. h. was man in allen großen Gesellschaften in ganz Europa thut.

Ein großer Theil des Markusplatzes enthält nichts als solche Casini, wo man alle Nächte in Gesellschaft lebt, lieber als in seinem eigenen Hause, weil letzteres hier nicht gewöhnlich ist. Ein Fremder, der einmal in

ein Casino eingeführt ist, kann von dem Augenblicke an alle Nächte dahin gehen, gerade als ob er ein regelmäßiges Mitglied davon wäre. Ich weiß von Fremden, die sich in diesen Gesellschaften, wo die Damen sehr angenehm sind, überaus belustigten; allein mir sind diese späten Stunden zuwider und wenn ich bis nach Mitternacht auf dem Markusplatze umhergegangen bin, so habe ich um ein Uhr ein größeres Verlangen nach Ruhe als nach einer zahlreichen Assemblee.

Auch kommt noch hinzu, daß ich keines von den S p i e l e n kenne, die hier gewöhnlich sind. In andern Städten, wo ich mich aufgehalten habe, fand ich überall men Whist; hier sind selbst die Karten nicht die nähmlichen, die man im übrigen Europa gebraucht, und statt coeur, carreau, pique und trefle hat man hier Schwerdt, Stock, Rose und Becher. In der Schweiz hab' ich bisweilen Tarockkarten gesehen, die auf die nähmliche Art gemacht waren und die von den Französischen Karten eben so sehr verschieden sind, als jene Deutschen, mit denen die gemeinen

Leute in Sachsen und in andern deutschen Provinzen spielen. — Hohes Spiel ist zu Venedig schon seit vielen Jahren scharf verboten und in ihren gesellschaftlichen Spielen muß man, wie ich höre, sehr unglücklich seyn, um in einer Nacht 100 Thaler zu verlieren; und dieß rechnet man denn in den grosien Hauptstädten von Europa keinesweges für hohes Spiel.

Auch kann man in einem Casino Caffee, Chocolade und allerhand Erfrischungen haben, von denen der Venetianer mehr zu leben scheint, als von einer regelmäßigen Mahlzeit, welche bey ihm allemahl kurz und immer sehr mager ist.

Außer den Familien, die zu irgend einem großen Casino gehören, giebt es auch manche, die ihr eigenes Casino haben; ja, manche haben ein Zimmer in ihrem Hause, in welchem sie Gesellschaft empfangen, und denn nennt man auch dieses ein Casino. So wurden wir z. B. bey einer Dame eingeführt, deren Casino alle Abende offen ist, und wohin ein Fremder, der einmahl vorgestellt worden ist, täglich gehen kann. Dieses Casino ist nun nichts anders,

als

als ein kleines Zimmer in ihrem Hause, vermuthlich darum so klein, damit die Unterredung beständig allgemein bleiben möge, und sich nicht in mehrere Partien theile. In diesem Hause wird nicht gespielt, auch ist da kein Frauenzimmer, als die Frau vom Hause. Eine Menge Mannspersonen kommen und gehen, ohne Umstände und ohne Abschied zu nehmen. In diesem Hause gefällt es mir sehr wohl, wo das Gespräche, ohne gelehrt zu seyn, von Dingen handelt, die jeder Mann von Welt und Erziehung wissen, und also im Stande seyn sollte, seinen eigenen Antheil in der Unterredung zu tragen.

Außer den Casini giebt es auf dem Marcusplatze eine große Menge von Caffeehäusern, in welchen die Venetianer einen großen Theil ihrer Zeit zubringen, und wohin auch die Frauenzimmer, selbst die vom ersten Range gehen. Ich bin zu allen Stunden des Tages und der Nacht auf dem Markusplatze gewesen, und habe ihn nie leer gefunden, auch bemerkt, daß man zu allen Zeiten Caffee da trinkt. Eine Menge Leute leben fast ganz auf diesem Platze,

ob sie schon ihre eigenen Häuser haben: Jeder vermögende Senator hat wenigstens ein kleines Zimmer auf diesem Platze, in welchem er seine Kleidung ändert, so daß er sich nicht mehr durch diese auszeichnet.

Daß die Belustigungen, die man auf dem Markusplatze genießt oder hat, von keiner grossen Bedeutung seyn können, sehen Sie aus dem, was ich bisher darüber gesagt habe. Indessen muß es für eine Nation, die äußerst müssig zu seyn scheint, und die größtentheils in Häusern eingesperrt ist, aus denen sie den Himmel nie sehen kann, allerdings ein groser Genuß seyn, einen Theil ihrer Zeit auf einen offenen Platze zuzubringen, der von Menschen angefüllt ist, die eben so müßig sind, als sie selbst. Der Platz hat Arkaden, unter denen man auf und abgeht. Man ist also gegen Sonne und Regen gesichert, und so macht man keinen Unterschied für die Jahreszeiten. Aus diesen Arkaden öffnen sich die Thüren in die Caffeehäuser, welche beständig offen bleiben, so daß die Vorbeygehenden hineinsehen, und die, welche darinne sitzen, alle Vorbeygehenden bemerken

können. Die Bänke dieser Zimmer sind mehrentheils voll; allein mich dünkt, daß die mehresten, welche darauf sitzen, die Glückseligkeit der Götter des Epicur genießen, und daß ihre Destinition vom Vergnügen Abwesenheit vom Schmerz ist.

Diese einförmige Scene wird denn von Zeit zu Zeit gewechselt, indem ein oder zwey Sänger sich vor das weit offene Caffeehaus stellen und ihren Gesang mit irgend einem Instrumente begleiten. Oder ein Kind präsentirt sich, legt ein Tuch auf den Boden, und verrenkt sich, für ein wenig Geld, seine Glieder. An einem entlegenerem Orte ist eine Bude mit Puppen und belustiget den niedern Pöbel, der durch dieses Schauspiel, durch öffentliche Redner, Geschichterzähler und Rhapsodisten abgehalten wird, die beßern und vornehmern Arkaden zu füllen. So wie wir der Himmelfahrt näher kommen, so nehmen diese Belustigungen zu, besonders die Sänger qun Musicanten.

Auch der beßere Theil der Seele wird nicht vergeßen; denn an einem Orte, welcher

im Centrum der Arkaden ist, steht ein offener Altar, vor dem sich alle Abende eine Menge Stimmen der Frommen laut hören laßen. Ich belustige mich bisweilen damit, daß ich mich so stelle, daß ich von gewißen Tönen gleich weit entfernt bin. Und da hat denn das Gemische von geistlichem Gesange, von Violinen, Lauten, Tambours de basque etc. etc. eine höchst komische Wirkung, die aber hier keinem Menschen aufzufallen scheint. Alles das dauert denn einen großen Theil der Nacht hindurch, während daß die Läden, von denen alle Gassen, die an St. Markus stoßen, voll sind, bis späte aufbleiben und wohl beleuchtet sind.

Als wir zuerst hieher kamen, fanden wir, zu meinem Erstaunen, nicht ein einziges Schauspiel hier. Seitdem sind zweye geöffnet worden, sind aber nicht von der besten Art. Das Spiel fängt Abends um eilf Uhr an und dauert bis früh um 2 oder 3 Uhr, da denn der Venetianer noch in sein Casino geht.

Wer gewiße Kupferstiche von Venedig sieht, und die Leute da alle in Dominos und Masken gekleidet findet, umgeben mit Harlequins, Colombinen, Pantalons; hier eine buntscheckigte Menge, die einem Improvisatore zuhört, dort eine andere Truppe, die einigen tours d'adreſse ou de fore zusieht; die Lauten- und Guitarspieler; die Redner, welche dem Volke Geschichten erzählen, und andere, die ihm Dichter recitiren: so sollte man glauben, daß das ganze Leben von Venedig einer Pantomime gleiche. In der That findet man sehr viel von alle dem im Carneval und in der jetzigen Jahreszeit um die Himmelfahrt! Allein es ist am Ende doch damit wie mit so vielen andern Dingen, von denen man eine sorgfältige Abbildung macht, eben darum, weil sie ungewöhnlich sind. Als wir zuerst hieher kamen, sahe ich Niemanden in einem Domino; Jedermann erschien in gewöhnlicher Kleidung, nur mit dem Unterschiede, daß es hier für Mannspersonen sehr gewöhnlich ist, einen weißseidenen Mantel über ihre Kleidung zu tragen. Auf dem

Markusplatze hab' ich seitdem einige wenige Dominos gesehen, und einige andere in der Opera. Die Maske ist in dieser Jahreszeit wegen der Hitze beschwerlich, und ich habe schlechterdings noch Niemanden gesehen, der sie auf dem Gesichte getragen hätte. Man steckt sie in eine der drey Ecken seines Huts, gerade so, wie wir einen Degen tragen — nicht, um uns damit zu schlagen, sondern weil er ein nothwendiges Zubehör des habit de ville ist. Im Winter, besonders wenn es kalt ist, kann eine Maske sehr angenehm seyn, und das Domino, welches immer schwarz ist, ist eine sehr gute Kleidung für diese Jahreszeit; so unbequem und warm sie auch in der gegenwärtigen seyn muß. Uebrigens fällt es Niemanden ein, daß er dadurch, daß er eine Maske und ein Domino trägt, sich unkenntlich mache.

Aeußere Gleichheit der Stände und Ruhe zu Venedig. – Geheime Macht der Regierung. – Boote des Zollhauses.

Alle wohlgekleidete Menschen sehen hier einander so ähnlich, daß ich schlechterdings keinen Unterschied zwischen dem Adel und dem Bürger zu finden weiß. Die verschiedenen Glieder der Regierung tragen zwar lange schwarze Roben und ungeheure Perücken, wenn sie ihre Sitzungen halten, allein so bald ihre Geschäfte vorüber sind, legen sie diese Kleidung ab.

Eben so ist es auch mit den Frauenzimmern, die hier weniger auf Kleidung zu sehen scheinen, als in irgend einer großen Stadt, in der ich je gewesen bin. An vielen bemerkte ich noch immer die Gewohnheit, die so manchem Reisenden lange vor mir aufgefallen ist, nähmlich sich das Gesicht und die Brust leicht zu pudern, welches den ohnehin schon sehr blassen Venetianerinnen ein sehr Gespensterartiges Ansehen giebt. Indeßen ist diese

Gewohnheit nicht mehr allgemein und viele reiben sich den Puder von ihrem Gesichte und bedienen sich der rothen Schminke, wie die Französinnen.

Die Gleichheit, die man zu Venedig in der Kleidung bemerkt, erstreckt sich auch auf eine Menge anderer Dinge, und wenn ich nicht gewiß vom Gegentheile versichert wäre, so würde ich sagen, daß von allen großen Städten, die ich gesehen habe, Venedig diejenige ist, wo am allermeisten Gleichheit herrscht. Die Gondel eines wohlhabenden Ladenkrämers und Handwerkers sieht gerade so aus wie die des Senators, und diese wie alle andere, so wie ich sie Ihnen schon weiter oben beschrieben habe.

Die Livree ist hier sehr ungewöhnlich, und viele Familien geben nicht einmal ihren Gondeliers die Farbe ihres Wappens, sondern irgend eine Fantasiekleidung, kurze Westen und höchst einfach. Gold und Silber auf der Livree ist Niemanden erlaubt als dem Doge und Ausländern.

Anmerken muß ich hier, daß man den Doge oder Herzog nur so lange als einen Fürsten betrachtet, so lange er in seinen Roben ist, d. h. so lange er im Senate oder in einem Tribunale wirklich sitzt. Sobald dieß zu Ende ist, legt er seine Roben ab, zieht den gewöhnlichen weisen Mantel an, und geht in den Gassen gerade wie jeder andere Bürger, ohne einen Bedienten und ohne alle Begleitung. Wenn Sie ihm auf dem Markusplatze oder auf einer Gasse begegnen, so sehen Sie keinen Unterschied zwischen ihm und seinem Schneider, oder irgend einem andern anständig gekleideten Handwerker.

So wie in der Simplicität der Kleider zu Venedig kein Unterschied ist, so finden Sie auch keinen Unterschied gewisser Stände. In der ganzen Stadt ist keine Schildwache zu sehen, und so möchte ich auch beynahe sagen, keine Soldaten; denn ich kann kaum die wenigen so nennen, die man hin und wieder, und selten und allemahl einzeln sieht und die am Ende nur blos von ohngefähr hier zu seyn scheinen. Ich glaube nicht, daß ich die ganze Zeit über, die ich zu Venedig zugebracht, ihrer zehen gesehen

habe. Sie können den ganzen Pallast des Doge durchwandern und bis an seine eigene Wohnung kommen, ohne irgend eine Wache oder einen Livreebedienten anzutreffen. Sie gehen aus einer Gallerie in die andere, und aus einem Vorsal in den andern, ohne daß Jemand Sie anhält, oder Sie fragt, was Sie da wollen.

Sie wissen, daß in diesem Herzoglichen Pallaste die Wohnung des Fürsten nur einen sehr kleinen Theil einnimmt, und daß hier alle Tribunäle und alle Kammern der ganzen Regierung beysammen sind. Alle diese Säle kann man sehen, wenn keine Sitzungen gehalten werden, und den großen Rath kann man selbst denn sehen, wenn er sitzt, so wie auch den Gerichtshof, wo die Advokaten plaidiren. Alle diese Säle sind wegen der vielen und großen Gemählde sehenswerth, in denen man so recht die Venetianische Schule studieren kann.

Wenn man auf dem Markusplatze oder in den engen Gassen von Venedig unter der ungeheuern Menge von Menschen sich umherwindet und drängt und stößt, so muß man über die Ruhe und über den sanften und friedlichen

Charackter eines Volks erstaunen, das, dem Anscheine nach, weder von Soldaten noch Häschern, noch von irgend einer öffentlichen Gewalt in Ordnung gehalten wird. Niemand scheint sich beleidiget zu finden, daß andere im Gedränge an ihn stoßen; fast nie höre ich einen Zank und der Gebrauch des Stiletto, den man fast in ganz Italien so wohl kennt, ist hier höchst ungewöhnlich. Sehr selten wird Jemand ermordet, während daß zu Rom, wo man fast in jeder Gasse ein Piquet von vier Soldaten patroulliren sieht, ohne Unterlaß Mordthaten begangen werden. Aber die hiesige Regierung ist eine Macht, die dadurch, daß sie unsichtbar ist, nur eine desto stärkere Wirkung hat.

Jederman glaubt an diese geheime Macht, die denn am Ende doch hauptsächlich in der grossen Aufmerksamkeit bestehen muß, die die Regierung auf alles hat, was in der Stadt vorgeht. Jedermann steht in dem Gedanken, daß die Regierung alles wisse, was er thut, und daß sie ihn finden könne, er sey, wo er wolle.

Manche behaupten, daß der Staat in allen Theilen der Stadt eine gewisse Zahl von Menschen halte, die ihm zugethan seyen und auf deren Thätigkeit er rechnen könne, sobald die Umstände es verlangen. Die vielen Arbeiter im Zuchthause sollen auch der Regierung bey allen Vorfällen zu Diensten stehen und von dem zahlreichen Körper der Gondoliers wird auch gesagt, daß man auf sie rechnen könne.

Daß man von der Venetianischen Regierung auf keine Art sprechen dürfe, scheint auch eine Behauptung zu seyn, die zu allgemein und unbestimmt ist. Ich habe zu Venedig und von Venetianern mehrere Mahle darüber reden hören und mit einigen Senatoren selbst darüber gesprochen. Unter andern hatte ich einmal eine lange Unterredung über den Rath der Dreyer (oder die Staatsinquisition) und das mit einem Manne, der von beyden Mitglied gewesen war. Er versicherte mich, daß man für beyde Körper Männer von einem sanften Charackter wähle und daß Austerität und unerbittliche Strenge nichts weniger als eine Ei-

genschaft wären, die man in den zu wählenden Mitgliedern suche. Eben so wenig scheint auch ein hohes Alter dazu erforderlich zu seyn. „Ich selbst, sagte er: bin Mitglied von beyden gewesen, und ich bin noch jetzt nicht vierzig Jahre.“

Vor den Löwenköpfen, die man in allen Theilen des Herzoglichen Pallastes sieht, scheint man sich auch nicht eben sehr zu fürchten; auch sind sie nicht sowohl gegen den Unterthan, als gegen die Regenten gerichtet. Freylich kann man gegen Jedermann eine Anklage hineinwerfen; allein eigentlich sind sie gegen die verschiedenen Kammern der Regierung, gegen üble Verwaltung der Cassen, gegen die auswärtigen Gouverneurs ꝛc. Diese Löwenköpfe sind eine Art von Masken in den Mauern und über einem jedem steht geschrieben, welche Verbrechen man eigentlich hier anklagen kann.

Sie wissen, daß das adriatische Meer eine merkliche Ebbe und Fluth hat, während daß im mittelländischen man sie kaum gewahr wird. Zu Genua und Neapel konnte

ich nie bemerken, daß der Unterschied zwischen der höchsten Ebbe und Fluth einen Schuh betrüge; hier hingegen, im großen Canale, fand ich durch gewisse Zeichen, die ich mir an den Stufen unsers Hauses machte, vier Schuh.

Ehe ich den Artickel von Venedig entlasse, will ich noch einer Beschwerde erwähnen, die den Reisenden beunruhigen kann, wenn er nicht darüber unterrichtet ist. Das Zollhaus zu Venedig hält eine Menge kleine Boote, die ohne Unterlaß in den Lagunen umherkreutzen. So wie sie die Barke eines Fremden gewahr werden, machen sie Jagd darauf und sagen: sie wollen visitiren. Bisweilen wird man von vier, fünf und sechs dieser Gondeln angehalten. Jemand hatte mir gerathen, gleich aus der ersten einen Zollbedienten einzunehmen und ihm bey unsrer Ankunft zu Venedig etwas zu geben. Dazu ließ sich denn auch einer sehr willig finden; aber gewonnen hatten wir dadurch nichts! Denn die Boote, die nachher auf uns stießen, verlangten auch Geld, worauf es allein abgesehen ist.

Ich verwieß sie an unsern Zollbedienten, der sich aber dabey so ruhig verhielt, daß es gerade das Nämliche gewesen wäre, wenn wir ihn nicht gehabt hätten. Ich sagte ihnen endlich, sie sollten denn visitiren; aber keiner wollte das. Als wir von Venedig zurückfuhren, war es die nämliche Geschichte. Dießmal nahmen wir Niemanden ein, gaben auch Niemanden etwas, sondern sagten zu allen, sie sollten nur visitiren. Wir wurden auf diese Art von jedem Boote ein Stück Weges verfolgt, ohne daß ein einziges uns visitirte. Will man der ganzen Plage noch leichter überhoben seyn, so darf man nur einem jeden ein Paar Lire geben, denn sie nehmen mit sehr wenigem vorlieb.

Zwey und zwanzigster Brief.

Reise von Venedig nach Verona.

Vicenza; die sogenannten Meisterstücke des Palladio – antikes Theater.

Juni 1794.

Am Ende sind wir doch von Venedig abgereißt, ohne die berühmte Hochzeit gesehen zu haben. Es war an dem dazu bestimmten Tage abermals ein wenig Wind, und so wurde die Feyerlichkeit noch einmal verschoben. Allein wir hielten es nicht für rathsam, acht Tage länger auf eine Herrlichkeit zu warten, von der

ich

ich mir am Ende sehr wenig versprach, wie denn Dinge dieser Art fast niemahls der Erwartung entsprechen. Wir verließen also Venedig den zweyten Juni, und ich kann Ihnen nicht sagen, lieber Freund, wie wohlthätig mir es war, als ich wieder das feste Land, Felder, Bäume und grüne Wiesen sah! Auch war mir die Bewegung des Fahrzeugs, das wider den Strom giengt viel zu langsam; ich stieg aus, ehe wir noch den halben Weg gemacht hatten, gieng zu Fuße, sahe mich bisweilen um, und fand, daß das Boot nicht folgte. Kurz ich machte 11 Meilen, und kam zu Fuße in Padua an.

Den dritten Juni früh giengen wir nach Vicenza, wo sechs Stunden mehr als hinreichend sind, die Stadt und die Gegend umher zu sehen. Sie wissen, daß dieß die eigentliche Stadt ist, in der man die sogenannten Meisterstücke von Palladio sehen muß. In der That giebt es keinen Ort in Europa, der so viele Palläste, Kirchen und andere öffentliche Gebäude von diesem Künstler aufzuweisen hat, welcher hier eigentlich zu Hause war, und seine Landsleute zu einer großen Menge prächtiger

Gebäude verleitete. In der That muß es einem jeden Reisenden nicht wenig auffallen, in einer Provinzialstadt so viele Privatgebäude zu finden, die alle ihre Ansprüche auf Architektur haben, oder im eigentlichen Verstande das sind, was man gewöhnlich Palläste nennt. Allein Meisterstücke der Baukunst giebt es für den, der die Altgriechische Baukunst zum Maasstabe der Vollkommenheit nimmt, wohl nur sehr wenige darunter, und ich muß gestehen, daß ich Palladio, den ich sonst nur auf dem Papiere kannte, weit weniger bewundere, seitdem ich die wirklichen Ausführungen gesehen habe. Palladio hat großes Verdienst; aber er wich fast ganz von der griechischen Einfalt und Größe ab; und die mehresten seiner Gebäude sind schwer und mit Zierrathen überladen. Einige seiner besten Werke zu Venedig würden sehr schön seyn, wenn sie weniger gekostet hätten, d. h. wenn man einen Theil des Ueberflusses davon abnehmen könnte. Sehr schön ist indessen der Pallast Coruaro zu Venedig und einige Kirchen.

Die Lage von Vicenza ist schön, und von einem Kloster mit einer berühmten Kapelle hat man eine herrliche Aussicht. Ein kostbarer bedeckter Gang führt von der Stadt über den Hügel bis an dieses Kloster, ohngefähr wie der Gang bey Bologna, den ich Ihnen zu seiner Zeit beschrieben habe.

Die Einwohner von Vicenza ließen sich von Palladio unter andern auch ein antikes Theater bauen, und spielten darauf die Stücke der griechischen Tragiker. Aber dieß war im 16ten Jahrhunderte! Die heutigen Vicentiner scheinen sich wenig ums Griechische zu bekümmern, und das Theater wird nur für Fremde geöffnet, die, wie ich, einen vollkommenen Begriff von einem alten Theater durch Anschauung eines, das vollkommen ganz ist, zu erwecken suchen. Dem Palladio gereicht es immer zur Ehre, daß er ein solches Gebäude aufführen und richtig und classisch bauen konnte, ob er schon kein Modell vor sich hatte, denn die alten Theater, die ich zu Pompeii gesehen, lagen damahls noch im Schutte vergraben.

Verona: Brücke – das Amphitheater – Maffei's Antiquitäten-Sammlung – Ein Graf ist ein Lehnbedienter.

Den 4ten Juni früh kamen wir nach Verona, durch ein Land, das, wie die ganze Strecke von Padua bis Verona, äußerst reich und fruchtbar ist. Man bleibt beständig auf der Ebene, hat aber schöne Aussichten in die Venetianischen Alpen. Hier fand ich die Landleute schon hin und wieder in der Kornärndte, welches mir nicht so sehr auffiel, als acht Tage nachher, da ich in einigen Theilen von Tyrol die nähmliche Kornart in Blüthe fand, welche ich eine Woche früher bey Verona hatte mähen sehen.

Die Provinz Verona trägt mehr Getreide, Reiß und Türkisches Korn, als sie bedarf; auch hat sie an allen Früchten einen Ueberfluß; allein ihr größter Reichthum besteht in der Seiden-Aerndte, welche dieses Jahr äusserst beträchtlich ist und noch immer dauert, indem ein Wurm sich viel früher einspinnt, als

der andere; ja während daß man schon viele Seide abgewunden hat, muß man andere Würmer noch immer füttern: wofür denn das ganze Land mit Maulbeerbäumen bedeckt ist. Auf dem ganzen Wege von Venedig bis ins Tyrol, besonders aber in der Gegend um Verona, sahe ich überall aufgehaspelte Seide, und Leute mit dem Abwinden beschäfftiget. Ja man erbaut viele Seide weit ins Tyrol hinein und in der Nachbarschaft von Bergen die mit Schnee bedeckt sind.

Verona ist, so wie Vicenza, eine große und ansehnliche Stadt, und man rechnet hier über 50,000 Seelen; allein so wie in jener, so scheint auch hier alles im Stecken zu seyn und in Unthätigkeit bergab zu gehen. Noch sieht man in Menge die schönen und weitläuftigen Palläste der Großen, die in bessern Zeiten gebaut wurden; aber die neuern Häuser, die man fast in jeder Englischen Provinzialstadt sieht, die Gebäude für Fabriken, für Kaufleute und reiche Krämer sucht man hier vergebens.

Unter andern Merkwürdigkeiten hat Verona eine sonderbare Brücke, die schon im

15ten Jahrhundert von einem seiner damahligen Fürsten, einem Scaliger, erbaut worden ist. Sie hat drey ungleiche Bogen, deren einer äußerst ellyptisch ist und über 140 Schuh hat. Der berühmte Realto zu Venedig hat nicht ganz hundert.

Das wichtigste, das man zu Verona zu sehen hat, ist, wie Sie wissen, das Amphitheater, welches das einzige in der Welt ist, dessen innerer Theil ganz und vollkommen ist. Hier wurden mir zuerst mehrere Dinge klar, die ich in den andern Amphitheatern, selbst in dem Römischen, nie ganz verstanden hatte. Hier sieht man die arena und alle Sitze, und was noch mehr ist, die Art, wie man ein- und ausgieng. Indessen müssen Sie sich nicht vorstellen, daß alle diese Sitze und Treppen die identischen sind, auf welchen die alten Römer saßen oder giengen. Nein! der hiesige Rath hält das Ganze in gehörigem Stande, läßt es öfters ausbessern, und hat es so schon längst ausbessern laßen, daß von den alten Sitzen vielleicht wenig mehr übrig ist, ob man schon mit einiger

Wahrheit sagen kann, daß es noch immer die alten sind. Der ganze äußerste Theil dieses Gebäudes ist schon längst zerstört und von der äußersten Ringmauer existirt nur noch ein sehr kleiner Theil. Die zweyte Ringmauer steht so ziemlich ganz und hat 72. Thore, von denen aber die mehresten verstopft sind, weil man sie für Läden, Waarenlager und Häuser vermiethet hat. Der ganze Umfang dieses Gebäudes war nicht ganz 2000. Schuhe, folglich weit kleiner, als das Römische, welches über 100,000. Menschen gehalten haben soll, während daß das hiesige, nach Maffei's Berechnung, nicht 30,000. hielt. Indessen versichert man mich, daß zu der Zeit, als Kayser Joseph II. dieses Amphitheater besahe, über 40,000. Menschen auf den Sitzen sich zusammen gedrängt hatten.

Die Antiquitäten-Sammlung des Marchese Maffei mag interessant genug für diejenigen seyn, die so eben aus dem Norden in Italien ankommen; wer aber aus Italien kommt, findet sie wenig beträchtlich, so wie ohngefähr alle Kunst- und Antiken-

Sammlungen, die die Lombardey aufzuweisen hat, Bologna ausgenommen, wegen seiner eigenen Schule. Genug, das auf der andern Seite der Apenninen liegt, gehört nicht in die Lombardey. Ueberhaupt lernt man im eigentlichen Italien die mehresten Kunstsammlungen verachten, die sich außer demselben finden. Fünf Statuen auf dem hiesigen Rathhause beweisen, daß diese Stadt dankbar für den Ruhm ist, den ihre ehemahligen Bürger ihr erworben haben. Catullus, der ältere Plinius, Cornelius Nepos, Vitruvius und Aemilius Macer waren alle von Verona oder aus der Nachbarschaft. Ich kenne keine Römische Provinzialstadt, besonders in so großer Ferne von Rom, die so berühmte Schriftsteller hervorgebracht habe. Auch des Marchese Maffei gedenkt man mit vieler Dankbarkeit, und eine hiesige Gesellschaft ließ ihm schon bey seinen Lebzeiten ein marmornes Brustbild errichten.

Wir verlangten zu Verona einen Lehnbedienten und erhielten einen Grafen aus dem alten Hause Bevilaqua. Zwar nennt er sich

einen Cicerone, macht aber nicht die geringste Einwendung, die mehresten Dienste zu thun, die man von einem Lehnbedienten erwartet. Schon sein Vater, der alle sein Vermögen verzehrte, fieng dieses Gewerbe an, und der gegenwärtige Graf setzt es fort. In seinem Tone und ganzen Betragen hat er gerade jenen Punct getroffen, der sich für seine Geburt und für seine unglückliche Lage schickt. Er hat alle Bescheidenheit, die man von einem Lehnbedienten wünschen kann, und allen Anstand eines unglücklichen Mannes von Geburt. Es ist unmöglich, sich nicht für ihn zu interessiren. Auch ist er sehr wohl von den Engländern gekannt, die ihn gewöhnlich mit Engländischer Freygebigkeit bezahlen. In England würde ein solcher Mann sehr unglücklich seyn; aber in diesen Ländern hier geht Geburt über Alles und ich bemerkte, daß die gemeinen Leute von Verona, die ihn durchaus zu kennen scheinen, ihm mit Achtung begegneten; alle Augenblicke hörte ich ihn in der dortigen Landsprache Sier Conte nennen. Von ihm erfuhr ich, daß der Graf

von Provence vor kurzem zu Verona angekommen ist, und ein Haus nicht weit vom Amphitheater genommen hat. Er reißt mit acht Herren und zwölf Bedienten.

Der See Lago di Garda. – Venetianische Posten – die Vetturini.

Den 5. Juny machten wir, von Verona aus, eine Ausflucht, um den Lago di Garda zu sehen, einen See im Venetianischen Gebiete, den viele für den schönsten in Italien halten. Man geht zwölf Meilen von Verona nach Peschiera, einer elenden, vernachläßigten Festung an diesem See, gerade an dem Orte, wo der Mincio herauskommt, der denn durch das Städtgen fließt. Allein hier zeigt sich der See nur wenig vortheilhaft und man geht 12. Meilen weiter nach Desenzano. Auf diesem ganzen Wege hat man den See zur Rechten, dessen Ufer aber an dieser Seite durchaus flach sind, und folglich wenig interessant. Aber zu Desenzano hat man eine volle Aussicht in dem See hinauf gegen Nor-

den, und hier zeigt er sich denn sehr schön, gegen Osten und Westen, von hohen Bergen eingeschlossen, über die sich noch höhere erheben, die zum Theil mit Schnee bedeckt sind. Gegen Norden wird der See enge nnd verliert sich in der Ferne in einer scheinbaren Spitze, die von den Tyroler Alpen umgeben ist.

Etwan vier Meilen von Desenzano liegt ein kleiner Ort auf einer Halbinsel, die weit in den See hineinläuft, und sehr oft zur ganzen Insel wird. Dieß war Catullus Geburtsort und hier zeigt man noch sehr ansehnliche Trümmer von weitläuftigen Gebäuden, die sein Haus ausgemacht haben sollen, und die einen hohen Begriff von seinem Reichthume geben. Man fährt von Desenzano zu Wasser dahin und erhält dadurch die schönsten Aussichten auf den See. Das Haus hatte eine vortrefliche Lage und ist vielleicht der beste Gesichtspunct, den größten Theil des Sees zu übersehen und — in seiner größten Schönheit. Die Wärme dieser Halbinsel können Sie daraus beurtheilen, daß sie fast ganz mit Oli-

venbäumen bedeckt ist: Bäume, die sonst in einem so nördlichen Striche Italiens höchst selten sind. Der ganze See, dessen Gestalt sehr unregelmäßig ist, kann nicht viel weniger als 100 Meilen im Umfange haben.

Den 6sten Juni kehrten wir nach Verona zurück und verließen noch denselben Tag das Venetianische Gebiet.

Die Venetianischen Straßen sind die schlechtesten in Italien, so wie die Post dieses Landes die theuerste ist. Während daß wir im Kirchenstaate für vier Kutschpferde und ein Reitpferd 19 Paoli die Post bezahlen, mußten wir hier 27 und einen halben Lire geben, welches ohngefähr 8 Paoli mehr ist. Und dabey muß man sich mit einem sogenannten Bolletino versehen, sonst kommt die Post noch höher. Reisende thun also wohl, sich an ihren Banquier zu Venedig zu wenden und das Bolletino sich schicken zu lassen, ehe sie noch das Land erreichen. Es ist aber dieses nichts anders als ein Befehl der Regierung an die Postmeister, Ihnen nicht mehr als 5 und $\frac{1}{2}$ Lire für jedes Postpferd abzufordern.

Die mannigfaltigen Beschwerden, denen ein Reisender, der mit der Post geht, unterworfen ist, mögen wohl Ursache seyn, daß man in keinem Lande so viel Lehnkutscher (Vetturini) auf den Straßen sieht, als in Italien. Sie gehen nicht nur von einem Ende Italiens zum andern, sondern auch oft weit nach Deutschland hinein. Zu Verona traf ich einen Lehnkutscher aus Neapel, der sehr wünschte, uns nach München zu fahren. Wir sind nur ein Paar mal auf diese Art gereißt, und waren sehr zufrieden; denn diese Lehnkutscher sind durchaus eine bessere Art von Menschen, als die Postknechte.

Wer mit einem solchen Lehnkutscher geht, bedingt sich häufig das Nachtlager und eine Mahlzeit. Ich habe nie mit Gewißheit erfahren können, was der Vetturino in den Wirthshäusern dafür bezahlt; aber man sagt mir, es sey nicht mehr als 4 oder 5 Paoli für die Person. Wenn das seine Richtigkeit hat, so ist es ein neuer Beweiß von den Betrügereyen der italienischen Gastwirthe, denn es ist uns mehreremale begegnet, daß wir ein Paar Bekann-

te, die auf diese Art reißten, in kleinen Wirthshäusern trafen. Man fragte uns denn immer, ob wir zusammen speißen wollten? und das geschahe, ob wir schon für 15 oder 20 Paoli, die Person, accordirt hatten.

Drey und zwanzigster Brief.

Reise durch Tyrol.

Trient und Brixen.

Juny 1794.

Bey Borchetto, etwa 18 oder 20 Italienische Meilen von Verona tritt man in das deutsche Gebiet ein, aber nicht in deutsches Land, denn die Sprache ist im größten Theile des Bisthums Trient Italienisch. Erst in der Stadt Trient fängt die deutsche Sprache an, jedoch so, daß wenigstens die Hälfte der Einwohner die Italienische als ihre Muttersprache reden. Ja selbst zwischen Trient und Brixen

erhielt ich verschiedenemahle auf meine deutschen Fragen eine italienische Antwort.

Als wir an die österreichische Grenze kamen, forderte man, zu meinem großen Erstaunen, uns bloß den Paßport ab, ohne auch nur zu verlangen, irgend einen Theil unsers Gepäckes zu sehen. Dieß fiel mir um so mehr auf, da der österreichische Zollbediente nicht weit vom Lugganer See kürzlich einem meiner Englischen Bekannten selbst seine Briefe abforderte und schlechterdings sie las, so weit es nähmlich in seiner Gewalt stund, da sie alle Englisch waren.

Trient ist eine gute, ansehnliche, recht wohl gebaute Stadt, und wenn der Bischoff seinen Unterthanen Geld abnimmt, so kann man wenigstens nicht sagen, daß er es auf persönlichen Luxus wende; denn schlechter logirt, und schlechter meublirt kann man nicht leicht seyn, als er es ist, in einem alten, ansehnlichem Schlosse von ungeheuern Umfange. Ein Englischer Geistlicher mit jährlich 500 Pf. hat gewiß bessere Zimmer und feinere Meubeln, als die des Bischoffs.

Wir

Wir fanden im ganzen Schlosse so wenig zu sehen, daß wir uns nicht die Mühe nehmen wollten, auch das von Brixen zu durchwandern. Schlechter Geschmack scheint in Deutschland, der ganz besondere und recht eigene Antheil der Römischcatholischen Geistlichkeit zu seyn.

Tyroler Natur — Inspruck und Kayserliches Schloß — Wohlaussehende Dörfer und vortreffliche Wirthshäuser in Tyrol.

Ohne Zweifel haben Sie sehr viel von den natürlichen Schönheiten des Tyrols gehört! und ohne Zweifel ist es eine der schönsten Reisen in Europa, die man in einer Kutsche und mit Postpferden machen kann. Das, was man eigentlich Tyroler-Natur nennt, fängt sich schon im Venetianischen an, indem man zehn oder zwölf Italienische Meilen von Verona in Enge Berge eintritt, aus denen man nie wieder herauskommt, bis man eine Strecke Weges in das Churfürstenthum Bayern gemacht hat.

Die größere Hälfte dieser Reise befanden wir uns in Gegenden, die dem Graubündner Lande sehr gleichen, d. h. in einem engen Thale das rechts und links von hohen Bergen eingeschlossen ist, die insgemein so steil sind, daß nur ein sehr kleiner Theil menschlichen Anbau zuläßt. Viele derselben sind schroffe Felsen, theils kahl, theils mit Holz bewachsen. Zu Verona fließt die Adige oder Etsch, und diesen Fluß hat man bis über Trient hinaus unausgesetzt zur Seite, und selbst dann, wenn man die eigentliche Etsch verliert, bleibt einem noch immer der beträchtlichste Arm derselben, die Eisack, und dieser folgt man bis an ihren ersten Ursprung auf dem Brenner. Das Sonderbarste ist, daß man auf dieser ganzen Reise, die beynahe funfzig deutsche Meilen lang ist, und auf der man nie aus den hohen Gebirgen kommt, fast beständig in der Ebene fährt, und nur zweymahl über Bergpässe geht, nähmlich über den Brenner, und denn auf der nördlichen Seite von Inspruck zwischen Siel und Seefeld.

Das schöne und romantische Ansehen dieser hohen Gebirge, ergötzte uns anfangs außer-

ordentlich, und wir fühlten alles das Vergnügen, daß man beym Anblicke der Schweizer-Natur fühlt. Allein als wir den ganzen zweyten Tag durch ein Land gegangen waren, das dem, welches wir den Abend vorher so sehr bewundert hatten, vollkommen ähnlich war, fühlten wir eine gewisse Einschränkung, und wünschten wenigstens von Zeit zu Zeit ein Thal zu sehen, das weniger enge wäre, weniger das Auge einschlösse, denn oft konnten wir nicht über 500 Schritte weit vor uns sehen, und hinter uns auch nicht weiter. Allein den 3ten Tag fanden wir die Stadt Botzen in einem offenerem Thale und in einer reizenden Lage, und weiter hinaus kamen wir nach Colmar, wo das Land auf dieser und auf jener Seite, ein Paar Stunden lang unbeschreiblich schön ist. Es gehört unter die wirklich schönen Striche von Europa, selbst in der Schweiz, und nichts konnte es übertreffen, als die großen erhabenen Alpenscenen bey Schönberg, wo wir den 9ten Juni übernachteten. Wir kamen bey Zeiten an und erstiegen einige Höhen, von denen ich eine Aussicht hatte, die mich überzeugte, daß ich mitten in den Alpen war.

Die nächste Station brachte uns des folgenden Tages nach Inspruck, einer Stadt, die eben so schön ist, als ihre Lage. Alles hier trägt das Gepräge von Wohlstand, Nettigkeit und Reinlichkeit. Die Häuser sind größtentheils gut und ansehnlich, und viele derselben sind eigentliche Palläste mit einer Architektur, die, wenn sie auch nicht im besten Geschmacke ist, doch der Stadt ein sehr gutes Ansehen giebt. — Der kaiserliche Pallast ist groß und wohlgebaut, und die Zimmer, die ich darinne gesehen, heiter, bequem und neumodisch.

Das kaiserliche Lustschloß, eine Stunde von der Stadt, hat eine reizende Lage, ist aber so meublirt, daß es kaum bewohnt werden kann, während daß in dem in der Stadt die Erzherzogin Elisabeth eine Art von Hof hält. Die Gemählde auf dem Lustschlosse sind nicht des Sehens werth, und in dem sogenannten Schatze sind, neben großen Kostbarkeiten, eine Menge Kindereyen und Colifichets. Aber die Sammlung von alten Rüstungen ist eine der interessantesten, die ich je gesehen habe, und ist nicht, wie Büsching sagt,

weggeschafft worden. Außer den Panzern, Helmen, Pferderüstungen und sämmtlichen Waffen so mancher Fürsten und Helden des 15ten und 16ten Jahrhunderts, sieht man auch mehrere, neuere und allerhand Türkische Waffen, Kleidung und Pferdegeschirre, die man nach der berühmten Entsetzung von Wien im Türkischen Lager fand. Alles das wird hier in geräumigen Sälen und in sehr guter Ordnung aufbewahrt.

Da fast das ganze Tyrol aus hohen Bergen oder wirklichen Alpen besteht, so muß man die Einwohner des Landes hauptsächlich in den Thälern suchen, und da nun die Thäler, durch die ich gegangen bin, noch dadurch wichtig werden, daß die große Landstraße nach Italien durch dieselben läuft, so wunderte ich mich nicht, sie äußerst bevölkert und angebaut zu finden. Allein das erwartete ich nicht, daß ich durchaus Dörfer finden würde, die wie Städte aussehen und durchaus Reinlichkeit und Wohlstand versprechen. Die Häuser sind gut und ansehnlich und besser als die Hän-

ser der Bauern in Sachsen, deren ich mich erinnern kann.

Die Straße ist auch ziemlich gut, verdient aber nicht den großen Ruhm, den ihr die Reisenden seit einigen Jahren gegeben haben, obschon das Wegegeld dem Reisenden sehr hoch kommt. Die Wirthshäuser aber sind, so wie ich sie, außer England, nirgends auf einer Strecke von 50. deutschen Meilen gesehen habe. Ihre Menge fiel mir besonders auf, und man kann in Tyrol, gerade wie in England, auf jeder Station übernachten, ohne mit Aengstlichkeit die Tagereise einzutheilen, und im voraus die Orte zu wissen, wo man schlafen und nicht schlafen kann: ein Umstand, den man in Italien, Frankreich und in vielen Theilen von Deutschland sorgfältig beobachten muß. Ich kenne Reisende, denen jedes Wirthshaus gleich ist und ich selbst bekümmerte mich einst wenig um den Unterschied. Jetzt aber ist das anders mit mir, und ich glaube, man wird das einem verzeihen, der so viele Jahre seines Lebens in Wirthshäusern zugebracht hat. Die

in Tyrol geben an Reinlichkeit den Englischen sehr wenig nach; sie sind billig und haben Ueberfluß an wohlzugerichteten Speisen.

Was mir aber am meisten gütlich that, war die außerordentliche Gutmüthigkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit der Menschen, die durchaus mit dem zufrieden waren, was ich ihnen gab, aufs freundlichste dankten und gelegentlich auch wohl Hand oder Kleid küssen wollten: und durch den Contrast mit den Italienern kamen mir die guten Tyroler und Bayern noch beßer vor.

Wenn ich von Tyrol rede, so begreife ich auch die Bisthümer Trient und Brixen darunter, denn ich finde in diesen drey Ländern wenig Unterschied, selbst im Wohlstande nicht, da es doch sonst eine wohlbekannte Sache ist, daß die Länder, die unter einer Priesterregierung stehen, mehrentheils der Sitz der Armuth und der Betteley sind. Ich habe im Trientischen und Brixischen Gebiete nicht mehr Betteley gefunden, als in Tyrol, d. h. äußerst wenige.

Gewiße Dinge sind bloß durch den Ort merkwürdig, an welchem wir sie finden. Im Bisthum Brixen fand ich, zwischen Colmar und Brixen in einem Kloster eine kleine Gemäldesammlung, die wohl wenig bekannt ist, und die ich in Italien wohl schwerlich aufgesucht haben würde, ob sie schon dicht an der Landstraße liegt. Es sind mehrentheils kleine Stücke, worunter sich mehrere befinden, die keinesweges zu verachten sind. Der Ort heißt Clausen. Man sagte mir, so viel ich mich erinnere, daß es eine Wohlthat sey, die aus Spanien herstamme, indem ein Mönch aus diesem Kloster der Beichtvater ich weiß nicht welcher Spanischen Königinn, oder Prinzessinn geworden sey.

Vier und zwanzigster Brief.

Reise durch Bayern.

Mittewald – der Waler- und der Kochler See.

Juny 1794.

Von Inspruck gehen zwey Wege nach München, wovon der über Seefeld, Mittewald, Walersee, ꝛc. der kürzeste und, in Rücksicht auf Natur der schönste ist. Allein diesen Weg kann der Reisende nicht nehmen, ohne ausdrückliche Erlaubniß vom Stadthalter von Inspruck; eine Erlaubniß, die, wie ich höre, sehr oft abgeschlagen wird, die man aber den Eng-

ländern zu verweigern nicht für gut findet. Die unsrige war gedruckt und vom Stadthalter eigenhändig unterschrieben. Ohne sie dürfen die Postmeister keine Pferde geben, und das letzte Oesterreichische Zollhaus muß sie abnehmen und an die Regierung von Inspruck schicken. Ich wußte das nicht und ließ die Erlaubniß beym zweyten Postmeister, worüber mir nachher auf dem Zollhause Schwierigkeiten gemacht wurden. Für dieses Gesetz, das man so strenge befolgte, kann ich keinen andern Grund sagen, als daß man auf diesem Wege mit der dritten Station das Oesterreichische Gebiete, verläßt, während daß man auf der andern Straße fünf oder sechs Stationen machen muß, ehe man in Bayern eintritt. Auch hat man die Straße, die wir nahmen, noch dadurch erschwert, daß man zwey Postmeistern erlaubt, 1 Gulden 15 Kreuzer für jedes Pferd zu nehmen, während daß man auf allen andern Stationen blos 1 Gulden bezahlt. — Die Ursache, warum man überhaupt im Tyrol mehr bezahlt, als im Oesterreichischen, ist die in den Bergen theurere Fütterung.

Wir kamen bald nachher nach Mittewald einem Dorfe in der Herrschaft Merdenfels, die dem Bischoffe von Freysingen gehört, und welches schöner und ansehnlicher ist, als manches Städtgen, das ich in andern Theilen von Deutschland gesehen habe.

Von hier folgt man eine kleine Strecke der Iser und kommt bald nachher an den Walersee, der so schön ist, daß ich ihn den schönsten Schweizerseen an die Seite stelle. Er mag etwan 5 Stunden im Umfange haben und seine Form ist so windend, daß man ihn nirgends ganz übersehen kann. Ringsherum ist er mit Hügeln umgeben, die ganz mit Waldung bedeckt sind; über sie hinaus erheben sich höhere Gebirge und gegen Mittag sieht man einige beschneyte Alpen. Wir erreichten ihn bey guter Zeit, machten einige Spatziergänge und übernachteten an seinen Ufern. Man bereißt mehrere Seen der Schweiz, die diesem an Schönheit nicht gleich kommen.

Den folgenden Tag kamen wir noch an einen andern, den man den Kochlersee nennt, und der ebenfalls seine grossen Schönheiten

hat. Sein Umfang ist drey kleine Stunden und seine Ufer sind gegen Norden flach. Die ganze Gegend umher, bis nach Benedict-Bayern und von da nach Wolfertshausen ist überaus schön und anscheinend reich; Hügel, liebliche Thäler, grüne Weiden und Waldung! Da sah ich so gar vieles, das mich an England erinnerte, und nichts, das den traurigen Beschreibungen entspricht, die Riesbeck von Bayern macht. Die letzten sechs Stunden waren weniger interessant, und durchaus bemerkte ich, daß das Land nur dünne bewohnt ist. —

Auch ist das der Fall um München herum. Hier ist nichts das Ihnen in der Ferne von einer halben Stunde eine Hauptstadt ankündigte. Ich kenne so manche viel kleinere Stadt in Deutschland, deren Gegend umher besser bewohnt, und ungleich mehr angebaut ist. Freylich ist der Boden äußerst schlecht, und die Bewohner scheinen ihn mehr durch den Kies zu benutzen, den sie daraus ziehen, als durch das, was sie darauf säen oder pflanzen.

München: wenig Bevölkerung, Betriebsamkeit und Wohlstand — (Kunstgriff Römischer Künstler, die alten Gemählde großer Meister zu erneuern) — Armenanstalt des Grafen Rumford.

Wenn man bedenkt, daß München die Hauptstadt von einigen beträchtlichen Provinzen Deutschlands ist, die zusammen eine Bevölkerung von beynahe zwey Millionen ausmachen; wenn man überlegt, daß mehrere dieser Länder in einem sehr glücklichen Himmelsstriche liegen und von der Natur reichlich begabt sind; wenn man endlich die Fortschritte betrachtet, die der größte Theil von Deutschland seit dem siebenjährigen Kriege gemacht hat; so muß man in der That über die geringe Bevölkerung, die wenige Betriebsamkeit und den unbedeutenden Wohlstand dieses Ortes erstaunen. Nähme man der Stadt München den Hof, der hier ziemlich regelmäßig residirt, so würde sie eine der unbedeutendsten Provinzialstädte in Deutschland seyn. Alles scheint in einer gewißen Erschlaffung zu seyn, und die vielen Herren mit Bändern, Sternen

und Titeln, so wie die neuen Fürsten, die der Churfürst im letzten Vicariat geschaffen hat, machen einen sonderbaren Contrast mit den Einwohnern des Ortes, denen es an dem Reichthume oder Wohlstande fehlt, die sonst in den Hauptstädten die Begleiter des Hofglanzes sind. Am Hofe selbst sieht man wenig Eleganz oder Geschmack! Ich bin in so manchen Zirkeln zu London, Paris und Rom gewesen, die unendlich glänzender sind, als was ich hier an einem Hoftage gesehen habe. Des Fürsten Gutmüthigkeit ist sichtbar, er scheint zu wünschen, daß den Fremden an seinem Hofe wohl sey.

Die Künste scheinen hier auch nur wie auf einem magern Boden zu gedeihen, so sehr auch Carl Theodor sein ganzes Leben hindurch ihr Gönner und Beförderer genannt worden ist. Aber der Fürst eines kleinen Reichs ist kaum im Stande, durch seine eigene Kraft die Künste blühen zu machen; Er muß von einem Lande unterstützt werden, das auch Geschmack an den Künsten finde und das noch überdieß reich sey. Könnten ansehnliche Sammlungen

allein den Künstler hervorbringen, so würde es nirgends mehr und beßere Künstler geben, als in Pfalz-Bayern. Wo ist der Fürst, der drey solche Sammlungen besitzt, wie die zu Düsseldorf, Mannheim und München? Welchen Schatz würde man beysammen sehen, wenn man das Beste aus diesen drey Gallerien in einem einzigen Gebäude vereinigte!

Indessen lernt man, wie ich schon einmal geäußert habe, im eigentlichen Italien die mehresten Kunstsammlungen verachten, die sich außer demselben finden. So hat der Churfürst von Bayern einen großen Antiquitäten-Saal, in welchem man sehr wenig Gutes antrifft, und die Büsten, Statuen rc. die man uns auf dem kaiserlichen Schlosse bey Inspruck zeigte, verdienen meines Erachtens, kaum die Mühe des Sehens. Die Sammlung von Flämischen, Niederländischen und Deutschen Gemählden, ist in dem Schlosse zu München sowohl als in der Gallerie beträchtlich und schön; sobald ich aber den Italienischen Theil derselben untersuche, so finde ich, einige wenige ausgenommen, unbeträchtliche Arbeiten einer großen

Hand, oder ich bezweifle ganz und gar den Nahmen, mit dem man das Stück tauft. Die Italienische Sammlung der Dreßdner Gallerie ist bekannt, und so einige andere; überhaupt aber ziehe ich gar sehr die Aechtheit der Gemählde der Italienischen Schule, die man ausser Italien zeigt, in Zweifel seitdem ich in Rom gelernt habe, wie man das Ding handhabt.

Lieber Freund! sehr wenige Gemälde, die aus Italien geführt werden, verdienen wirklich den Nahmen der großen alten Meister, den man ihnen giebt. Ich will damit nicht sagen, daß es gerade zu Copien wären, (wiewohl auch dieses sehr oft der Fall ist) sondern sie sind durch so mannigfaltige Behandlung und Bearbeitung gegangen, daß wenig mehr von der großen Hand übrig ist, aus der sie ursprünglich kamen. Es giebt zu Rom eine Menge Künstler, deren größtes Verdienst darinne besteht, daß sie jede Manier nachmachen können. Diese Künstler haben ihre Emissarien und Kunsthändler, welche das ganze Land ohne Unterlaß durchsuchen und so manches verrostete unkennbar gewordene Gemählde aus einem Oberboden,

aus

aus dem Winkel eines Klosters, aus der Hütte einer armen aber alten Familie hervorziehen und für ein Spottgeld kaufen. Und nun geht die Arbeit des Waschens, Reibens und Schabens an: und wenn man denn mit dem Roste und Schmutze zugleich die Hälfte des Gemähldes vernichtet hat, so entdeckt der scharfe Kenner allerdings die Hand eines Corregio, Quido, Carracci ꝛc. Geübt in der Kunst und in Handwerk bedarf er oft nur sehr wenig, um ihn zu leiten, und so stellt er diese Meister in allem ihrem Glanze wieder her und Niemand darf oder kann ihm sagen, es sey eine Copie, weil es wirklich keine ist.

In Italien ist man sowohl mit diesem Kunstgriffe bekannt, daß diejenigen, welche wichtige Sammlungen haben, einem neuern Künstler selten erlauben, sie anzurühren. Viele Stücke sind sehr beschädiget, hin und wieder die Farben ganz abgefallen oder durch ein Oel verderbt, das die Copisten verstohlnerweise gebrauchen, um den oder jenen Theil des Originals besser herauszutreiben. Die beyden Poussins und andere bedienten sich in ihren Vor-

gründen schlechter Farben, welche jetzt so verwachsen sind, daß diese Theile oft ganz schwarz aussehen; die Carraccis mahlten oft so dunkel, daß große Theile ihrer Gemählde jetzt ganz schwarz sind.

Alles das läßt man, wie es ist, und weder Firniß noch künstliches Waschen kommt dem Gemählde zu Hülfe. Daher kommt es denn, daß so viele Meisterstücke des 15ten und 16ten Jahrhunderts dem Neuling beym ersten Anblick wenig gefallen, und diejenigen, welche gar nichts von der Kunst verstehen, werden mit mehrerem Vergnügen die gefirnißten und oft lackirten Gemählde in Deutschland und in der Schweiz sehen, als die weniger gefälligen Wunder eines Rafael, Buonarotti, Caracci ꝛc. ꝛc. Sobald ein altes Gemählde frisch gewaschen und gefirnißt ist, verliehrt es 30 Procent seines Werthes, und man thut es gewöhnlich nur mit denen, die verkauft und in den Norden verschickt werden.

Das weitläuftige Nymphenburg, ein Lustschloß des Churfürsten, eine Stunde von der Stadt ist von einer Wüsteney umgeben und

der ungeheure Umfang der Gebäude und Gärten macht es nur noch trauriger. Der König von Großbrittannien hat keinen Landsitz, der diesem gleich kommt. Der Churfürst von Bayern hat noch acht andere, ohne diejenigen zu rechnen, welche er in der Pfalz, im Jülichschen ꝛc. hat. Die Gärten sind größtentheils im alten Französischen Geschmacke angelegt, und die vielen Gebäude, die darinne zerstreut liegen, sind mehrentheils ohne Bestimmung.

Aber dafür hat man dicht an der Stadt München einen sogenannten Englischen Garten, der wirklich von einem Umfange ist, daß er diesen Nahmen verdient, und der dadurch unschätzbar wird, daß er wirklich an die Stadt stößt und mit den Gebäuden der Residenz verbunden ist. Er wurde von einem Engländer angelegt, Thomson, jetzt Graf von Rumford, General in Bayerischen Diensten. Dieser geschickte und liebenswürdige Mann hatte hier eine zeitlang große Macht, legte allerhand an, führte mancherley Pläne aus und machte große Abänderungen in der Armee. Allein er verlohr vergangenes Jahr einen gros-

sen Theil seines Einflusses und machte eine Reise durch Italien, wo ich ihn kennen lernte. Ich traf ihn zu Bologna, Florenz, Rom u. s. w. Nur so eben ist er wieder hier angekommen, ich weiß aber nicht, ob er hier bleiben wird.

In ganz Bayern giebt es keine Bettler, und die Regierung, anstatt durch ihre Armen zu verlieren, gewinnt. Eine trefflichere Einrichtung als das Armenhaus zu München hab ich nie gefunden. Hier hab' ich über tausend Menschen gesehen, die nicht nur spinnen und weben, sondern ein ganzes Dutzend Fabriken ausmachen. Tuch, Flanell, Leinwand, allerley Zeuge, Kleider, Schuhe rc. werden hier von den Armen gemacht; die ganze Bayerische Armee wird von diesem Armenhause gekleidet, und doch hat man noch einen Ueberschuß von Waaren, der an Krämer und andere Leute verkauft wird. Alles ist hier mit so vieler Oeconomie, Weisheit und Ordnung eingerichtet, daß der Arme gut gekleidet und genährt wird, und noch überdieß, wenn er ein guter Arbeiter ist, Geld zurück legen kann.

Die ganze Einrichtung dieser vortrefflichen Armenanstalt, verdankt Bayern dem vorhin erwähnten General Thomson, oder Grafen von Rumford. Anfangs wurden die Leute durch Dragoner zusammen getrieben, und der erste Fang, den der General machte, bestund aus 2600 Bettlern, wie er mir selbst gesagt hat. Auch jetzt noch werden im ganzen Lande Dragoner gebraucht, die alle Landstreicher auffangen und hieher bringen, wo man ihnen die Handthierung oder Fabrizierung lehrt, zu der man sie fähig findet.

Vielleicht war es nur einem militärischen Genie und einem so beharrlichen Manne möglich, diese Menschen zur Ordnung und Industrie zu gewöhnen. Aber was noch weit mehr auffällt, ist die rührende Dankbarkeit, die diese Leute ihm jetzt bezeigen. Ich habe heute (den 22sten Juni) einem Auftritte beygewohnt, den ich nie vergessen werde, und bey dem mir zwey Stunden lang ohne Unterlaß die Thränen in die Augen kamen. Rumford wollte nach seiner Zurückkunft sein Arbeitshaus sehen, allein die sämmtlichen Arbeiter bathen ihn zu warten, und

bestimmten ihm den Tag. Und nun gab man ihm heute früh ein Fest, wie sich keins für Geld kaufen läßt, und das mich außerordentlich gerührt hat. In dem ganzen ungeheurem Gebäude war kein einziges Zimmer, das nicht mit Bäumen, grünen Zweigen, Blumen, Kränzen, seinem verzogenen Nahmen und Versen geziert war. Letztere waren äusserst roh, und hin und wieder mir beynahe unverständlich; aber alle drückten die rührendste Dankbarkeit dieser armen Leute für ihren Stifter aus. Ein jedes war an seiner Arbeit, aber in einer Feyerkleidung; aller Augen waren auf den General gerichtet, und viele voller Thränen. Unter andern fiel mir einer der Unteraufseher, ein gebohrner Sachse, auf, welcher reden wollte, aber vor Schluchzen nicht konnte. Und alles dieses hatten die Arbeiter aus eigenem Antriebe gethan, wie mir die Aufseher sagten. Als der Graf zu Neapel äusserst krank war und diese Leute es erfuhren, machten sie unter einander eine Collecte, und ließen täglich Messen lesen.

In dem Armenhause werden täglich auch eine Menge Arme gespeißt, die in der Stadt

wohnen und mit einem Billet hieher kommen. Der General ist ein Physicker und hat allerhand ökonomische Plane ausgeführt deren einige sehr merkwürdig sind. So hab' ich z. B. gesehen, daß man mit einem einzigen und sehr kleinen Feuer eine Menge Schüsseln und Töpfe kocht und noch überdieß ein großes Gefäß Wasser siedend erhält. Und dabey ist in der ganzen Küche weder Rauch noch Dampf, denn eben dieser beiden Dinge bedient er sich, um die Wärme zusammen zu halten und von einem Orte zum andern zu leiten.

Auch hat dieser Mann eine Erziehungsanstalt gestiftet, die eine militairische Form hat, und, so viel als ich sehen konnte, gut eingerichtet ist. Die erste Classe besteht aus Edelleuten und sie werden ganz unentgeldlich erzogen, denn der Churfürst trägt den ganzen Aufwand. Die zweyte Classe besteht aus Bürgerlichen, welche bezahlen, 12. Louisd'or jährlich, wenn ich nicht irre, wofür sie Erziehung, Wohnung, Mahlzeit und alles haben.

Der Chemsee — Traunstein.

Wir verließen München den 23ten Juny um 1. Uhr und kamen bey guter Zeit zu Rosenheim an, welches nur 8. deutsche Meilen entlegen ist, oder vielmehr nur siebenthalb, für die man aber mehr bezahlt, weil es keine von den großen Poststraßen ist. Wir wählten sie, weil wir den Chemsee oder Chiemsee sehen wollten.

Den folgenden Tag miethete ich Lehnpferde, die uns an einen kleinen Ort brachten, den man Gestat, (vermuthlich Gestade) nennt, wo ich ein Boot nahm, das uns auf eine allerliebste Insel dieses Sees brachte. Man nennt sie Herrenwerth, wo ein stattliches Kloster oder Stift von regulirten Domherren ist, denen diese Insel, deren Umfang man auf zwey Stunden setzt, die aber nicht viel über eine Stunde haben kann, gehört. Zwar ist dieses Stift auch der Sitz des Bischoffs von Chemsee, der aber über das Capitel keine Gewalt hat, auch nicht hier,

sondern zu Salzburg wohnt. Hier hat man die schönste Aussicht über den See, deßen Umfang die Geistlichen auf 14. bis 16. Stunden setzen, den aber Büsching weit höher angiebt. Die Nordseite deßelben hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem, was ich eine Engländsche Landschaft nenne, mit aller ihrer Nettigkeit, gutem Anbau, Präcision und abwechselndem Boden. Die Südseite ist von hohen Bergen umgeben und gleicht also mehr einem See in den Alpen.

Nicht weit von dieser Insel ist eine kleinere mit einem Frauenkloster, die man Frauenwerth nennt, und bey der wir vorbey fuhren, ohne zu landen.

In zwey kleinen Stunden erreichten wir das Dorf Seebruck, wo wir die Chaise wieder fanden, die zu Lande dahin gegangen war, während daß wir unsere Fahrt zu Waßer machten.

Wir erreichten des Abends Traunstein, einen Ort, der durch die wichtigen Salzwerke, die dem Churfürsten von Bayern gehören, bekannt ist. Wir besahen sie den folgenden Tag

und fanden sie gut eingerichtet und schön. Die Sole kommt acht Stunden weit über die Berge von Reichenhall, wo sie natürlich hervorquillt und wo man ebenfalls Salzwerke hat. Die Ursache, warum man die Sole auch zu Traunstein bearbeitet, ist, daß dieser Ort mit Waldungen umringt ist, und daß man vor hundert Jahren befürchtete, daß das Holz um Reichenhall in einem gewißen Verlaufe von Jahren zu Ende seyn würde.

Wir giengen hierauf nach Reichenhall, wo ich aber die Salzwerke nicht sahe. Das Verfahren des Salzmachens, d. h. die Bearbeitung der Sole ist überall die nähmliche, sobald die Sole einmal eine gehörige Zahl von Procenten hält. Sechs und zwanzig ist die beste Zahl. Hält die Sole viel weniger, so muß man sie gradiren und dann noch vieles Holz auf das Kochen verwenden; hält sie mehr, so läßt sie sich nicht wohl bearbeiten. Die Sole, die zu Reichenhall aus der Erde quillt, ist nur schwach, und man verstärkt sie daher durch Bergsalz, welches man zu Berchtesgaden kauft und hinein wirft.

Der Strich Landes von Traunstein nach Reichenhall ist fast ganz in den Bergen und so romantisch und schön, daß er der mittlern Schweizernatur nichts nachgiebt. Eben so sind die drey Stunden von Reichenhall nach Salzburg, nur verliehrt man allmählig die hohen Gebirge, so wie man der Stadt Salzburg näher kommt, wo die Berge sich öffnen und mehr zu Hügeln werden.

Einige allgemeine Anmerkungen über Bayern.

Ehe ich ein Wort über Salzburg sage, so erlauben Sie mir einige allgemeine Anmerkungen über Bayern! der Strich, den ich von diesem Churfürstenthume gesehen habe, ist größtentheils schön, zum Theil sehr schön, und entspricht keinesweges der Beschreibung, die Riesbeck davon macht.

Die Dörfer, durch die ich gekommen bin, haben durchaus geräumige, wohlgebaute, von außen reine und wirklich schön aussehende Häuser. Die Landleute sind gut gekleidet

und sehen durchaus wohlhabend aus. Alle Kirchen sind niedlich und reinlich.

Die Wirthshäuser sind durchaus gut, sehr reinlich und manche vortrefflich. Ueberhaupt weiß ich nicht, was ein schlechtes Wirthshaus ist, seitdem ich wieder in Deutschland bin. Der Wein und die Lebensmittel sind durchaus besser, als was man insgemein in Italien und in andern Strichen von Deutschland findet; das Brod vortrefflich gebacken und blendend weiß; die Preise billig und die Leute außerordentlich gut.

Freylich könnte das Land mehr angebaut und stärker bewohnt seyn; allein das läßt sich im nähmlichen Maase auch von Oesterreich sagen, d. h. von der Salzburgischen Gränze bis nach Wien, welches doch eine schöne Strecke Landes ist. Der schlechteste Theil von Bayern ist die Gegend um München, welche weder Schönheit noch Fruchtbarkeit, weder guten Anbau noch Bevölkerung hat. Das Land ist flach, mager und sandig. Ich machte diese Bemerkung schon, als ich von Wolfertshausen nach München

fuhr, machte sie in der Gegend von Nymphenburg und in dem Striche Landes, das München einige Stunden weit unmittelbar umgiebt. Eben so waren die ersten drey Meilen auf der Straße nach Rosenheim; allein bald wird das Land wieder bergigt und nun fand ich es eben so schön und fruchtbar, als in den Gegenden, durch die wir giengen, als wir aus Tyrol kamen.

Ich hatte Vorurtheile wider Bayern, die älter waren, als diejenigen, die mir Riesbeck beygebracht hatte. Sie wissen, lieber Freund! daß wir einst in Sachsen nie anders, als mit Verachtung von Bayern und Schwaben redeten und reden hörten. Schon vor vierzehn und funfzehn Jahren hab' ich einen andern Begriff vom Schwäbischen Craise bekommen und schrieb es Ihnen damals. Vergangenen Sommer durchreißte ich ihn von Norden gen Süden und fand viel Gutes und Schönes. Wie es um die Wissenschaften in Bayern und Schwaben aussieht, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß das Land weit schöner, und an den mehresten Orten fruchtbarer, die

Dörfer ansehnlicher, reinlicher und niedlicher, die Menschen besser gekleidet, und die Straßen besser gemacht und unterhalten sind, als in dem allergrößten Theile von Norddeutschland.

Auch bin ich hierinne gar nicht besonders! Unter meinen Englischen Bekanntschaften giebt es mehrere Reisende, die Süddeutschland dem nördlichen bey weitem vorziehen, und das besonders auch in Rücksicht auf die Menschen, von denen man sagt, daß sie ehrlicher seyen, als die in Norddeutschland und in den Rheinischen Craisen. Ich kann Ihnen nicht genugsam sagen, wie äußerst wohlthuend mir die Gutherzigkeit und ganze Art der Tyroler und Bayern war. Von der Italienischen Gränze, bis an die von Oesterreich hab' ich auch nicht eine einzige Person gefunden, die nicht mit dem zufrieden war, was ich gab. Damit will ich nichts wider die Oesterreicher sagen; aber von den Postknechten war keiner mit dem zufrieden, was ich in Bayern, Salzburg und Tyrol gab. Von Verona bis Wien hab' ich nur eine einzige unbillige Rechnung gehabt. An einem Orte forderte man für Mahlzeit,

Betten und Frühstück Sächsische Gulden 2. 16. und an einem andern für das nähmliche 2 Gulden 8 Creutzer. Ich führe Ihnen diese zwey Summen mit Fleiß an, weil ich seit vielen Jahren gewohnt bin, mehrentheils doppelt und dreymahl so viel für das Nähmliche zu bezahlen.

Salzburg – Hallein.

Alles, was ich von den Bayern und Tyrolern sage, geht auch die Salzburger an, deren Land mich wahrhaft entzückt hat.

Salzburg ist eine ganz allerliebste Stadt, voll von großen, ansehnlichen, wohlgebauten Häusern. Alles, was den Fürstbischoff angeht, oder ihm gehört, hat ein Gepräge von Größe, das man in einem so kleinen Lande, und dessen Fürst noch eben drein ein Priester ist, ganz und gar nicht erwartet. In den viertehalb Tagen, die ich zu Salzburg zubrachte, hab ich nicht mehr als einen einzigen Mönch gesehen, und diesen sah' ich in dem Capuzinerkloster, welches auf einem Berge, dicht bey der

Stadt liegt, den ich der Aussicht wegen besuchte.

Der Fürstliche Pallast ist ein treffliches Gebäude und voller guter Zimmer, deren einige mit ziemlichen Geschmacke meublirt sind.

Salzburg liegt dicht an einem fast senkrechten Berge, der, wie der Pausilippo zu Neapel, die Einwohner sonst durch einen großen Umweg nöthigte, die entgegengesetzte Seite dieses Berges zu erreichen. Der letzte Erzbischoff ließ diesen Berg vor etwan zwanzig Jahren durchgraben, wie der Pausilippo es ist. Freylich ist der Weg nur kurz, in Vergleichung mit dem Italienischen; aber er ist schöner, und hat auf jeder Seite ein feines, ansehnliches Thor, dessen einfache Verzierungen größtentheils in den Felsen gehauen sind.

Den 27sten Jun. giengen wir, drey Stunden von Salzburg nach Hallein, durch ein reizend schönes Land; den größten Theil des Weges am Flusse Salza, der ansehnlich ist, und an dessen Ufern hohe Gebirge sich erheben. Von Hallein steigt man eine kleine Stunde auf-

aufwärts, um in die Bergwerke zu kommen, in welchen das Bergsalz ist.

Die Stollen sind vortrefflich gearbeitet, und in die Schächte fährt man mit vieler Bequemlichkeit und auf eine Art hinab, wovon mir die Erfindung sehr gefällt. Hier sowohl als zu Berchtesgaden hab' ich keinen einzigen Stollen gesehen, in dem nicht ein Mann von mehr als sechs Schuhen vollkommen aufrecht gehen könnte. Nachdem wir einige hundert Klaftern in die Tiefe hinabgefahren waren, fanden wir einen Wagen bereit, auf den wir uns setzten, wie auf ein Pferd; zwey Männer zogen ihn in vollem Laufe, und in einer Viertel Stunde sahen wir wieder das Tageslicht, und kamen an einem Orte heraus, der nur wenig höher liegt, als die Stadt Hallein.

Das Innere dieses ganzen Berges scheint, so wie zu Berchtoldsgaden, ganz von Salze zu seyn, welches sich hart, wie ein Felsen, anfühlt, und so wohl zusammenhängt, daß ich Säle gesehen habe, die über zweytausend Schuhe im Umfang haben sollen, und doch von keinem Pfeiler unterstützt sind. Gleich-

wohl ist dieses Salz nicht ganz rein, sondern mit erdenen und andern Theilen gemischt. Man füllt also diese Säle mit frischem Wasser, bis an die Decke und läßt es von drey bis acht Wochen arbeiten. In dieser Zeit frißt es 18 bis 20 Zoll von der Decke. Das Wasser wird dadurch zur Sole, und das, was nicht Salz ist, fällt zu Boden. Sobald die Sole 26 Procent hält, läßt man sie ab und leitet sie in Röhren nach Hallain, wo sie gesotten wird. Man verkauft das Stück Salz, d. h. ohngefähr 108 Pfund, im Lande für Gulden 1. 7. Allein der Churfürst von Bayern erhält es, alten Verträgen zu Folge, viel wohlfeiler. Man macht jährlich 1200 Pfund Salz. Jedes Pfund enthält 240 Stücke, das Stück aber ist mehr als ein Centner, nämlich 108 bis 110. gemeine Pfunde.

Bey den Salzpfannen in der Stadt hielten wir uns nicht auf: (Ich habe diese Dinge in verschiedenen Ländern bis zum Eckel gesehen) sondern giengen von Hallein, vier Stunden, nach Bergtesgaden.

Berchtesgaden.

Berchtesgaden oder Berchtoldsgaden ist der Hauptort einer souverainen Probstey gleiches Nahmens. Die Bergwerke sind hier von der nähmlichen Art, wie die zu Hallein; auch ist der Bau ohngefähr der nähmliche. Aber das Salz ist hier ungemischter; und der Säle hat man mehrere, an die siebenzig, wenn ich nicht irre, deren, einige aber unbrauchbar geworden sind. – Auch hier, so wie vorhin zu Hallein, fanden wir einen der größten Säle für uns beleuchtet, ein auffallender und mir neuer Anblick!

Da diese Werke denen zu Hallein so gar ähnlich sind, so würde es sich der Mühe kaum gelohnt haben, am nähmlichen Tage auch die letztern zu sehen, wenn sie nicht etwas hätten, das sich zu Hallein ganz und gar nicht findet. Dieß ist ein unterirdischer Saal, dessen Höhe, Länge und Breite so groß ist, daß man ein Paar ansehnliche Kirchen hineinsetzen könnte. In diesen Saal leitet man kein Wasser, denn alle seine Wände, Boden und Decke sind so

reines ungemischtes Salz, daß man es gerade so verkauft, wie es ist. In diesem Saale arbeitet man nie anders, als mit Schießpulver und Eisen. Eine gewisse Zahl Arbeiter sind ohne Unterlaß beschäftiget, mit eisernen Instrumenten und Hämmern Löcher in das Felsensalz zu arbeiten und denn mit Pulver zu sprengen. Die Felsenstücke, die auf solche Art gesprengt werden, bedürfen nur des Stoßens! Der Centner wird für 36 Creutzer verkauft. Ich habe zu Paris auf den Tafeln guter Häuser Steinsalz gesehen, das nicht so rein ist, wie dieses. Ein großer Theil wird an den Churfürsten von Bayern verkauft, der seine schwache Sole zu Reichenhall damit verstärkt.

Die Sole, die man hier, wie zu Hallein, in Sälen zubereitet, wird in Röhren aus dem Berge geleitet, und in einer ziemlichen Ferne davon gekocht, durch den gewöhnlichen Proceß, der überall der nähmliche ist. Der Centner 1 Gulden.

Diese kleine Probstey liegt ganz in hohen Bergen, deren einige als Alpen betrachtet wer-

den können. Der Watzmann (oder wie ich glaube, Wachtsmann) der am Ende des Königssee liegt, ist von ausserordentlicher Höhe. Ein Schiffsmann sagte mir, man habe ihn gemessen und seine Höhe 1800 Klaftern gefunden. Allein der Mann muß sich irren, denn da wäre er vielen der höchsten Schweizeralpen gleich.

Den 28ten fuhren wir eine Stunde an diesem See, der auch der Bartolomeesee heißt. Er ist etwan vier Stunden im Umfange und von so hohen Bergen, die sich fast senkrecht aus dem Wasser erheben, eingeschlossen, daß ich keinen Schweizersee kenne, der ihm an Erhabenheit überträfe. Wir fuhren zwey Stunden bis an das Ende dieses Sees, giengen dann eine Viertel Stunde zu Fuße und kamen an den sogenannten obern See, der etwan eine Stunde im Umfange hat. Hier ist die Natur wahrhaft schauerlich. Die Ufer beider Seen sind unbewohnt und man findet nnr zwey Häuser, die dem Probste gehören, und wo seine Fischer wohnen, die ihm eine Art kleiner Forellen liefern, die man Saiblinge nennt und die so schmackhaft sind, als ich nie

welche vorher gegessen hatte. Die Boote, deren auch die Fremden sich bedienen können, sind gut, groß und bedeckt.

Es gereicht dem Geschmacke des gegenwärtigen Probstes zur Ehre, daß er drey bis vier Monathe jährlich hier zubringt, ob er schon bessere Residenzen hat, denn er ist Bischoff von Freysingen und von Regenspurg.

In einem Lande, wie dieses ist, können nur wenig Menschen sich nähren, und diese wenigen danken zur Hälfte ihre künstliche Existenz jenen kleinen Arbeiten, die man in Sachsen insgemein Nürnberger-Arbeit nennt. Ich sahe große Magazine dieser Waaren, die in Menge nach Nürnberg, nach England, Spanien und Amerika gehen. Hier sah' ich geschmacklose Kleinigkeiten, die der Arbeiter für einige Kreuzer verkauft, und die vielleicht bisweilen der Preis eines Sclaven sind, denn sie gehen häufig nach Africa.

Wir kehrten noch denselben Tag nach Salzburg zurück.

Zum Besten künftiger Reisenden, die etwan diesen See hauptsächlich der vortrefflichen

Fische wegen, von denen ich geredet habe, besuchen möchten, will ich bemerken, daß sie wohl thun werden, sich zu Berchtesgaden vorläufig einen Erlaubnißschein geben zu lassen. Er wird nie abgeschlagen, und man darf sich deswegen nur an den Wirth wenden, bey dem man wohnet. Wegen der Fahrzeuge, die auch dem Fürsten gehören, macht man keine Schwierigkeit; Aber Fische sollen eigentlich nur an diejenigen überlassen werden, die einen Erlaubnißschein haben. Freylich erhält man sie am Ende auch wohl ohne diesen Schein; Allein man hängt alsdenn doch von Umständen und von der Laune des Verwalters ab. Es sollte mir leid thun, wenn irgend ein Reisender seinen Zweck verfehlen sollte, im Falle die Fische sein einziger Zweck bey dem Besuchen dieses Sees wären.

Fünf und zwanzigster Brief.

Reise durch Oesterreich.

Linz – Benedictinerkloster zu Mölk.

Jul. 1794.

Den 27sten Jun. giengen wir von Salzburg nach Neumarch, bald nachher über die Oesterreichische Gränze und so nach Frankenmarkt, wo das Zollhaus ist, wo wir aber nicht lange aufgehalten wurden.

Den 30sten kamen wir zu Mittage nach Linz, eine der artigsten, niedlichsten Städte, die ich irgendwo gesehen habe. Hier sah' ich zum erstenmal die Donau wieder, über die ich,

zwölf Monate vorher, zu Doneschingen gesprungen war. Ihre Breite kommt mir vor, wie die des Rheins zu Düsseldorf, nicht ganz so breit als der Po, da wo ich ihn paßirte, nicht weit von Ferrara. Die Aussichten beides den Fluß hinauf und hinab, sind äußerst schön und theils in mäßige Berge, die sich vorzüglich am nördlichen Ufer erheben.

Die sogenannte Fabrike ist ein ungeheures sehr gutes Gebäude.

Auch das Schloß, welches jetzt eine Caserne ist, fällt sehr gut in die Augen, so wie das Gebäude für die Niederkunft unverheiratheter Mädchen.

Den 1sten Juli blieben wir zu Pölten. Zwischen diesem Orte und Linz, liegt zu Mölk ein Benedictiner-Kloster auf einem Felsen, das meine Seele mit einem neuen Begriffe bereichert hat. Ich glaubte, ich hätte große Gebäude genug gesehen; aber doch hatte ich noch keins gesehen, das drey und sechzig Fenster in der Länge hat, und dabey schön und regelmäßig, oder vielmehr pallastmäßig gebaut ist. Der König von England hat keinen solchen

Pallast, weder zu London noch sonst im Lande. Was am sonderbarsten auffällt, ist, daß auf der Seite, welche drey und sechszig Fenster in der Länge hat, das obere und zweyte Stockwerk blos für Gäste sind, in jedem vier und zwanzig große Zimmer. Das ganze Gebäude muß etliche hundert Zimmer und über tausend Fenster haben. Joseph II: wußte nicht, wie man sagt, was er damit anfangen sollte, und so ließ er es den Mönchen, deren jetzt nicht mehr als ein und zwanzig hier sind, weil sie wenig neue mehr aufnehmen, seitdem Joseph ihr Einkommen sehr vermindert hat. Auch die Lage ist schön, wie der Bau! die Mölk fällt unter dem Felsen in die Donau, die hier mehrere Inseln bildet, und in Bergen auf eine mahlerische Art sich schlängelt.

Den 2ten July kamen wir bey Zeiten zu Wien an.

Wien.

In den großen Städten suche ich immer einen hohen Thurm, um mit einem Blicke

die ganze Stadt und die Gegend umher zu besehen. Der hiesige St. Stephans-Thurm ist einer der höchsten in Europa und ihn bestieg ich kurz nach meiner Ankunft. Die Gegend um Wien herum mißfällt mir wegen Mangel an Mannigfaltigkeit. Nur auf einer einzigen Seite ist eine kleine Reyhe von Hügeln; alles übrige ist flach und besteht aus Kornfeldern, ohne Bäume, ohne Gestrippe, ohne grüne Hecken, ohngefähr wie einige Gegenden um Leipzig. Was mir aber vorzüglich auffiel, ist der Mangel an Landhäusern, deren ich, um eine so große Stadt herum, unzählige erwartete. Nach Rom kenne ich keine Stadt, die so bevölkert ist, wie Wien und so äußerst arm ist an Landsitzen, Gartenhäusern und Dörfern in der Nähe. Man sagt mir, daß eine Menge Familien ihre Gartenhäuser in den Vorstädten haben, und ich habe es in der Folge selbst bemerkt; aber es zeigt doch, daß der Wohlstand der hiesigen Bürger nur bis auf einen gewissen Grad geht, und daß es hier an jener Mittelclaße fehlt, welche in der Gegend von London das

Land hundert Meilen in der Runde füllt, mit seinen Villas und Gärten und Boxes und wie man sie alle, je nach ihrer Größe oder Kleinheit nennt. Nun, wenn es wenig Wiener Bürger giebt, die ihre Landhäuser haben, so giebt es auch wenige, die in Armuth und Elend schmachten. Was die Großen betrifft, so haben viele, wie ich schon erinnert habe, ihre Landhäuser in den Vorstädten: und dann haben sie überdieß ihre mannigfaltigen Residenzen in den verschiedenen Reichen und Provinzen der Oesterreichischen Monarchie.

Je mehr ich große Städte durchwandere, destoweniger fühle ich mich mit jedem Tage geneigt, sie zu beschreiben. Lieber Freund, es ist ein einfaches Ding um Menschenproducte, wenn man sie gegen die Natur hält! Nur in der letzten ist der Finger Gottes ewig sichtbar und ewig abwechselnd. Welche Menge von Städten hab' ich seit vierzehn Monaten gesehen, welche Menge von Pallästen, Kirchen, andern öffentlichen Gebäuden und kurz von Kunstwerken aller Art! Und doch wie sehr gleichen sie sich alle im Ganzen, und wie viel

lassen auch selbst die besten noch immer zu wünschen übrig! Erinnern Sie sich, was ich Ihnen letzthin über Palladio sagte, einem der besten und ersten Baukünstler seit der Wiederherstellung der Kunst überhaupt.

Vielleicht fragen Sie mich: „Aber welches ist die Stadt, deren Gebäude Sie am meisten bewundern? – Lieber! Ich weiß es nicht! Ich habe selbst in Italien manches Schlechte und vieles Mittelmäßige gefunden und mehrere der besten Gebäude zu Rom haben meinen Erwartungen nicht entsprochen. Nur das Innere von St. Peter hat meine Seele ganz gefüllt; das Aeußere hat Fehler in Menge. Ich sahe mich abermahls genöthigt, zu den Griechen zurück zu gehen; nur bey ihnen finde ich Genugthuung, und das wenige Alte, was wir noch von ihrem Stile haben, füllt mich mit Bewunderung: und doch ist auch selbst von diesem nur wenig ganz rein griechisch. Und so hat alle menschliche Kunst nie das Gefühl für Natur in mir verdrängt. Nur sie ist unerschöpflich und unendlich mannnigfaltig: in ihr ist nichts Mittel-

mäßiges, und selbst die gemeinste am wenigsten intereßante Landschaft hat noch immer das Gepräge ihres göttlichen Meisters, ist Vollkommenheit in ihrer Art. Wie oft hab' ich diese Bemerkungen gemacht auf meiner ganzen Reise durch Italien, wie oft in der Schweiz, in Tyrol, in Bayern und im Salzburgischen! Es ist unbeschreiblich, durch welche Menge von schönen Erdstrichen ich im Verlaufe von vierzehn Monaten gekommen bin; und doch, wie sind sie alle so verschieden von einander! Auf meinem Wege aus Salzburg nach Oesterreich kam ich bey dem schönen See von Seekirchen vorbey, den ich mit vorzüglicher Rührung betrachtete, weil ich wußte, daß es der letzte war, den ich auf dieser Reise sehen werde. Es war der ein und funfzigste Landsee, den ich gesehen habe, verschieden von allen andern, so wie jeder andere von allen andern. Wenn ich Ihnen sagen sollte, welche zwey Seen unter diesen ein und funfzig einander gleich sind, ich könnte es nicht! Sie sind alle verschieden und jeder hat seinen eigenen Charakter. Eben so ist es mit den Bergen und allen an-

dern Gegenständen der Natur. Die Vogesen sind verschieden vom Jura, beyde von den Apenninen und Sächsischen und alle zusammen himmelbreit verschieden von den Alpen. Es giebt Gemälde, und andere Kunstsammlungen, und das nicht schlechte, um derentwillen ich doch nicht eine kleine Tagereise machen möchte, um sie wieder zu sehen; und gleichwohl verlangt mich, die Schweiz noch einmahl zu sehen, in der ich Jahre lang umher gewandert bin, und die ich in allen Richtungen durchstrichen habe. Kein Wunder also, daß ich hier zu Wien so gar wenig Nahrung von der Seite der Kunst finde!

Es ließe sich indessen viel von Wien sagen, obschon nicht halb so viel, als von manchen Italienischen Städten, die nicht halb so groß sind, als diese hier. Die eigentliche Stadt jedoch, ist nicht weniger als groß, die aber eine größere Zahl von Menschen enthält, als irgend ein Theil von London vom nämlichen Umfange. Man rechnet die ganze Bevölkerung von Wien auf 270,000 Seelen, wovon zuverläßig mehr als 100,000 in der eigentlichen

Stadt wohnen, die gar viel kleiner ist, als die Vorstädte. Von dem St. Stephansthurme herab, bemerkte ich mit Erstaunen, wie klein die Stadt innerhalb der Ringmauern ist. Daher kommt denn ihre äusserste Lebhaftigkeit. Die Gassen sind voller Menschen, und der Kutscher giebt es so viele, daß weder Paris noch Neapel geräuschvoller ist, als gewisse Gassen hier.

Die Häuser sind hier alle gut und sehen alle sehr wohl aus; aber Baukunst als Kunst, sieht man hier sehr wenig, in den Pallästen sowohl als in den Kirchen. Das Beste, das sich von ihnen sagen läßt, ist, daß sie keine Prätension haben und selten mit Zierrathen überladen sind: und selbst dieses ist kein kleines Verdienst. Wenn indessen die Schönheit einer Stadt hauptsächlich in großen, wohlgebauten, reinlich und wohlaussehenden Häusern besteht, so ist Wien unter allen großen Hauptstädten von Europa die schönste. Jenes Gemische vom höchsten Reichthume und äussersten Elende, jene Pracht in gewissen Theilen, die mit dem Schmutze und der Niedrigkeit ande-

ren

rer Theile so gewaltsam absticht, finde ich hier gar nicht: und in so ferne ist Wien von London und Paris ausserordentlich verschieden. Alles sieht hier gut aus; aber nichts ist auffallend schön und prächtig. — Die Gassen werden durchaus rein gehalten und das Aeussere der Häuser scheint man oft zu erneuern. Dieß giebt der Stadt ein ganz eigenes Ansehen von Heiterkeit, Reinlichkeit und Feinheit, mehr als ich in den mehresten andern großen Städten gesehen habe.

Die Wirthshäuser zu Wien sind schlecht. Eigentliche Hotels garnis giebt es hier nicht, wohl aber Wohnungen zum Miethen in unzähligen Privathäusern. Ich durchlief in drey Stunden mehr als zwanzig Häuser und miethete endlich fünf Zimmer im zweyten Stocke für 162 Gulden für einen Monat.

Wien, mein lieber Freund! ist eine ganz vorzügliche Stadt, wenn man auch nur das in ihr betrachtet, was ein jeder, der auch nur blos in ihr umher geht, bemerken kann. Der allgemeine Wohlstand, der hier größer zu seyn scheint, als in irgend einer Hauptstadt,

die ich kenne, ist ein wohlthuender Anblick. An allen öffentlichen Orten ist so wenig Unterschied in der Kleidung, daß ein Fremder Anfangs unmöglich den Rang derer, die er sieht, beurtheilen kann. Am aller einfachsten kommt mir das vor, was der kayserlichen Familie selbst gehört, in welcher in gewissen Artickeln eine Einfalt zu herrschen scheint, die man in England in den Häusern und Sitzen der Leute von mitlerm Vermögen nicht findet.

Alles scheint hier einheimisch zu seyn, und dieser Grundsatz muß schon seit einer langen Reihe von Jahren befolgt worden seyn. Wer an Dinge über eine gewisse Feinheit hinaus gewohnt ist, muß ihnen hier entsagen, denn sie sind nicht zu haben. Ich habe mich mehrere Tage lang vergebens bemüht, einen Hut oder ein Tuch zu einem Kleide zu finden, wie ich sie zu tragen gewohnt bin. Mit dem, was ich hier gesagt, habe ich vielleicht die gröste Lobeserhebung auf Wien gemacht, eine Stadt, die seit einer langen Reihe von Jahren, die besondere Aufmerksamkeit einer weisen Regierung gewesen zu seyn scheint.

Bettler giebt es eigentlich hier gar nicht, und die wenigen, die Ihnen gelegentlich etwas abfordern, scheinen es insgeheim und mit Furcht zu thun. Von jenen schrecklichen Figuren, die mehr Gespenstern als Menschen gleichen, und deren es zu Rom, Venedig und Genua so viele giebt, sieht man auch nicht eine einzige. Selbst die niedrigsten Stände erscheinen mit Anstand und selten kommt mir eine Person vor, von der ich sagen könnte, daß sie nicht gut gekleidet sey, nämlich in ihrer Art und nach ihrem Stande. Aber der niedere Bürger von Wien scheint mehr zu haben, als das Nothwendige: ihm bleibt noch etwas übrig, der Freuden des Lebens zu genießen.

Gleich vom Anfange fiel mir die ungeheure Zahl der öffentlichen Miethkutschen (fiacres) auf, deren es hier an die 700 giebt und die alle numerirt und im Ganzen besser sind, als die zu Paris. London hat dieser Kutschen nicht über tausend für eine Million von Menschen. Wo giebt es eine Stadt in Europa, deren Bewohner siebenhundert Mieth-

kutschen erhalten können, bey einer Bevölkerung von weniger als 300,000 Seelen; denn ich bin jetzt gewiß, daß diese Angabe übertrieben ist, man mag mir auch sagen, was man will. Aber die allgemeine Wohlhabenheit erlaubt hier den öftern Gebrauch der Miethkutschen, dem niedrigen Bürger, der in andern Städten fast immer zu Fuße geht.

Alle öffentliche Orte und Spatziergänge sind voller Menschen. Im Prater, diesem schönem Naturproducte treffe ich, verhältnißmäßig, ungleich mehr Menschen an, als im Hydepark und dem von St. James. Die vielen öffentlichen Häuser, die darinne stehen, haben nicht nur die Limonaden, Orchaten und alle die feinern Erfrischungen für den reichern Theil des Volks, sondern auch Bier und alle Arten von Weinen, bey denen der Niedrigste sich wohl seyn und dann auf dem Spatziergange sich mit den Fürsten und Großen und Reichen aller Art mischt. Dieser Prater ist eine Insel auf der Donau dicht bey der Stadt, ein Thiergarten des Kaysers; aber Joseph II. öffnete ihn für das Publikum, ließ ihn anlegen

und zu einem Freudenplatze zubereiten, in welchem der Niedrigste mit dem Höchsten gleiches Recht hat.

Eben so auch der Augarten, den der nämliche Kayser öffnete und dessen Gebäude er dem Publikum preis gab. Jedermann kann jetzt für sein Geld da frühstücken, zu Mittage speisen, Bälle und Feste geben; es steht ihm alles zu Gebote, und er freut sich, Zimmer zu seinem Gebrauche zu haben, die ursprünglich für die Fürsten von Oesterreich gebaut wurden. Der nähmliche Tracteur hat eine Menge Zimmer zu Schönbrun erhalten, wo der Kayser gewöhnlich im Sommer wohnt. An beyden Orten speisen täglich Menschen in Menge zu Mittage, trinken Thee, Caffee 2c. und gehen dann in den kayserlichen Gärten umher, als wenn sie ihr Eigenthum wären. Auch macht man keinen Unterschied in Tagen und Stunden und Personen; alles ist offen für alle, und Niemand bedarf einer Erlaubniß, der Kayser sey da oder nicht.

Noch ehe es dunkel wird, fängt der Prater an, leer zu werden; und, wer noch ferner freye

Luft und zahlreiche, buntgemischte Gesellschaft sucht, geht auf eine Bastion, innerhalb der Ringmauern, dicht am kaiserlichen Schlosse. Auch hier hat ein öffentlicher Wirth drey große Zelte aufgeschlagen, vor welchen mehrere hundert Stühle stehen, in deren Mitte eine Bande von blasenden Instrumenten ist. Hier sind abermahls die Stände buntfarbig gemischt, und man sieht bisweilen die Fürstin neben dem Stadtmädchen sitzen, das vielleicht eben so gut gekleidet ist, als sie, und an äußerm Anstande ihr nichts nachgiebt.

Dieser öffentlichen Mädchen giebt es zu Wien eine ungeheure Menge, und sie machen gewöhnlich einen großen Theil der gesammten Gesellschaft auf der Bastion aus. Sie sind mehrentheils sehr gut und mit Geschmack gekleidet und beobachten einen Anstand, der mit der Frechheit dieser Classe zu London und Paris, einen höchst auffallenden Abstich macht.

Nach zehn Uhr fängt die Gesellschaft auf der Bastion an, abzunehmen; aber noch immer haben so viele keine Lust, sich im Zimmer zu vergraben, und wählen daher einige Theile des

Innern der Stadt zu ihrem Spatziergange, besonders den sogenannten Graben, welcher hier für einen öffentlichen Platz gilt, aber wirklich nicht breiter ist, als so manche Gassen im westlichen London, die noch überdieß eine Englische Meile und drüber lang sind. Auch hier und in den daran stoßenden Gassen giebt es wieder Caffeehäuser, vor deren Thüren eine Menge Leute auf der Gasse sitzen und sich Erfrischungen geben lassen. Der Wiener denkt also sehr an seinen Körper, dessen er sorgfältig pflegt. Einige Reisebeschreiber haben dieß der Stadt zu einem großen Vorwurf gemacht; allein mich dünkt mit Unrecht! Denn in welchem Lande ich auch noch gewesen bin, hab' ich gefunden, daß die Menschen große Liebhaber vom Essen und Trinken waren, wenn sie es nähmlich vermochten. Dieser Vorwurf kommt hauptsächlich von den Sachsen und Brandenburgern, welche freylich große Muster von Mäßigkeit sind, und größtentheils eine sehr magere Tafel halten.

Noch giebt es zu Wien einen andern öffentlichen Ort, der für Jedermann offen steht, aber nur im Winter. Es ist die sogenannte

Redoute, ein großes Gebäude, das aus mehreren Sälen besteht, und wo man tanzt, spielt, ißt, trinkt, Rendezvous giebt, Intrique treibt u. s. w. Für zwey Gulden hat Jedermann freyen Zutritt, er gehöre, zu welchem Range, zu welcher Classe er wolle, ohne Ausnahme. Eine kleine oder halbe Maske vor dem Gesichte ist alles, was beym Eintritte erfordert wird, und selbst diese Maske legt man nachher größtentheils ab. Die öffentlichen Mädchen sind keinesweges ausgeschlossen, seitdem man hier schon längst keine Keuschheitscommissionen mehr hat.

Von dem Wiener Menschen, näher betrachtet, kann ich Ihnen wenig oder nichts sagen. Leute von meinem eigenen Range kenne ich gar keine. Wir hatten einige Empfehlungsbriefe an mehrere große Häuser, auch wurden wir, bald nach unserer Ankunft, beym Fürsten Koloredo eingeführt, welcher wöchentlich zweymahl offenes Haus hält. Es ist der Gang, den man überall geht, man sieht sich, ohne sich kennen zu lernen, man ißt, trinkt und spielt, und verläßt sich, ohne weiter nach einander zu

verlangen. Es ist das Leben der guten Gesellschaft in allen großen Städten, und die Menschen, die man in diesen Gesellschaften findet, gleichen sich wundersam.

Bemerken muß ich jedoch, daß man sich mit sehr vielem Geschmacke kleidet, daß man auch auf den eigentlichen Staatskleidern wenig Gold und Silber mehr sieht, und daß zu Wien, so wie in den civilisirten Städten von Europa, Eleganz und Geschmack die Uebermacht über bloßen Werth und über plumpe Masse erhalten haben. Schnitt und Manier der täglichen und allgemeinen Tracht ist hier ganz Englisch: und welches ist der Ort, wo itzt dieß nicht mehr oder weniger der Fall ist? Alle Völker von Europa haben mehr oder weniger den allgemeinen Ton der Englischen Mode angenommen, und die sind die elegantesten, die den Engländern am nächsten kommen. Bey dem allen hat der eigentliche Engländer noch immer das, wovon ich ihm beym ersten Anblicke vor allen andern Völkern erkenne. Die mehresten andern nehmen blos den Schnitt, und denken über diesen zu raffiniren, wenn sie ihn verschönern

und zieren. Nur sehr wenige wissen, daß das wahrhaft Eigenthümliche der wirklichen Englischen Kleidung in ihrer Einfalt, Nettigkeit, Feinheit, Frischheit und äußerster Präcision besteht.

Auch in den Pferden ahmt der Wiener dem Engländer sehr nach, und man hat ihrer würklich eine große Menge aus England. Pferde sind beynahe der einzige Artickel, den der Wiener mit großen Kosten aus dem Auslande zieht, ohngeachtet der guten Stuttereyen in Ungarn und Böhmen. Es giebt Familien hier, die von 100. bis 150. Pferde halten und also einen wichtigen Aufwand in diesem Artickel machen. Bedienten halten sie auch in Menge: und dieß sind ohngefähr die beiden Puncte, in denen am meisten Luxus herrscht.

Offene Häuser halten jetzt nur sehr wenige, und offene Tafel Niemand mehr seit dem Tode des Fürsten von Kauniz, welcher ein Paar Tage vor unserer Ankunft starb. Man sagt mir, Niemand speise mehr auf Silber, weil alle die Großen ihr Silber theils

in die Münze geschickt, theils vergraben hätten: das man aber mit den gehörigen Einschränkungen verstehen muß.

Dieß ist zugleich ein sehr vortheilhafter Umstand für die kayserliche Porcellanfabrik welche sehr ansehnlich ist. Ich sahe sie und fand eine große Niederlage in gutem Geschmacke, so lange nähmlich von blosem Tischgeräthe die Rede ist. Was aber die Aufsätze, Figuren und kurz alles betrifft, was bloser Zierrath ist, so ist das mehreste noch entsetzlich französisch. Die galanten Schäfer und die enge eingeschnierten Insecten-gleiche Schäferinnen, die Opern-Tänzer und Tänzerinnen, die Spieler mit der Zither und Laute, die Jäger und Jägerinnen mit allen den natürlichen Farben — alles das ist höchst eckelhaft und höchst unerträglich für einen, der die Antike kennt und zu Rom und Neapel gesehen hat, wie man die schönsten Werke der Alten in die Fabricken überzutragen und in Biskuit sie zu liefern weiß. Es giebt in der Kunst nur einen Geschmack, und das ist der griechische: und alle Länder der Welt sind

mehr oder weniger barbarisch in dem Maase, in welchem sie sich mehr oder weniger von den Griechen entfernt haben.

Ob schon Wien kein Italien ist, auch mit London und Paris nicht verglichen werden kann, so ist es doch eine Stadt, die in sehr vielen Rücksichten unserm Deutschlande Ehre macht. Auffallend ist es, daß die allermehresten großen und schönen **Stiftungen** von Joseph herrühren! Das große Hospital mit dem Tollhause und dem Gebäude für die Wöchnerinnen; das Haus der Invaliden; die Cassernen; das Waisenhaus, die Schule für Wundärzte mit dem Soldatenspitale, lauter große und ansehnliche Gebäude sind von ihm.

Die **Schule für Wundärzte** ist eine der trefflichsten Stiftungen, die ich in Europa kenne. Hier ist alles beysammen, was zur Kunst gehört, und alles vortrefflich in seiner Art. Hier sehe ich alle die anatomischen Präparata in Wachs wieder, die ich zu Florenz gesehen, woher sie auch wirklich kommen, mit einer Nettigkeit, einer Eleganz und Vollendung, die das non plus ultra

dieser Kunst zu seyn scheint. Eben so ist die Büchersammlung dabey vortrefflich gebunden, und in einem großen heitern Zimmer. Alle Maschinen und alle Bandagen, die in der Erfahrung eines langen Wundarzt-Lebens und auf einem großen Theater vorkommen können, sind hier beysammen. Die Instrumente fast alle Englisch und von Savigny, vielleicht dem besten Künstler in diesem Fache. Sehr umständlich sind die Wachs-Präparata, die sich auf Erzeugung und Niederkunft beziehen. Ich befand mich, als ich dort war, in einer sehr zahlreichen Gesellschaft beyderley Geschlechts, und bemerkte, was ich schon sonst überall und ohne Ausnahme bemerkt hatte, daß die Zuschauer sich am allerlängsten bey den Zeugungstheilen aufhalten; aber das hatte ich noch nicht gesehen, daß die Frauenzimmer ihre Anmerkungen machten und sich kitzelten und lachten und auf gewisse Theile mit den Fingern wiesen. Und so lernt man denn, wie Sie sehen, immer etwas Neues, und der älteste Reisende, wenn er nur aufmerksam ist, sieht täglich Dinge, die er nie vorher sahe. Alle

Donnerstage steht das alles dem gesammten Publikum offen, und jedermann kann hineingehen, der sich die Mühe genommen hat, vorläufig einen Erlaubnißschein holen zu lassen, der nicht abgeschlagen wird.

Joseph war es auch, der den sogenannten Schatz von den Heiligthümern und Reliquien vereinigte; und schon fragt kein Mensch mehr, wo alle die halbverfaulten Knochen, Haare, Hirnschädel, Gefäße und Lumpen aller Art hingekommen sind, die der Aberglaube voriger Zeiten den Vorfahren Josephs als Kostbarkeiten aufhieng. Auch vertrieb er die Mönche. Während meines Aufenthalts zu Wien (einen Monath) hab ich ihrer nicht mehr als viere gesehen und zwey davon sah ich, weil ich sie selbst aufsuchte, als ich die kayserliche Begräbnißstätte zu sehen wünschte, welche im Capuziner Kloster ist und vollkommen der Einfalt entspricht, die ich in allem finde, was dem regierendem Hause eigenthümlich gehört. Josephs Sarg, der einfachste unter allen, auf sein eigenes Verlangen, zeichnet sich eben darum ganz vorzüglich

aus, wie die Büste des Brutes beym großen Begräbnisse, eo ipso, quod non conspiciebatur, wie Tacitus in seiner sentenziosen affectirten Manier sagt.

Die Polizey von Wien ist vortrefflich. Unter dem Gewühle von Menschen hört man keinen andern Lerm, als den, welcher natürlich und unvermeidlich aus der Menge von Wagen, Reutern und Fußgängern entsteht. Kein Anflauf, keine Verwirrung, keine Taschendieberey, keine Schlägerey, kein lautes Gezänke. Die Einwohner dieser Stadt scheinen durch eine vieljährige Uebung in Ordnung gehalten zu seyn, so daß sie ihnen zur Gewohnheit geworden ist, denn eine starke sichtbare Macht giebt es hier so wenig als zu Venedig. Zwar sind dreyhundert Leute zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung angestellt, und ich zweifle im geringsten nicht an ihrer Thätigkeit. Aber der Ausländer wird sie nicht gewahr. Patrouillen von Soldaten hab' ich nirgends in der Stadt umher ziehen sehen, und die Garnison ist itzt so unbedeutend,

daß man sie nur an den Thoren und einigen Wachen gewahr wird.

Daß man den Kutschen erlaubt, so schnell zu fahren, wundert mich; noch mehr aber, daß nicht ohne Unterlaß eine Menge Leute niedergefahren werden; denn bey dem ersten Anbau von Wien wurde nicht an die Fußgänger gedacht. Zwar befahl Joseph, der so vieles für das Volk that, daß man an beyden Seiten der Gassen Fußwege machen sollte, und in den mehresten Gassen sind sie nun auch gemacht, d. h. sie sind von breitern Steinen, als die übrige Straße, und also etwas bequemer, besonders bey schlechtem Wetter. Aber die Gassen sind zu enge, um die Fußwege, wie in England zu machen, wo sie erhöht sind, so daß die Wagen darauf weder fahren können noch dürfen; und so fahren auf den hiesigen die Kutschen, sobald in der Mitte der Gassen nicht Platz genug ist, einander auszuweichen. — Die Höhe der Häuser hat auch ihre Unbequemlichkeiten. Es giebt Leute hier, die 6 und 7, ja einige, die 8 Treppen hoch wohnen.

Daß die Gassen durchaus rein gehalten werden, hab' ich schon erinnert.

Gemähldesammlungen von Wichtigkeit giebt es hier nur dreye: die Kayserliche, die Lichtensteinische und die Harrachische. Die erstere ist sehr ansehnlich und hat Schätze aus der Venetianischen Schule, aber wenig aus der Römischen und Bolognesischen. An die Niederländer, von denen es hier viel Schönes giebt, muß ich mich erst wieder gewöhnen.

Das mehreste, was von Bildhauerey hier ist, ist des Anschauens kaum werth.

Der Saal, in welchem die kayserliche Büchersammlung steht, ist der schönste für eine Bibliotheck, die ich irgendwo je gesehen habe. Man sagte mir, sie hätten alle Principes ohne Ausnahme. Da ich sie selbst ohngefähr alle in den verschiedenen Bibliothecken von Europa gesehen habe, so war ich nicht umständlich, sondern ließ mir blos den Codex Psalmorum zeigen, den ich nie gesehen hatte, und die Mazarische Bibel, die ich aber nicht die nähmliche fand, als die zu Oxford.

Ich habe die Schauspiele fleißig besucht, seitdem ich wieder in Deutschland bin; aber ich habe keinen Sinn für das deutsche Theater. Unsere Trauerspiele sind ausschweifend und ungeheuer; unser Drama familiär und kleinlich und in wenigen unserer Lustspiele finde ich den Ton und die Sprache des feinen Lebens.

Hier zu Wien führt man eine Menge sehr schlechter Stücke auf, und das Trauerspiel scheint ganz aus der Mode zu seyn. Glauben Sie wohl, daß man in den fünf Schauspielhäusern, die jetzt hier offen sind, nur ein einzigesmahl ein Trauerspiel gegeben hat? und das auf einem der schlechtesten. Auch schienen die mehresten Schauspieler das Stück mehr zu travestiren, als zu spielen. Es war Ignes de Castro, ein wildes, blutiges Trauerspiel, und mit einem Gespenste ohne alle Noth, ohne Zweck und ohne Wirkung.

Auf einem andern Theater sah' ich einen travestirten Hamlet, der das Publikum entsetzlich zu belustigen schien. Gleichwohl bestand die Travestie in wenig mehr, als in grobem

Witze, plumpen, pöbelhaften und zum Theil schmutzigen Ausdrücken

Die Schauspieler in der Stadt sind besser, als in den Vorstädten; aber auch unter ihnen finde ich nicht jene Leute, die Riesbeck so sehr rühmt: und gleichwohl sagt man, die Wiener Schauspieler gehören unter die besten in Deutschland.

Die Schauspielhäuser selbst sind alle fünfe unbedeutend und unansehnlich, wenn man sie mit den Italienischen vergleicht, die die schönsten, größten und beßten sind, die ich in Europa kenne. Aber die Wiener kommen selbst den Pariser und Londonern noch lange nicht bey. —

Der Tanz ist hier ohngefähr im nähmlichen Geschmacke, wie in Italien, d. h. er besteht mehr in Anstrengung, schweren Stellungen und ungeheuern Sprüngen, als in leichten und gefälligen Bewegungen, in angenehmen Attitüden und allgemeiner Grazie. Der Tanz der Oper zu Paris, nähmlich wie sie sonst war ist der erste in Europa, und, nächst diesem, in der Oper zu London, wo man oft das Beste zusammen=

bringt, das in Europa zerstreut ist. Der beste Gesang ist meines Erachtens noch immer in Italien; die beste Musik vielleicht in Deutschland. An Decorationen und allem, was zum Maschinenwesen gehört, übertrifft die Pariser Oper alles andere, so wie an Geschmack und an Kleidung. Das beste Trauerspiel findet sich zu London, das beste Lustspiel zu Paris, die beste Pantomime in Italien, wo man auch die besten Possenmacher suchen muß. — Und was bleibt denn bey dieser allgemeinen Uebersicht für das arme Deutschland übrig? — Je nun, Traulichkeit und Herzlichkeit in kleinlicher Sprache; übertriebene Empfindungen, schmelzend zärtliche Liebe, girrende Turteltauben, Wohlwollen und Gutherzigkeit, Empfindsamkeit, häußliches Leben, wohl dargestellt in den niedern Ständen und endlich Kraft und Mark in ausgelassener Raserey:

Mein Urtheil über die jetzige deutsche Bühne, ist vielleicht übereilt und zu frühzeitig. Sie werden sagen, lieber Freund! ich habe noch nicht genug davon gesehen und gelesen, bin noch zu sehr Neuling! — Nun, desto bes-

ser, wenn es so ist; denn dadurch werde ich gelegentlich einen Genuß erhalten, auf den ich nicht rechne.

Man hat hier ein Privattheater in dem Hause des jungen Grafen von Fries. Die spielenden Personen sind die Gräfin, ihre Tochter, gelegentlich der junge Graf, einige nahe Verwandte und einige wenige Ausländer. Sie sind größtentheils entweder in Frankreich gebohren, oder dort erzogen, oder haben vorzüglich unter Franzosen gelebt. Es ist also ein wahrhaft französisches Schauspiel, gute Aussprache und die beste französische Manier. — Das Theater selbst ist ein kleines niedliches Ding.

Sie wissen ohnstreitig, lieber Freund, daß es zu Wien ein Amphitheater giebt. Es ist freylich, sehr klein, elend und armselig in jeder Betrachtung, wenn man es mit den alten Römischen vergleicht; aber es thut mir doch leid, daß man so ein Ding hier duldet, obschon wöchentlich nur einmahl gespielt wird. Gladiatoren bringt man nun freylich nicht auf die area; auch läßt die Armuth des Unterneh-

mers ihm nicht zu, so viele hundert Löwen, Tyger, Leoparden 2c. auf einmahl loszulassen; Nein, man begnügt sich mit Hunden und einzelnen Löwen und Bären und Tygern, oder man plagt einen armen Ochsen, oder opfert einige Hunde einem wilden Schweine auf. Zu Pompejus Zeiten brachte man 600 Löwen auf einmahl ins Amphitheater zu Rom, und unter den Kaisern oft mehr als hundert Elephanten, während daß die andern wilden Thiere nicht zu zählen waren. Auch waren das wirkliche Gefechte und das Blutvergießen von Menschen und Thieren fürchterlich. Das war nun sehr grausam; aber hier ist man nicht weniger so, ob es schon nur ein Schaugefechte ist, denn sobald es zum Ernste kommt, fürchtet der Unternehmer seine Thiere zu verlieren, und so reißt man sie auseinander, ehe sie sich tödten. Und so wird denn das nähmliche arme Thier fast alle Sonntage zur nämlichen Marter geführt, es sey denn, daß es am vorhergehenden Sonntage zu übel zugerichtet worden wäre, in welchem Falle man ihm Ruhe lassen muß, bis es geheilt ist.

Die Wiener scheinen viel Wohlgefallen an diesem Schauspiele zu haben! Ich bin einmahl dahin gegangen, wie man denn in der Welt alles sehen muß, werde aber gewiß nicht wieder gehen. Ich finde kein Vergnügen darinne, einen armen Bären zu sehen, gegen den man allemahl mehr Hunde hetzt, als er bezwingen kann, dessen Ohren schon längst zerrissen sind, und der fast keinen Pelz mehr hat, so oft hat er schon auf der nämlichen area sich geschlagen; oder einen Ochsen, der vor Schmerz brüllt, weil große Hunde ihn bey beyden Ohren auf der Erde halten; einen Hirsch, dem die Hunde die Seiten zerrissen, und dem man nur darum das Leben rettet, um ihn ein andermal zum nähmlichen Zwecke zu gebrauchen ꝛc. Der Leoparde und der Tyger erscheint blos, um ein Schaf zu zerreißen, und den Löwen bringt man sehr selten ins Spiel, weil das allemal Hunde kostet und die Wärter nicht helfen können, denn sie wagen sich nicht an den Löwen, wenn er im Gefechte ist. —

Die Kaiserinn hat sich seit ihrer Niederkunft zu Schönbrunn aufgehalten, und ist

noch nicht zu sehen gewesen. Der Kaiser ist auch größtentheils dort; doch kommt er öfters nach Wien, hält auch bestimmte Tage, an denen er jederman empfängt: eine Gewohnheit, die Kaiser Joseph eingeführt, und die der gegenwärtige bis hierher beybehalten hat. Diese Arbeit dauert jedesmahl den größten Theil des Tages, und ist ungeheuer.

Es ist allerdings sehr gütig von dem Fürsten eines großen Reiches, einen beträchtlichen Theil seiner Zeit so aufzugeben, und so Manches anzuhören, worinne er nichts thun kann, Klagen, denen er nicht abzuhelfen im Stande ist, und kurz sogar vieles, das ihm Langeweile machen muß. Ob aber diese Audienzen dem Unterthan von großem Nutzen sind, bezweifele ich sehr. Es ist unmöglich, daß unter der Menge von Dingen, die man dem Kaiser vorbringt, nicht eins mit dem andern vergessen werde. Denn es versteht sich, daß jede Bitte und jede Klage erst untersucht werden muß, ehe er etwas darinne thun kann: und so wird am Ende immer der recht haben, der zuletzt redet, und die mehresten Geschäfte, wenn auch

der Kaiser ernsthaft darein eintritt, müssen zuletzt doch den gewöhnlichen Gang, d. h. durch die verschiedenen Instanzen gehen, für die eine jede Sache gehört. Hierzu kommt noch, daß die mehresten Menschen, sobald ihnen erlaubt ist, ihre Angelegenheiten mündlich vorzutragen, sehr weitläuftig und verworren sind, und daß ein großer Theil der Zeit verlohren gehet, die einem Fürsten so kostbar seyn sollte. Dies war wohl eine von den Hauptursachen, warum der letzte König von Preussen zwar einem jeden erlaubte, an ihn zu schreiben, nicht aber mit ihm zu reden. Indessen ist für den Unterthan der Gedanke immer noch sehr tröstlich, daß das Ohr seines Fürsten ihm offen stehe, und manchem ist es, wie Lord Chesterfield sehr richtig bemerket, lieber, daß man seine Klage, oder seine Geschichte anhöre, als daß man ihm helfe. Auf alle Fälle ist dieses Verfahren ein Mittel, sich Liebe in der Hauptstadt zu erwerben, und aus dieser sich einen gewissen Ruf über das Land zu verbreiten.

Joseph II. wußte dieß sehr wohl; auch duldete er, daß man gelegentlich großen Miß-

brauch von der Leichtigkeit machte, mit der man vor ihn kommen konnte. Ein beträchtlicher Theil der Zeit, die er diesen Audienzen widmete, vergieng mit Anhörung von Bitten, welche Leute aus den niedern Ständen, und besonders Mädchen an ihn thaten. Eine bath um eine kleine Ausstattung, weil sie sich sonst nicht verheurathen könnte; diese erbettelte ein Paar Ducaten um dieß, jene, um etwas anderes zu lernen. Aber dadurch erwarb sich Joseph eine solche Popularität, daß man noch jetzt, unter den niedern Ständen, mit Rührung und Dank von ihm spricht. Man darf nur mit solchen Leuten in ein Gespräche über ihn eintreten, und sie sind unerschöpflich in ihren Geschichtchen, die sie mit einer Freude erzählen, die sich in jedem Zuge ihres Gesichtes mahlt.

An diesen Tagen empfängt seine Kaiserliche Majestät auch die Fremden. Diese Vorstellungen sind ebenfalls Privat-Audienzen, ohngefähr wie im Haag, nur daß der Kayser stehend empfängt, während daß man beym Stadthalter sich setzt. Sie bedürfen keiner Qualification, um dem Kayser vorgestellt zu

werden, und ein jeder Gesandter kann ohne Unterschied die Ausländer bringen, die ihm empfohlen sind. Ist der Gesandte eines Landes nicht gegenwärtig, oder trift es sich, daß ein Land gerade in dem Augenblicke keinen hat, so wird ein anderer gebethen, das Geschäfte zu übernehmen: welches übrigens auch an andern Höfen gebräuchlich ist.

Außer dem Hofe habe ich den Kaiser im Prader und in den Gärten von Schönbrunn gesehen, wo er, wie Joseph II. ohne Begleitung und ohne Prunk erscheint. Ein jeder geht hier seinen Gang, und folgt seinen Belustigungen, ohne den geringsten Zwang dadurch zu fühlen, daß er sich in der Nähe seines Fürsten befindet. Dies ist der Charakter aller großen Höfe; nur kleine Höfe und kleine Residenzen können einen gewißen Zwang für das Publikum hervorbringen.

Bey Gelegenheit von Schönbrunn muß ich erinnern, daß die dasige Sammlung von ausländischen Gewächsen die schönste ist, die ich kenne. Die zu Kew mag zahlreicher und vollständiger seyn; aber hier sind die indivi-

duellen Gewächse größer und schöner, weil Joseph II. einen grossen Aufwand machte, nicht den Saamen, sondern das Gewächse selbst aus den Ländern anzuschaffen, in welchen es zu Hause ist. – Auch die Sammlung von ausländischen Thieren ist hier sehr sehenswerth.

Unter den Landsitzen, die man in einiger Ferne von Wien besuchet, ist Dornbach der schönste, und gehört dem Feldmarschall von Lascy. Hier sind Partien, die eines Englischen Landsitzes würdig sind. Schon die Natur hat sehr viel gethan, wie denn überhaupt alle Gegenden an dem Hügel sehr schön sind. Niemand wird es bereuen, einige Höhen dieses Hügels zu besteigen. Besonders schön ist die Aussicht von dem sogenannten Kahlenberge, und von dem Landsitze, der dem Fürsten von Gallizin gehörte.

Sechsundzwanzigster Brief.

Reise durch einen Theil von Ungarn.

Esterhazy – der Neusiedler-See – Presburg – Camorn – Ofen und Pesth – die Zigeuner.

den 31. July 1794.

Ein jedes Land, das man bereiset, ist uns hauptsächlich in zweyerley Rücksichten interessant: entweder, es ist eins der alten und civilisirten Länder, wo ich theils die gegenwärtige Cultur, theils die Ueberbleibsel seiner beßern Zeit zu untersuchen habe; oder es ist ein Land, das sich durch eine vorzüglich schöne Natur

auszeichnet, wie die Schweiz, Salzburg und einige Theile des südlichen Deutschlands.

Ungarn gehört weder unter die eine noch die andere Classe; und wir sind nun eine gute Strecke auf der einen Seite in das Land hinabgereißt, und auf der andern wieder heraufgekommen, ohne daß ich eigentlich weiß, warum diejenigen, die uns zu dieser Reise beredeten uns hieher geschickt haben. Aber es scheint in des Menschen Natur zu seyn, daß er überall hinblicken will, wo er vorher noch nicht gewesen ist, ob er schon im voraus weiß, daß er wenig Nahrung da finden wird. Und dann giebt es in uns eine gewiße Unruhe, die uns immer vorwärts treibt, und wenn wir in eine gewiße Ferne nach Süden und Westen zu gelaufen sind, so möchten wir eben so weit auch nach Norden und Osten laufen.

In der That konnte ich von unserer Reise nach Ungarn wenig erwarten. Ich wußte im voraus, daß wir uns nicht aufhalten würden, um Menschen kennen zu lernen. Eben so wenig durften wir uns nach den Resten der ehemaligen Cultur und Kunst umsehen, denn Ungarn

ist noch nie aus einem gewißen Grade der Barbarey gekommen; Und eben dieser letzte Umstand ist Ursache, warum ich auch itzt noch keine großen Fortschritte sehen konnte, weil dieses Land nie welche gemacht hat. Was endlich die Natur betrift, so war unser Plan vom Anfange her, nicht bis in die östlichsten Theile dieses Reiches vorzudringen, und auch den Theil nicht zu besuchen, wo die Gebirge am höchsten sind. Meine Erwartungen waren also nichts weniger, als hoch gespannt: Aber solche Wüsteneyen erwartete ich nicht zu sehen, solche Armuth und solche Vernachläßigung der Vortheile, die die Natur diesem Lande gegeben hat!

Wir haben über 60. deutsche Meilen in Ungarn gemacht, und auf dieser ganzen Strecke habe ich, außer Ofen und Pesth (und diese beyden Orte sind im Grunde nur einer, nur daß dieser auf dem linken, und jener auf den rechten Ufer der Donau liegt) habe ich keine einzige ansehnliche Stadt gesehen, denn Presburg kommt vielen unserer deutschen Mittelstädte nicht bey. Nach einem Oestreichischen Schrift-

steller, den man zu Wien sehr empfiehlt, sind zu Buda, oder Ofen 20,000, und zu Pesth 26,000 Seelen. Beyde Orte sind weitläuftig gebaut, und lassen sich nicht leicht übersehen; aber ich kann schwerlich glauben, daß diese Angabe richtig sey: Und ich habe so viel mehr Ursache daran zu zweifeln, da ich aus der Angabe der Volksmenge einiger andern Ungarischen Städte offenbar gesehen habe, daß der Verfasser alles übertreibt. So rechnet er zu Edenburg, oder Oedenburg, 12,000 Seelen, an einem Orte, der den kleinen Deutschen und Schweizerischen Mittelstädten, wie Heidelberg, Arau, Chemnitz, Annaberg ꝛc. bey weitem nicht gleich kommt. Am lächerlichsten aber dünken mich seine 20,000 Seelen zu Raab, einer unbedeutenden Stadt, wo die Häuser größtentheils niedrig und klein sind, und wo ich wenig Bewegung und Betriebsamkeit bemerken konnte.

Wir verließen Wien vor Ende des Junii, und giengen über Edenburg nach Esterhazy, dem berühmten Landsitze des Fürsten dieses Nahmens. Außer Edenburg und Laxenburg,

wo der Kaiser ein Lustschloß hat, kommt man auf diesen zwölf Meilen an keinen erträglichen Ort. Doch sind die Straßen größtentheils sehr gut, und wir kamen an dem Tage zeitig zu Esterhazy an, ob wir uns schon zu Laxenburg ein wenig aufgehalten hatten. Uebrigens ist die Ferne keinesweges zwölf Meilen, ob man sie schon den Postmeistern bezahlen muß.

Zu Esterhazy fand ich große weitläuftige Gebäude, französische Gärten, zwey Theater, ansehnliche Stallungen und so manches andere, das dem Landsitz eines regierenden Fürsten entspricht. Dieser Ort ist seit mehreren Jahren ganz vernachläßiget worden, und viele der besten Meublen, Verzierungen und andere Sachen von Werthe sind nicht mehr hier. Zwar hält man noch die Hauptgebäude im baulichen Stande, aber im Hofe und ganz in der Nähe des Herrschaftlichen Wohnhauses sieht man auffallende Contraste. Dieser Landsitz zeigt nun also mehr was er gewesen ist, als, was er jetzt ist. Allein selbst in seiner besten Zeit war es nie ein Ort, der sich vorzüglich durch etwas anders auszeichnete, als durch seinen Umfang

und die ungeheuern Summen, die man darauf verwendete. Es herrscht durchaus mehr Pracht als Geschmack, und, des Umfanges ungeachtet, ist doch hier nirgends etwas grosses. Selbst die Hauptzimmer sind, für ein so weitläuftiges Gebäude, kleiu und hin und wieder ängstlich. Die Lage davon ist auch schlecht, denn es ist eine unumgränzte Ebene, tief und sehr schlecht angebauet. Die Gärten sind ganz französisch und nicht von großen Umfange; überall also, wo man auf die höhern Theile der Gebäude kommt, übersieht man auf einmahl das, was der Fürst hat anlegen lassen, und das ganze Land darüber hinaus ist kahl und ungebaut, und macht eine traurige Wirkung.

Das Beßte in der Gegend ist der Neusiedlersee, von ziemlichem Umfange und nicht über eine halbe Stunde vom Hause entfernt; aber da das ganze Land flach ist, so sind die Ufer dieses Sees ohne Erhöhung und folglich ohne Wirkung. Wir haben diesen ganzen See so ziemlich umfahren, weil wir über Edenburg nach Esterhazy und von da nach

Presburg giengen; und größtentheils sah ich ein theils sandiges, theils sumpfiges, ein wenig angebautes und wenig bevölkertes Land. Ich weiß nicht genau die Ferne von Esterhazy nach Presburg, denn man findet auf diesem Wege keine Posten. Wir mußten also mit den nehmlichen Pferden gehen, die uns schon um 3 Uhr nach Presburg brachten, ob man schon die Ferne 8 Meilen rechnete; für diese wenigstens mußten wir bezahlen.

Ich muß einen Umstand nicht vergessen, der mir viel Einsicht in einen Theil von Ungern gab. Auf dem Wege zwischen Edenburg und Esterhazy begegneten wir einer solchen Menge von Bauerwagen, daß ich mich wirklich nicht sehr zu irren glaube, wenn ich sage, sie betrugen einige Hunderte. Ich konnte nicht begreifen, was so viele Menschen und Wagen zusammenbrachten, bis der Postillon mir sagte, es wären Landleute aus den Gegenden von Ungarn, die zwischen Sclavonien und der Donau liegen; sie führten Getreide nach Wien, welches von da zu Wasser den Armeen zugeschickt würde; diese Bauern kämen aus verschiedenen, theils

ziemlich fernen Gegenden, stießen nach und nach zusammen und vermehrten sich also in dem Maße, in welchem sie der Stadt Wien näher kämen.

Eine Menschenrace wie diese, war mir noch nie vorgekommen! Kaum konnte ich mich überzeugen, daß es Wesen unserer Art wären. So schmutzig, so verwildert, so das Gepräge von Barbarey und Armuth an sich tragend, wie diese Menschen hatte ich noch nie etwas gesehen, selbst nicht in den elendesten Hütten der elendesten Theile von Irland. Auch war ihr Ansehen und ihr ganzer Bau vom Europäer merklich unterschieden: kleine, stark untersetzte Figuren, mit niedriger Stirne, etwas eingedrückter Nase, kleine dunkele Augen, und krauses, schwarzes Haar, das, wenigstens in diesem Jahre, nie gekämmt worden zu seyn schien. Ihre Pferde waren klein und äusserst mager; ihre Wagen, ihre Geschirre und alles darum und daran trug das Gepräge eines Volkes, das sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens mit roher Hand selbst verfertiget.

Die Lage von Presburg ist artig, und in der Stadt sind einige sehr gute Gebäude. Dies ist aber auch Alles, und sonst hat sie nichts, das eine Hauptstadt verrieth. Uebrigens ist sie auch nicht mehr die Hauptstadt des Reiches, seitdem mehrere Theile der Regierung, so wie der Sitz des Palatins (jetzt eines Bruders des Kaisers) nach Ofen verlegt worden sind. Einige Stunden, die wir umhergiengen, waren mehr als hinreichend, Alles zu sehen, was diese Stadt Sehenswürdiges und — Nichtsehenswürdiges hat.

Wir giengen den folgenden Tag, auf der Nordseite der Donau, nach Comorra, wo wir, auf einem Wagen von 12 deutschen Meilen auch nicht einen einzigen erträglichen Ort, nicht ein ansehnliches Dorf sahen. Comorra selbst ist nur ein schlechter Ort, von wo aus noch 16 Meilen bis Ofen sind, durch ein Land, das zwar etwas besser ist, als die ersten 12 Meilen, oder die ganze Gegend zwischen Edenburg und Presburg, das aber doch für uns wenig interessantes hatte.

Den dritten Tag und einen Theil des vierten blieben wir zu Ofen, welches, nebst der Raitzenstadt, den übrigen Vorstädten, und, auf der andern Seite der Donau, Pesth, wirklich eine sehr hübsche Stadt macht. Auch scheint hier sehr viel Vertrieb zu seyn und die Bevölkerung nimmt merklich zu. Pesth, besteht größtentheils aus neuen und ansehnlichen Häusern, wovon viele erst innerhalb weniger Jahre erbaut worden sind.

Seitdem das Schloß zu Presburg für Soldaten und andere Wohnungen eingerichtet worden ist, wohnt der Palatin von Ungarn auf dem Schlosse zu Ofen, einen guten, ansehnlichen Gebäude. Es liegt auf einem Hügel, von dem man eine schöne Aussicht hat, ist auch, auf moderne Art, sehr gut, obschon sehr einfach, meublirt. Die Zimmer für die Kaiserliche Familie sind von denen des Palatins abgesondert, und werden so unterhalten, daß sie von einem Tage zum andern bewohnt werden können.

In der Gegend von Ofen wächst ein sehr guter Wein, wenigstens habe ich öfters davon

gehöret und zu Wien davon getrunken; hier aber konnte ich keinen bekommen, der vorzüglich gut gewesen wäre. Wir baten den Wirth, zu den beßten Weinhändlern zu schicken und, ohne Bestimmung des Preißes, das Beste zu verlangen: Man brachte uns vier verschiedene Weine, aber keiner war vorzüglich gut. An allen andern Orten von Ungarn, haben wir ein elendes Getränke bekommen, so daß ich mit Wahrheit sagen kann, daß wir acht Tage in Ungarn zugebracht und zwischen 60 und 70 deutsche Meilen in dem Lande gemacht haben, ohne je eine Flasche guten Wein zu bekommen.

So sagt man auch sehr viel im Auslande von den Ungarischen Melonen. In der That habe ich auf den Marktplätzen mehrerer Orte grose Haufen von Melonen auf der Erde liegen sehen; sie sind äusserst wohlfeil; allein es sind Wassermelonen, die entweder sehr wenig, oder einen sehr widerlichen Geschmack haben.

Zu Pesth sind jetzt eine Menge französischer Kriegsgefangenen, die nicht nur sorgfältig bewacht werden, sondern zu denen man

auch Niemanden läßt. Ein Engländer von meiner Bekanntschaft, der kurz vor uns zu Ofen war, bat in einem französischen Billet den Gouverneur, um Erlaubniß sie zu sehen. Dieser schrieb ihm auf Französisch zurück, daß er die Franzosen und ihre Sprache hasse, und deswegen antworte er ihm auf Deutsch: und nun kam auf Deutsch: „Es ist Niemanden erlaubt, keinen Franzosen zu sehen, und es ist unserer Alliirten unwürdig, solche Menschen zu besuchen." Der Engländer fand den Französischen, so wohl als Deutschen Theil des Billets so sonderbar, daß er es zu Wien allen seinen Bekannten zeigte, und als eine Merkwürdigkeit mit sich nach England nehmen wollte.

Diese Französischen Gefangenen hier sterben in grosser Menge, woran das ihnen ungewohnte Clima, die entsetzliche Hitze und die Enge des Ortes, in welchem sie eingeschlossen sind, Schuld seyn mögen. Auch fehlt es sehr vielen an gehöriger Kleidung und Wäsche, welches sich sehr leicht begreifen läßt, wenn man die ungeheure Reise bedenkt, die sie aus dem Westen von Europa bis in die Mitte von Un-

garn machen mußten. Setzen Sie noch hinzu, daß sich von einem Sansculotten nicht erwarten läßt, daß er vom Anfange her einen großen Vorrath von Kleidung oder Wäsche hatte.

Die Häuser, in denen der Landmann auf den Dörfern wohnt, sind größtentheils sehr schlecht, auch dann noch, wenn das ganze Dorf aus Edelleuten besteht; ein Umstand, der in Ungarn nicht ungewöhnlich ist. Wir kamen durch ein solches Dorf, von dem man mir sagte, daß so ziemlich alle Bauern desselben Edelleute wären. Da wir uns ein wenig aufhielten, so untersuchte ich dieses Dorf mit besonderer Aufmerksamkeit und bemühete mich, irgend einen Unterschied zu finden, wodurch sich die Wohnungen, die Kleidung oder die Reinlichkeit dieser adelichen Bauern von andern auszeichnete; allein ich konnte wenig entdecken.

Ungarn ist in Europa noch immer der Hauptsitz der Zigeuner. Es ist sonderbar, daß dieses Volk sich durchaus nicht die Bande der bürgerlichen Gesellschaft will anlegen lassen. Die vielen und anhaltenden Bemühun-

gen der verstorbenen Kaiserinn waren in dieser Rücksicht, größtentheils fruchtlos. Einige sind allerdings hin und wieder Eigenthümer geworden und besitzen Güter, oder treiben ein Handwerk oder irgend ein Gewerbe. Allein die größere Zahl zieht noch immer ihre Armuth und ihre Unabhängigkeit vor, begnügt sich mit Wenigem und erwirbt sich dieses Wenige durch Betrug, durch Betteln, Stehlen, hauptsächlich aber durch Musik. Ein Zigeuner versteht häufig mehrere Instrumente, und man findet sie in allen Schenken und an allen öffentlichen Orten.

Wir speiseten zu Nauburg, einem Dorfe zwischen Presburg und Ofen, zu Mittage, und während daß man uns das Essen zubereitete, untersuchte ich mehrere Zigeunerhütten, die sich von denen der übrigen Bauern, so schlecht auch diese sind, doch immer noch auszeichnen. Sie erinnerten mich an die Hütten, die ich am Flusse Selo im Neapolitanischen gesehen hatte. Einige derselben sind elend und schmutzig über alle Beschreibung, und so klein, daß man nicht begreift, wie die Menge von

Kindern, womit eine Zigeuner-Familie gewöhnlich gesegnet ist, Platz darinne finde. Allein der Zigeuner scheint mehr außerhalb als in seiner Hütte zu existiren. Die Kinder spielten im Kothe, und die Aeltern standen müßig dabey. Ich bemerkte einige Männer, die sich durch ihren Wuchs und die leichte ungezwungene Bewegung ihrer Glieder auszeichneten. Kurz nachher kam ein Theil dieser Gesellschaft zu uns in das Wirthshaus, aber in einer ganz veränderten Gestalt. Ihr vorher halb nackter Unterleib war mit Ungarischen Hosen und Stiefeln bedeckt, und über ihr schmutziges, halb zerlumptes Hemde hieng ein Ungarischer Pelz. Sie hatten fünf Instrumente und machten beßere Musik, als die, welche man etwan gelegentlich in den Dorfschenken anderer Länder hört. Kaum hatten die Männer angefangen zu spielen, so versammelten sich auch Weiber vor unsern Fenstern. Der Reiz der Musik schien sie anzuziehen, und sie tanzten, ohne sich in Reihen, oder in eine Figur zu bilden; Es war mehr ein fröhliches Umherspringen und Drehen, wo-

mit eine jede ihr Vergnügen auszudrücken schien, das sie unabhängig von den andern genoß. Diese Weibspersonen waren nicht schlecht gekleidet und ein paar darunter ziemlich artig.

Die Farbe der Ungarischen Zigeuner ist, so wie überall von der Farbe der übrigen Landeseinwohner verschieden; Allein ich betrachte diese nicht so wohl als eine Ueberbleibsel ihrer ursprünglichen südlich Asiatischen Herkunft, sondern vielmehr als die Folge ihrer Lebensart. (Manche derselben sind auch wohl gar nicht Asiatischer Herkunft.) So viel weiß ich ganz gewiß, daß der größte Theil der sogenannten Gipsies (Zigeuner) in England keinesweges Nachkommen jener ursprünglichen Asiaten, sondern Englische Landstreicher, Englische Bettlerfamilien sind, unter denen sich das Handwerk vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und die mehrentheils in freyer Luft, in Scheunen und allenfalls in elenden Hütten leben, unter Schmutz, Rauch und Feuchtigkeit. Den drey letzten Artickeln schreibe ich hauptsächlich die olivenartige Gesichtsfarbe zu,

die man nicht nur bey den Zigeunern, sondern bey allen denen findet, deren Lebensart ohngefehr dieselbe ist. Irland z. E. hat das gemäßigste Clima, das ich in Europa kenne, und die Gesichtsfarbe der bessern Classen ist mehrentheils schön. Aber der arme Landmann, der in elenden Hütten, in Rauch, Feuchtigkeit und Schmutz lebt, scheint eine andere Menschenart zu seyn, scheint zu einem südlichen Volke zu gehören, so gar wenig hat er von der weißen und reinen Gesichtsfarbe, welche das Clima von Großbrittannien und Irland sonst hervorbringt. Eben so haben die ächten Neapolitanischen Cazaroni eine Gesichtsfarbe, die merklich von der der beßern Stände dieses Landes verschieden ist.

Was mir in Ungarn unter andern nicht wenig aufgefallen ist, ist die geringe Zahl von Obstbäumen, die ich in dem ganzen Striche bemerktee den ich durchwandert habe, und das auch auf der südlichen Seite der Donau, auf welcher wir zurück kamen, und welche mir im Ganzen besser schien als die Nördliche. Dieß mag vielleicht auch daher kommen, daß

auf der südlichen Seite die eigentliche große Landstraße von Presburg nach Ofen geht. Aus der geringen Zahl von Obstbäumen habe ich immer mit ziemlicher Richtigkeit geschlossen, wie weit das Landvolk in diesem oder jenem Reiche noch zurücke ist, vorausgesetzt nehmlich, daß das Clima den Obstbäumen günstig ist. Das von Ungarn scheint vorzüglich vortheilhaft darzu zu seyn, ein Land, wo die Hitze im Sommer so groß ist, daß sie, dünkt mich, selbst die Früchte der südlichern Himmelsstriche reifen könnte. Freylich war dieser Sommer eine Ausnahme; aber die Hitze die ich in Ungarn gefühlt habe, war auch so, daß ich nie in irgend einem Lande so viel gelitten habe.

Aeußerst bequem ist es doch, daß die deutsche Sprache vollkommen hinreichend ist, in Ungarn zu reisen. Sie wissen, daß ein großer Theil des Landes von Deutschen bewohnt ist, und die Wirthshäuser scheinen vorzüglich diesem Volke zu gehören. Man sagt mir, daß man mit der deutschen Sprache nicht nur durch ganz Ungarn, sondern bis nach Constantinopel zu Lande reisen könne, und daß man selten auf

ein Wirthshaus stoße, das nicht entweder einem Deutschen gehöre, (öfters einem deutschen Juden) oder worinne nicht eine oder mehrere Personen sich fänden, die unsere Sprache verstehen. Das nehmliche soll der Fall durch einen großen Theil von Rußland seyn, auf der Straße, welche die Caravanen nach China nehmen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Mähren.

den 5ten Aug.

Ich habe oft die Wirkungen beobachtet, die die Französische Revolution mit allem, was daran hieng, auf die verschiedenen Regierungen von Europa gehabt hat. Ueberall hat diese Revolution eine gewisse Aengstlichkeit hervorgebracht, die, wenn sie zu weit geht, ins Ekelhafte fällt. Der ehrliche, unbefangene Reisende, der sich um das, was in einem Lande vorgeht, nicht weiter bekümmert, als daß er ein ruhiger Zuschauer davon ist, leidet nicht wenig durch die mannigfaltigen Verordnungen, die in den

den verschiedenen Ländern von Europa seit einigen Jahren gemacht worden sind. An einer Grenze muß man seinen Paß vorläufig aus der Hauptstadt des Landes, welches man besuchen will, haben kommen lassen; an einem andern Ort studiert der unwissende, ängstlich furchtsame und officiell insolente Zollbediente Ihren Paß, sieht Ihnen in das Gesicht und ließt wieder, verlangt Erläuterungen und schüttelt den Kopf. Zu Pavia wollte der Commendant uns nicht einlassen, weil Monſ. le Comte im Passe stand, und am Ende kam es heraus, daß er uns für Franzosen hielt, weil es in England keine Grafen gäbe. Nachdem ich ihn aber überzeugt hatte, daß Monſ. le Comte wirklich ein Mylord Angleſe wäre, und ich ebenfalls aus England käme, ohne ein Franzose zu seyn, so ließ er es sich gefallen. In den Bergen des Lac de joux wollte ein Unterofficier durchaus unsern Paß sehen, den wir nicht mitgebracht hatten, weil wir von Lausanne kamen und wieder dahin giengen. Will man nach Ungarn gehen, so taugt kein Paß eines Ministers, sondern man muß einen ganz

besondern von der Ungarischen Canzelley sich geben lassen, der in lateinischer Sprache abgefaßt ist. An einem Orte durchsuchte man alle unsere Bücher, damit ja nicht etwan ein Revolutionsbuch sich in das Land einschleiche. In den mehresten Gegenden von Oestreich, thut die Policey gedruckte Fragen, die sonst in Gesellschaft für Indiscretion gehalten werden: wie alt? von welcher Religion? verheurathet oder nicht? ꝛc. Aber eine der allerbeschwerlichsten Verordnungen dieser Art ist folgende, von der ich nicht gehört hatte, die ich aber durch Erfahrung kennen lernte: „Wer in einer gewissen Ferne von Wien, an einen Ort mit andern Pferden kommt, als mit Postpferden, „bekommt auf der ersten Post, an die er sich „wendet, nicht eher Pferde, als nach einem „Aufenthalte von zwey oder dreymal vier und „zwanzig Stunden.“ Wir verließen Presburg den 4ten August, und wollten nicht wieder über Wien gehen, sondern quer durch Mähren nach Böhmen. Nun ist aber von Presburg keine regelmäßige Post; wir nahmen also für die ersten Meilen Lohnpferde bis Gaunersdorf,

wo man auf die Straße von Wien nach Brün kommt. Kein Mensch sagte uns ein Wort, bis uns der Postmeister zu Gaunersdorf Pferde verweigerte. Zu Nicolsburg war es die nehmliche Geschichte, und so mußte ich von Ort zu Ort Lehnpferde suchen bis nach Brün. Ob nun hier die Wirkung des Befehls aufhörte, oder ob der Postmeister nicht für gut fand zu untersuchen, wie die Leute heute angekommen wären, die er Morgen weiter führen sollte, weiß ich nicht: und wir hatten eben so wenig Lust, in Untersuchungen einzutreten, die uns vielleicht hätten nöthigen können, noch weiter mit Lohnpferden zu reisen. — Das Ende einer solchen Verordnung kann nun kein anderes seyn, als zu verhindern, daß irgend jemand in der Geschwindigkeit aus den Oestreichischen Staaten entfliehe, ehe der Arm der Gerechtigkeit ihn erreichen kann. Aber wie unzulänglich ist eine solche Vorsorge! Wir giengen fast eben so geschwind als mit Postpferden, nur daß wir mehr bezahlen mußten, und daß ich die Beschwerde hatte, an jedem Orte einen frischen Handel zu schließen. Allein solche Ver-

ordnungen sind größtentheils unnütze, denn diejenigen, gegen die sie gemacht sind, kennen sie mehrentheils sehr genau, und nehmen ihre Maaßregeln dagegen; nur der unbefangene Reisende, der, wie wir, ohne Mistrauen geradezu seinen Weg macht, muß die Beschwerde davon tragen. Alle Vorsorge, aller Zwang, alle Einschränkungen dieser Art geben einem allmählig ein gewisses ängstliches Gefühl, das einen zuletzt nicht mehr verläßt, so lange man in einem solchen Lande ist.

(Wie wohl war mir in der Folge, als ich von Prag, wo unser Paß abermahls untersucht wurde, bis an das Meer (zu Helvetsluys) reißte, ohne daß man uns je nach unserm Passe gefragt hat. Also in Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, im Hannöverischen, in Holland und in mehreren kleinern Fürstenthümern wurde kein Paß verlangt:)

Das äußere Ansehen von Mähren gleicht ungemein dem von Oestreich! Es ist so ziemlich die nehmliche Form von Lande, der nehmliche Anbau, die nehmlichen Menschen, nur mit dem Unterschiede, dünkt mich, daß Alles

das im Oesterreichischen etwas besser ist. In der That kam ich durch einige Striche in Mähren, die ziemlich schlecht angebauet waren; allein man sagt mir, dieß sey mehr Ausnahme als Regel, sey die Wirkung des gegenwärtigen Krieges, der das Land seines Volkes beraube. Ueberhaupt klagte man überall, wo ich mit Landleuten in ein Gespräche kam, über Mangel an Händen. „Unsere Weiber, hieß es, müssen manche Arbeit thun, die sonst von Männern geschahe, und das Stück Feld hier und jenes dort habe ich dieses Jahr gar nicht anbauen können, weil ich nicht Arbeiter genug hatte."

Daß die deutsche Sprache nicht allgemeiner in Mähren ist, als ich sie fand, wunderte mich. Einmahl begegnete mir in diesem Lande, was mir nie in irgend einem Winkel von Europa begegnet ist: in ein öffentliches Haus zu kommen, wo ich niemanden fand, dem ich mich verständlich machen konnte. Schon der Courier hatte es versucht und sagte mir, es verstünde ihn Niemand. Der Postillon, der uns gebracht hatte, sprach auch bloß Mährisch.

Gleichwohl war unser Geschäfft höchst einfach, und nichts mehr und nichts weniger, als daß wir vier Pferde für den Wagen und ein Reitpferd verlangten: was sich allenfalls durch Zeichen ausdrücken läßt. Endlich fand ich einen deutschen Zollbedienten, der das wichtige Geschäffte verdollmetschte.

Brünn ist eine sehr hübsche, reinliche, wohlgebaute und gut bevölkerte Stadt, obschon 16,000 Seelen, die man angiebt, für ihren Umfang mich viel dünken. Ich gieng den Morgen nach unserer Ankunft auf den Markt, und fand ihn (es war eben Markttag) so reinlich und so gut besetzt, wie ich lange den Markt einer Mittelstadt nicht gesehen habe. Alles schien mir jenen Wohlstand und jenes Wohlseyn anzüzeigen, das man mehrentheils in den bessern Österreichischen Mittelstädten findet. Auch fand ich mich wieder einmahl in einem guten Wirthshause, welches mir lange nicht begegnet war, denn in Ungarn fand ich die von Presburg und Ofen nur erträglich, und die übrigen schlecht.

Acht und zwanzigster Brief.

Böhmen.

Prag den 8 Aug. 1794.

Zu Iglau kommt man wieder auf die grosse Landstrasse, welche von Wien nach Prag führet, und bald nachher tritt man in Böhmen ein. Von Iglau nach Peterswalde, der letzten Böhmischen Post vor Dresden, sind 34 deutsche Meilen, und auf dieser weiten Strecke Landes ist nicht mehr, als eine einzige wichtige Stadt. Das schöne an Producten mancher Art so reiche Böhmen ist, wenn man es gegen Oesterreich hält, noch immer sehr zurück; aber noch weit mehr, wenn man es mit Sachsen vergleicht. Joseph II. wandte vorzügliche Auf-

merksamkeit auf dieses Land, und, in einem gewissen Grade, hat man auch die Wirkungen davon gesehen. Allein die Verordnungen dieses Kaisers haben nur zur Hälfte durchgedrungen, und sind theils von den Großen, theils von der Masse des Volkes selbst vereitelt worden, weil dieses Volk noch nicht reif dazu war, sie gehörig zu benutzen. Viele Veranstaltungen dieses Kaisers kamen für seine Völker zu früh! Er wußte nicht, daß Völker, so wie Individuum, zu gewissen Dingen erst erzogen werden müssen, ehe sie ihnen nützlich seyn können. Aberglauben, alte Gewohnheiten und eingewurzelte Vorurtheile lassen sich nicht durch einen obrigkeitlichen Befehl ausrotten: und der Gesetzgeber, welcher Aufklärung befördern will, ohne vorher die Menschen allmählig gelehrt und erzogen zu haben, wirft ihnen ein Licht in das Gesicht, das sie entweder blendet, oder ihnen Irreligiosität und Aergerniß zeigt, wo sie, wenn das Licht allmählig gekommen wäre, nach 10 Jahren Weisheit und Wahrheit gesehen haben würden. Ich kann, was ich meyne, nicht besser erläutern, als durch die Geschichte

von Frankreich in den letzten 4 Jahren. Daß dieses Land zu einer Revolution reif war, daran wird Niemand mehr zweifeln; aber zu der Freyheit, die man dem Volke zu geben, gedachte, war es keineswegs reif. Ich glaube, daß es darzu erst eine Erziehung von vielen Jahren erhalten muß, wenn nicht anders die Convulsion, in der Frankreich ist, das ganze neue System zerstört, ehe noch die Erziehung vollendet ist.

Es wäre ungerecht, Böhmen mit dem Theile von Sachsen zu vergleichen, der auf der Straße nach Dresden unmittelbar daran gränzet. Ein erträgliches Clima, ein guter Boden, ein schiffbarer Fluß, eine Residenzstadt und eine allmählige Aufklärung von vielen Jahren her, müssen diesem Theile von Sachsen einen entschiedenen Vorzug vor den mehresten Theilen von Böhmen geben. Aber man gehe in das Sächsische Erzgebirge, man betrachte da den mehrentheils unfruchtbaren Boden, das rauhe Clima, den langen Winter und einen Sommer, der die feinern Früchte und Gewächse entweder gar nicht, oder sehr

unvollkommen reifet. Gleichwohl finden Sie in diesem von der Natur stiefmütterlich behandelten Lande eine ausserordentliche Bevölkerung, eine Menge guter Mittelstädte und grosser und ansehnlicher Dörfer, wie Sie sie in Böhmen vergebens suchen. Welcher Fleiß! welche Betriebsamkeit, welchen Wohlstand! In der Ferne einiger wenigen Stunden von der Sächsischen Grenze wächst, in Böhmen, im Ueberflusse Alles das, was die Sächsischen Erzgebirge entweder gar nicht, oder kümmerlich hervorbringen. Gehen Sie auf die Märkte dieser Sächsischen Städte und Sie werden einen Ueberfluß Böhmischer Früchte und Gewächse finden, die der Sachse genießt und zu bezahlen im Stande ist, während daß sein Böhmischer Nachbar, der sie ihm bringt und bey dem sie wachsen, immer arm bleibt, immer nur das Lastthier zu seyn scheint, das sich mit dürrem Grase nähret, während daß es die edlern Früchte für seinen Herrn auf dem Rücken trägt.

Städte wie Chemnitz, Annaberg, Plauen, Schneeberg finden Sie in ganz Böhmen, auf

der Strecke von Iglau bis Peterswalde, nicht eine einzige, wenn Sie Prag ausnehmen, eine der schönsten und ansehnlichsten Städte Deutschlands.

Ob Prag 70,000. Seelen enthält, wie ein Oestreichischer Statisticker behauptet, oder nicht, will ich nicht untersuchen; Aber gewiß ist es, daß diese Stadt eine Bevölkerung hat, die einem auffallen muß, wenn man bedenkt, daß sie zwar der Hauptort eines ansehnlichen Reiches, keineswegs aber der Sitz der Grossen dieses Reiches ist. Böhmen muß, in vielen Betrachtungen, nur wie eine Provinz von Oestreich angesehen werden, deren Hauptstadt Wien ist. Zu Wien ist es, daß eine beträchtliche Zahl der böhmischen Großen einen Theil des Jahres zubringt und die größere Hälfte ihrer Einkünfte verzehrt. Indessen giebt es noch immer mehrere große Familien, die wenigstens einen Theil des Jahres zu Prag zubringen: Und schon dieses ist ein wichtiger Umstand, wenn man bedenkt, daß der böhmische Adel ungleich reicher ist, als der im Nördlichen Deutschland, und daß manche

Häuser in Sachsen, Brandenburg ꝛc. ꝛc. unter die ersten gehören würden, die in Böhmen nur von der zweyten oder dritten Größe sind. Es giebt Palläste zu Prag, wie man zu Dreßden keinen sieht, und Familien, die einen Aufwand machen, wie in Sachsen ihn wenige machen können. Einige dieser Gebäude sind keineswegs in einem schlechten Geschmacke, und machen eine sehr gute Wirkung.

Der Bürger scheint im Ganzen sehr wohlhabend zu seyn, und nirgends sehe ich Spuren einer drückenden, oder eckelhaften Armuth. Auch kenne ich wenige Orte, wo die größere Zahl der Einwohner so gut gekleidet sey.

Es ist gar sehr der Mühe werth, auf das Kaiserliche Schloß zu gehen, wäre es auch nur der weiten und schönen Aussicht wegen. Es liegt auf einem Berge, und ist ein großes, gutes Gebäude, ohne eben Ansprüche auf eine schöne Architectur zu haben. So wie ohngefähr alle Schlösser des Hauses Oestreich, die ich gesehen, hat es eine Menge guter, heiterer, sehr bewohnbarer und mit Anstand, aber Einfalt meublirter Zimmer. Hier sieht man

weder das Kostbare und den schwelgenden Luxus, den man in den Sitzen der Könige von Frankreich fand, und in den Residenz-Schlössern einiger Italienischen Fürsten noch jetzt findet, noch die steife, burgartige, mittelzeitige und geschmacklose Größe, die sich noch in den Residenzen einiger deutschen Fürsten erhalten hat. Ich kenne den Pallast manches Italienischen Großen, der kostbarer, und den Landsitz manches Engländers, der bequemer und eleganter ist, als die Kaiserlichen Schlösser, die ich zu Wien, Ofen, Inspruck, Schönbrunn, Brüssel, Mailand, Laxenburg und Prag gesehen habe. Ich habe schon zu Wien bemerkt, daß Alles, was dem regierenden Hause gehöret, das Gepräge einer gewißen einfachen Größe trägt. An Gemählden und andern Kunstwerken sind alle diese Gebäude sehr arm, und von dem, was man etwan noch hin und wieder sieht, sollte noch vieles auf die Seite geschafft werden. Die Gallerie zu Belvedere zu Wien ist die einzige große Gemähldesammlung, die das Haus Oestreich besitzt, und diese gehört in der That unter

die vornehmsten, die ich in Europa gesehen habe.

Die Prager Brücke mag zu der Zeit, da sie gebaut wurde, allen den Ruhm verdient haben, den sie genossen hat, und den sie, wie es denn mit einem einmahl erworbenen Rufe geht, zum Theil noch jetzt hat. Es ist in der That ein schönes und großes Gebäude; allein ich kenne, ohne von denen zu London und Paris zu reden, mehrere Brücken im Innern von England, und einige in Italien und in Frankreich über die Loire, die die Prager Brücke, in jeder Rücksicht weit hinter sich zurücklassen. Freylich wüßte ich keine, auf der so viele Statuen stünden, etwan bey der Engelsburg zu Rom ausgenommen; aber diese Statuen sind denn größtentheils so, daß die Brücke durch ihre Abwesenheit merklich gewinnen würde.

Diese Brücke macht mich natürlich an den heiligen Nepomuck denken, den Wenzel hier herabwerfen ließ, weil er nicht entdecken wollte, was seine Gemahlin ihm gebeichtet hatte. Es ist mir öfters aufgefallen, daß die Figuren mehrerer Heiligen, überall, wo ich sie in der catholischen Welt

gesehen, einen gewissen allgemeinen Charakter haben. So hat z. E. dieser Nepomuck durch den Ausdruck seines Gesichtes und durch eine gewiße Biegung des Kopfes und der Brust, ein höchst einfältiges Ansehen! So sieht er aus in ganz Italien und wo ich ihn sonst gesehen habe; und gerade den Charakter haben alle seine Statuen in Böhmen. Einen solchen allgemeinen Charakter habe ich in den Figuren mehrerer anderer Heiligen gefunden, und das durch die ganze catholische Welt, so weit ich sie kenne. Wie mögen doch die Künstler gewesen seyn, die diesen Heiligen zuerst einen gewissen Stempel gaben, den die übrige Welt nachmachte.

Neun und zwanzigster Brief.

Sachsen.

Dresden,

im Sommer 1794.

Schon so mancher Reisende vor mir hat über die Straßen zwischen Prag und Dresden geklagt. Ich war also vorbereitet, und doch hatte ich keine Vorstellung von der Sache. Wer kann sich auch vorstellen, daß er in einem Lande, das sich nur einigermaßen aus der Barbarey gerissen hat, ein solches Unheil finden wird, besonders da er in dem Kaiserlichen Lande, größtentheils an sehr gute Straßen gewöhnt ist. Von Prag aus bemerkt man gar

bald

bald, daß man nicht mehr auf der Straße zwischen Prag und Wien ist; indessen geht es noch recht gut, bis man nach Schlan kommt. Von da an wird die Straße sehr schlecht, und immer schlechter, und so geht es fort ganze 10 Meilen bis nach Peterswalde, die letzte Kaiserliche Station. Auf der letzten Höhe, ehe man nach Peterswalde kommt, zeigt sich an der Landstraße gewöhnlich ein Schmidt, der nicht weit davon wohnt, und, so bald er einen Reisewagen erblickt, mit etwas Handwerkszeuge ihm zu Hülfe kommt, weil er ohne weiteres voraussetzt, daß ein jeder, der diesen Berg hinaufgekommen ist, etwas zerbrochen haben muß.

Man sagt mir, es sey eine weise und tiefe Politik, daß das Haus Oesterreich die Nördlichen Grenzen von Böhmen beynahe unzugänglich erhalte. Freylich muß es äusserst schwer seyn, mit einer Armee und ihrer schweren Artillerie von der Sächsischen Seite einzubrechen; (denn die übrigen Straßen an dieser Grenze sind entweder eben so schlimm, oder nicht viel besser.) Allein ich sollte kaum denken, daß

diese Speculation richtig sey; auf alle Fälle ist es eine furchtsame Politik; denn derjenige, welcher den Zugang in sein Land erschweret, findet es natürlich eben so schwer, in das Land seines Nachbars zu kommen.

Ich hatte auf der vorletzten Böhmischen Station den Wagen verlassen, und ritt langsam den hohen und beschwerlichen Berg hinauf, der nach Peterswalde führt. Ein Mann, der zu Fuße gieng, gesellte sich zu mir, erzählte mir allerhand von der benachbarten Gegend und zeigte mir endlich ein Haus an der Landstraße, wo man, wie er sich ausdrückte, die beßten Europäischen Weine haben könnte. Ich hielt das natürlich für die Sprache eines gemeinen Mannes, der das vortreflich nennt, was er besser findet, als gewöhnlich. Indessen hatte Lord *** auch den Wagen verlassen, der noch in grosser Entfernung war, und so giengen wir in diese Bauernschenke, wo ich in der That eine Liste von dreyßig und etlichen Weinarten sahe, und darunter einige, wovon die halbe Flasche zu 1 Ducaten angesetzt war. Wir versuchten einige Ungarische Weine und

fanden sie vortreflich. Der Mann schien Bekanntschaft machen zu wollen und brachte auch einige Proben von Spanischen Weine. Ich konnte noch immer nicht begreifen, wie das Alles in eine Dorfschenke käme, bis die Lage des Hauses mir erklärte, was das ohngefähr für ein Handel seyn möchte. Dieser Mann wohnt nahe an der Sächsischen Grenze, und schickt vermuthlich diese Weine, seitwärts von Peterswalde, über die kleinen Bergpässe, setzt sie da ab, und zieht dafür Sächsische Artickel, die in Böhmen verbothen sind.

So wie man von Peterswalde herab auf Sächsischen Boden kommt, wird die Straße besser, und von Zehist nach Dresden, ist sie recht gut.

Dresden ist im Sommer eine öde, leblose Stadt, und die Mittelstände sind hier bey weitem nicht so wohlhabend, als zu Leipzig. Der Hof, ein Theil der auswärtigen Gesandten und die mehresten reichen Familien des Landes verlassen die Stadt und bringen, wenigstens einen grossen Theil des Sommers, auf ihren Gütern oder in kleinen Landhäusern

zu. Handel giebt es zu Dresden nur wenig; folglich ist die Zahl reicher Kaufleute äusserst geringe; die bey der Regierung angestellten Bürgerlichen sind durch ihr Einkommen äusserst eingeschränkt und reiche Capitalisten, wenn sie nicht von Adel sind, wählen Dresden, aus sehr natürlichen Ursachen, selten zum Orte ihres Aufenthaltes. Auch Ausländer kommen im Sommer nur wenig dahin, und in diesem Augenblicke ist ihre Zahl äusserst geringe.

Alles, was ich hier von Dresden gesagt habe, ist und muß der Fall der mehresten deutschen Residenzstädte seyn. In den grossen Hauptstädten von Europa und selbst zu Rom und Wien bedarf man des Hofes nicht. Die gute Gesellschaft ist immer zahlreich und diese Orte biethen schon an sich selbst dem Fremden eine Menge Ressourcen dar. Auch giebt es immer einige grosse Häuser, welche offen sind. Zu Dresden ist in diesem Augenblicke kein einziges einheimisches Haus, das man offen nennen könnte. Der Graf von Schall, dessen Haus in der Stadt sowohl als auf dem Lande

mir äusserst angenehm vorkam, ist der Bayrische Gesandte und also ein Ausländer. Der Spanische Minister giebt häufig Mahlzeiten, und der Englische hält ein vortrefliches Haus für diejenigen, auf die sich seine Gesellschaft einschränkt.

Der Churfürst kommt gewöhnlich nur Sonntags in die Stadt, da denn die Fremden ihm vorgestellet werden. Zu Pillnitz lebt er recht eigentlich auf dem Lande und hält nicht was man einen Hof nennt. Dieses Pillnitz hat weder die Pracht noch die Prätension eines fürstlichen Sitzes, ist aber eine überaus niedliche, heitere und angenehme Villa, meublirt mit Einfalt, aber größtentheils in einem sehr guten Geschmack. Die Lage ist vortreflich, und Alles umher athmet Reinlichkeit, Nettigkeit und Freude.

Es ist Schade, daß Dresden im Sommer dem Ausländer nicht mehr gesellschaftliche Resourcen darbiethet; denn sonst hat dieser Ort so Manches, das ihn vor andern Städten Deutschlands vortheilhaft auszeichnet und zu einem längern Aufenthalte reitzen sollte. Wie

angenehm kann der Mann von Geschmack und Kunstliebe seine Vormittage hier zubringen, indem er mehrere Orte besucht, die irgendwo kaum ihresgleichen haben;

Die Churfürstliche Gemähldesammlung steht unter diesen bey weitem oben an. Ich berufe mich auf das, was ich zu Florenz sagte und behaupte, daß die Dresdener Gemähldesammlung der Florentinischen vorzuziehen ist, so bald man nehmlich bloß von den Gemählden der letztern redet. Florenz und noch mehr Rom, jede Stadt einzeln genommen, besitzen einen ungleich höhern Schatz an Gemählden, als die Stadt Dresden; aber dieses Dresden hat eine einzige Gallerie, der, meines Erachtens, zu Rom und Florenz keine gleich kommt. Ganz Rom besitzt weniger Correggios als Dresden, und unter diesen wenigen ist keiner, der der Nacht gleich käme. Zwar habe ich nicht den hohen Grad von Verehrung für diese Nacht, den so viele andere haben, weil das vorzüglichste Verdienst dieses Gemähldes am Ende doch nicht in Zeichnung und Ausdruck, sondern in der Wirkung

und Vertheilung von Licht und Schatten besteht; indessen wollte ich doch auch das Urtheil nicht unterschreiben, das, in Rücksicht auf Composition und Ausdruck einem gewissen Bischoffe in den Mund gelegt wird, welcher gesagt haben soll: „that the mother had the look of a french whore, and that the child was ill conceived and worse begotten.“

Was die Antikensammlung betrifft, so muß ich leider denen beytreten, welche sie weit unter die Sammlungen dieser Art setzen, die sich zu Rom oder Florenz befinden, so sehr auch einige Dresdener sich zu allen Zeiten gegen dieses Urtheil gesetzt haben. Indessen ist schon das eine Art von Wunder, daß man in der nördlichen Breite von Dresden, eine so ansehnliche Sammlung antiker Kunstwerke findet, die am andern Ende von Europa ihren Ursprung hatten: Und für diejenigen, denen Zeit und Umstände nicht erlauben, über die Apenninen zu gehen, ist die Dresdener Sammlung immer ein Schatz, in dem sie sich so mancherley Begriffe über die Kunst der Alten erwerben können.

Die Sammlung von Porzellan, (ich meyne nicht die Niederlage von Meißner, sondern die merkwürdige Porzellansammlung, die mit den Antiken im nehmlichen Pallaste stehet) betrachte ich als einzig in ihrer Art; alles, was ich in den reichsten Ländern von Europa in diesem Fache gesehen habe, ist weit unter dem, was Dresden besitzt.

Oben auf stehet in dem nehmlichen Japanischen Pallaste, die Churfürstliche Bibliothek. Ihr innerer Werth ist unter den Gelehrten genugsam bekannt, die ihr auch längst ihren Rang angewiesen haben. Davon also kein Wort; aber die Anlage und ganze Einrichtung dieser Büchersammlung, der weite Raum, die Ordnung, die Heiterkeit, die Bequemlichkeit, die man da findet — Alles das ist so, wie ich es an keinem andern Orte, ohne Ausnahme, gesehen habe; und der Wiener wird mir verzeihen, wenn ich die vielen heitern, reinlichen und bequemen Zimmer seinem großen, prächtigen, schweren und Tempelartigen Saale vorziehe. Die Vaticanische Bibliothek zu Rom gehöret nicht hieher, weil sie hauptsächlich eine

Sammlung von Handschriften, und die Bestimmung des Gebäudes eigentlich nicht ist, daß man dahin gehe und lese. Prächtiger ist sie freylich als die Dresdener; aber ich muß doch auch bemerken, daß die vielen mittelmäßigen und sehr bunten Fresco-Gemählde auf die mehresten, mit denen ich davon geredet habe, die nehmliche widrige Wirkung hatten, wie auf mich selbst. Uebrigens scheint die Dresdener Bibliothek für wirklichen Gebrauch bestimmt zu seyn, den man sich leicht verschaffen kann, während daß der Stolz der Vaticanischen, im bloßen Besitze zu bestehen scheint. Wer etwas daraus verlangt, muß durch eine langweilige Menge von Instanzen gehen, und selbst dann hat man schon viele Mühe, wenn man nur etwas mehr sehen will, als das Wenige, das einer der ganz unwissenden Unterbibliothekare oder Diener, dem Fremden gewöhnlich zeigt.

Ich sagte weiter oben, wie angenehm ein Fremder viele Monathe zu Dresden zubringen könnte, wenn ihm das gesellschaftliche Leben mehrere Ressourcen darböthe. Unter diese Annehmlichkeiten, sind denn auch die schönen Ge-

genden umher zu rechnen. Freylich sind diese Gegenden bey weitem nicht das, wofür der Sachse des flachen Landes und alle diejenigen sie halten, die zwischen Dresden und der Ostsee wohnen; Ich kenne so manche Striche in der Schweiz und in Großbritannien, in Süddeutschland und in Italien, die ich denen um Dresden herum weit vorziehe; allein sie haben doch große Schönheiten, und ich möchte sie ein wahres Paradies nennen, wenn ich sie mit den Schönsten vergleiche, das ich im Nördlichen und Nordwestlichen Deutschlande gesehen habe. Die Lage von Tarant, die Naturschönheiten von Seyffersdorf, die merkwürdigen Formen bey Königstein, die Gegenden um Pillnitz, der ganze Strich zwischen Dresden und Meissen, werden immer unter dem positiv Schönen von Europa einen Platz einnehmen.

Es thut mir leid, daß es unter gewissen Reisenden zur Mode wird, den Königstein zu verachten, einander zu sagen, es sey nicht der Mühe werth, einen Tag darauf zu verwenden, und so diesen und jenen zu bewegen, daß er Dresden verläßt, ohne diese Festung gesehen

zu haben. Auch will ich dem Königsteine, als Festung, gar nicht das Wort reden; aber die Gegend in der er liegt, verdient doch gewiß gesehen zu werden, und hat so vieles, das sie so ganz vorzüglich auszeichnet, daß sie für den Mahler, den Naturforscher und den Liebhaber schöner und sonderbarer Landschaften ewig interessant seyn muß.

Es fiel mir auf, daß man auf dieser Festung so viele Betteley erlaubt. Alles Merkwürdige und — Nichtmerkwürdige ist das Eigenthum einer besondern Person, die es zeigt und Bezahlung erwartet; und dabey geschahen so viele Forderungen von angestellten Arbeitern, und was weiß ich von welchen Leuten, daß ich sie zählte; (denn man hatte mir es schon vorher gesagt) aber ich fand ihrer so viele, daß ich die Sache bey der fünften oder sechsten Forderung aufgab.

Dreyßigster Brief.

Meißen.

Wer die Porzellanfabrike zu Meißen sehen will, muß einen Erlaubnißschein haben, den wir von Dresden mitbrachten. – Die Handarbeit ist in allen Porzellanfabriken die nehmliche, mehr oder wenige, und ich würde die hiesige nicht besehen haben, (besonders da das Niederlager, das man zu Dresden aufbewahrt, mehr Schönes darbiethet, als was man hier sehen kann) wenn Lord * * * nicht gewünscht hätte, gerade die Fabricke zu sehen, die in Europa die beste Erde besitzt.

Mit dieser Ueberlegenheit sollte man glauben, daß das Meißner Porzellan, seiner theuern

Preise ungeachtet, am meisten in Europa gesucht werden müsse. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall, und ich habe bemerkt, daß in allen den Ländern, wo ich auf ausländischem Porzellan speißte, das Meißner mir gerade am seltensten vorkam. Ich kann diesen Umstand aus keiner andern Ursache erklären, als durch die vielen ungestallten Formen, nach denen man noch immer fort arbeitet, während daß die übrigen, auch die schlechtesten und unbedeutendsten Fabricken in Europa sich nach dem Geschmacke der Zeit gerichtet und edlere Formen eingeführet haben. Ich sage hiermit nicht, daß man zu Meissen gar keine Verbesserungen getroffen habe, wohl aber, daß man noch eine Menge Gefäße nach Formen arbeitet, die seit der ersten Erfindung des Sächsischen Porzellans gebräuchlich gewesen sind. Das war immer mein Glaube, und einige Personen aus der Fabricke haben mich darinne bestätiget.

Der Vorwurf, daß man in andern Fabricken besser arbeite, ist ganz ungegründet. Durch das beßere Arbeiten kann man, wenn ich die

schlechten Formen ausnehme, doch wohl nur die Mahlerey und die Verzierungen verstehen. Ich behaupte aber, daß man zu Meißen einige Mahler hat, die so gut sind, als ich sie in irgend einer Fabricke von Europa getroffen habe, vielleicht die von Seve nicht einmahl ausgenommen. Man zeigte mir einen Teller, auf welchem der Tod des Generals Wolf nach West copiert war, über den ich nichts anders zu sagen wußte, als daß die Arbeit nur zu gut für einen so zerbrechlichen Grund war. Man gebe also nur schöne Formen und lasse den Mahlern freyen Willen in ihren Verzierungen, und ich bin gewiß, daß die Meißner Arbeit, wenn sie auch an Geschmack derjenigen nicht ganz gleichkommen sollte, die ich sonst zu Seve zu sehen gewohnt war, doch gewiß die Neapolitanischen erreichen und die Wiener und Berliner vielleicht übertreffen wird. Daß die Meißner Künstler das Schöne kennen und das Gute auszuführen wißen, beweisen hinlänglich eine Menge Figuren in Biscuit, die in der Niederlage zu Dresden zu sehen sind.

Das Unbegreiflichste in dieser Fabricke ist nur, wie man so viel und so lange in einem gewißen Stile von Figuren fortarbeiten konnte, der so barbarisch ist, daß ich wirklich von dem guten Sinne der Deutschen glaube, daß sie diesen Stil nimmermehr angenommen haben würden, wenn sie ihn nicht einst aus Frankreich empfangen hätten. Ich meyne jene heßlichen Figuren, die Pauloo zuerst anfieng und die Boucher Watelet und Consorten zum non plus ultra der Abgeschmacktheit brachten — jene galanten Schäfer und insectenförmige Schäferinnen; jene graziosen Tänzer in krampfigen Verzuckungen, jene Leyermänner, Flötenspieler, Pantalons, Colombinen, Harlequins, Jäger und Jägerinnen, samt und sonders in natürlichen oder unnatürlichen Farben. — Von diesem Wuste, den ein beßerer Geschmack schon längst verbannt hat, liegt zu Meißen auch ein ungeheurer Vorrath. Freylich arbeitet man schon längst nicht mehr in diesem Fache; aber es muß eine Zeit gegeben haben, in welcher dieser Geschmack allmählig verbannt wurde, ohne daß man es zu Meißen

bemerkte, ohne daß man aufhörte, darinne zu arbeiten. Das Erbaulichste war mir, daß mir jemand aus der Fabricke sagte, es fänden sich doch noch hin und wieder Liebhaber.

Ich weiß nicht, wie das Unglück es haben wollte, daß es mir einfiel, den Lord *** der selbst in einer öffentlichen Schule erzogen worden ist, eine große deutsche Schule zu zeigen. Wir besahen also die Meißner Fürstenschule, oder vielmehr, wir eilten davon, so bald wir ein Lehrzimmer, den Speisesaal und ein Paar Wohnzimmer gesehen hatten. Lange habe ich keinen meiner Einfälle so sehr bereuet; denn so wenig auch sonst meine deutschen Freunde mir Partheylichkeit für Deutschland vorwerfen, so that mir es doch in allem Ernste wehe, daß ich einem Ausländer mehreres hatte sehen lassen, das in manchen Englischen Stalle so gar viel besser und reinlicher ist.

Leipzig.

Das Aeussere von Leipzig, ich meyne den Theil zwischen der eigentlichen Stadt und den

Vorstädten fand ich so unverändert, daß ich mich schlechterdings in einer Gegend nicht wieder finden konnte, in der ich einst einen Theil meiner früheren Jugend zugebracht habe. Leipzig ist in Rücksicht auf diese Anlagen einzig in seiner Art; und ob ich schon verschiedene Städte kenne, die auf einer, oder mehreren Seiten schöne Anlagen, oder auch sogenannte Englische Gärten haben, so weiß ich doch, ohne Ausnahme keine, die, wie Leipzig in einem Garten stände, und in einem Garten, der größtentheils mit vielem Geschmacke angelegt ist. Mich dünkt, man kann nicht zu viel davon sagen, ob ich schon Reisende getroffen habe, die manches daran zu recensiren fanden, manches, ohne das Locale zu bedenken, das man zu bearbeiten hatte, und in welchem sich schlechterdings nichts ändern ließ. In solchen Fällen ist es billig zu sagen: „ubi plura nitent, cur ego paucis offendar maculis?"

Hätte Leipzig seinem Bürgermeister, dem Herrn Müller sonst nichts zu danken, (da man doch sagt, daß es ihm so manches andere

zu danken habe) so sollte es ihn seegnen, so lange als seine Einwohner Schatten unter diesen Bäumen, Freude in diesen Gängen finden werden.

Leipzig bleibt immer ein vorzüglicher Ort in Deutschland, fast möchte ich sagen in Europa. Seine ganz eigene Lage in der Mitte von Deutschland, und gewißermaßen, in der Mitte von Europa, macht es zu einer Durchfahrt, die ihres Gleichen nicht hat. Es ist ein Mittelpunkt, der, so zu sagen, das südliche Europa mit dem Nördlichen, das Oestliche mit dem Westlichen verbindet. Welcher neugierige Reisende wandert von einem dieser Enden in das andere, ohne daß er Leipzig nicht in seinen Plan brächte, es sey denn, daß er es schon vorher gesehen hätte! Sein Handel, der seit 30 Jahren so mannigfaltig gelitten haben soll, (wiewohl ich hierüber mancherley Zweifel habe) erhält ihm noch immer einen Ruf, der auf etwas Wirkliches gegründet ist. Es ist eine wohlbekannte Sache, daß der Russe bey allen Verbothen der Kaiserinn, auf den Leipziger Messen eine Menge Artikel aus England und

andern Ländern kauft, die er durch einen kürzern und wohlfeilern Weg zu Wasser haben könnte. So gar schwer ist es, dem einmahl gewohnten Gange des Handels eine andere Richtung zu geben! – Wo kennen Sie eine Stadt, in der Sie, bey einer Bevölkerung von nicht mehr als 34,000 Seelen, einen so allgemeinen Wohlstand fänden? Die Zahl der Familien, die von 1500 bis 3000 Thaler jährlich verzehren, ist ungeheuer, wenn man sie mit der Kleinheit des Ortes und seiner Menschenzahl vergleicht. Ich rede nicht von denen, die 4. 5. 6000 Thaler und mehr jährlich verzehren, weil man in allen Handelsstädten reiche Kaufleute findet. Aber in der Classe der erstern finden Sie die große Masse gesitteter Bürger, und daraus entsteht jene Mannigfaltigkeit von Gesellschaften, unter welchen allen man eine gewisse Lebensart, gewisse Kenntnisse und einen anständigen Ton findet. Da es keinen etablirten Adel hier giebt, (die wenigen, die sich etwan zu Leipzig aufhalten, betrachte ich als Ausnahme) so sind alle wohlhabende Einwohner einander gewissermaßen gleich: und doch

giebt es eine Menge von Abstufungen und Schattirungen, die für den aufmerksamen Beobachter, bey einem längern Aufenthalte, ausserordentlich interessant seyn müssen.

Wer sich einen Begriff von dem Wohlstande und der zahlreichen Gesellschaft dieser Stadt machen will, darf sich nur in die verschiedenen Clubs einführen lassen, die selten aus weniger als 100 Mitgliedern bestehen, deren einige aber eine weit größere Zahl haben. Man hat mich versichert, daß die sogenannte place de repos aus 300 Mitgliedern bestehe, die Harmonie aus 100, und die Ressource und Societe aus mehr als 100 Personen jede. Dabey giebt es noch einige andere dieser Art, die kleiner sind. Und bey dem allen scheinen die Privatgesellschaften in großer Mannigfaltigkeit zu bestehen. Man hat mir gesagt, daß ein unverheuratheter Mann, der einmahl eine gute und zahlreiche Bekanntschaft habe, selten über die Abende verlegen sey, die er nicht zu Hause zubringen wolle. Kurz ich bin überzeugt, daß für einen vernünftigen Mann von einem gewissen Alter, der das Glänzende und Geräusch-

volle der Vergnügungen nicht mehr sucht, und der, bey einem anständigen Vermögen, einige Kenntnisse und den Ton der guten Gesellschaft hat, Leipzig ein überaus angenehmer Wohnort seyn müsse. Hier ist kein Hof, der ihm in dem Wege stehe, kein Ort, von dem er durch seine bürgerliche Geburt ausgeschlossen sey. Liebt er die Litteratur, so kann er sich an keinem Orte Deutschlands das Neueste geschwinder und leichter verschaffen, als hier.

Von der Universität und den Gelehrten überhaupt, sage ich Ihnen nichts; denn ich kann mich nicht lange genug aufhalten, um die Männer aufzusuchen, deren Nahmen mehr oder weniger bekannt sind.

Wenn ich gelegentlich auf meinen Reisen eine Stadt in allen Richtungen durchwandert und meine Betrachtungen über das Aeussere, das mir etwan auffiel, angestellt habe, so sind mir oft mancherley Gedanken über den Grad von Freyheit eingefallen, der mit einer weisen Polizey eines Ortes sich vertragen möchte. Ich hasse die Barbarey in der Baukunst und in allem, was an einem Orte einem jeden in

in die Augen fällt; und daher bin ich, mit aller meiner Freyheitsliebe, immer geneigt gewesen, zu denken, daß diese Polizey in Dingen dieser Art wenigstens eine negative Stimme haben sollte. Zwar wünsche ich nicht, wie ich es einst zu Strasburg gesehen habe, daß ganze Reihen von Häusern niedergerissen und zahlreiche Familien aus ihrer Lage und ihrem Gewerbe getrieben werden, bloß um des lieben alignement willen: aber gewisse Verordnungen dürfte man doch wohl treffen, wodurch der Einwohner verhindert würde, auf eine abgeschmackte, unförmliche Art zu bauen, oder etwas in die Augen fallendes machen zu lassen, das eine Art von ridicule auf einen ganzen Strich wirft. Mußte doch auch der Londoner sich einst gefallen lassen, daß man ihm alle seine Aushängeschilde, Vorsprünge und Quersäulen von seinem Hause abriß, einzig und allein um des guten Ansehens und allgemeinen Anstandes willen. — „Aber woher, werden Sie sagen: kommen alle diese tiefen und weisen Bemerkungen?" — Lieber Freund! einzig und allein daher, daß ich so eben von einem Spa-

ziergange zurückkomme, auf welchem ich in den Vorstädten zwey Häuser gesehen habe, wovon das eine seladongrün, das andere rosenroth angestrichen ist.

Da ich einmahl von solchen Dingen rede, möchte ich wohl auch der garstigen Wasserdrachen gedenken, die man zur Schande von Leipzig, noch immer dultet, und die eine entsetzliche Barbarey sind. Freylich wäre es hart, wenn man auf einmahl einen jeden Hauseigenthümer nöthigen wollte, sie abzubrechen und einen beträchtlichen Aufwand zu machen, denn schon das bloße Gerüste zur Verbesserung erfordern würde; aber nöthigen könnte man doch wohl einen jeden, der ein neues Haus bauet, sein Wasser in bleyernen Röhren an der Wand seines Gebäudes in die Erde zu leiten, wie es an andern gut eingerichteten Arten der Gebrauch ist.

Ich soll Ihnen sagen, ob der Luxus zu Leipzig im Ganzen ab, oder zugenommen hat? Es würde mir schwer seyn, aus mancherley Ursachen, richtig hierüber zu urtheilen. Ich habe von vielen Dingen aus ehemahligen Zeiten

her, nur noch eine dunkle Rückerinnerung; aber so viel will ich sagen, daß mich dünkt, man kleide sich mit viel mehr Einfalt, zeige weniger Eitelkeit und suche weniger Flitterglanz im Aeussern, als sonst. Dafür aber hat der Geschmack an wirklicher, wesentlicher Bequemlichkeit und in einer bessern Verzierung und Ausmeublirung des Innern der Wohnungen sichtbar zugenommen.

Das Rosenthal, diese herrliche Naturscene, dessen Schönheiten noch immer nicht genug erkannt, gefühlt und benutzt werden, würde ich, da Sie sich dessen gewiß noch erinnern, mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nicht einen guten, brauchbaren Weg, den man durch dasselbe gemacht hat, gefunden hätte. Sie wissen, daß das Rosenthal, zu Unzeiten, nach anhaltenden Regen, ganz unzugänglich war.

Mit Vergnügen habe ich zweymahl im Löhrschens Garten verweilt, weil er eine der vollständigsten Sammlungen von ausländischen Bäumen und Gewächsen enthält, die mir irgendwo auf dem festen Lande vorgekommen

sind. Hier fand ich fast alle die Gewächse wieder, die so oft meine Freude auf den Landsitzen der Engländer gewesen sind, und von denen ich zum Theil geglaubt hatte, daß sie in Sachsen unter freyem Himmel nicht fortkommen könnten, weil sie ehemahls ganz unbekannt hier waren. Die mehresten derselben findet man auch in den Anlagen um die Stadt; allein hier sind sie näher beysammen, so daß die ungeheure Mannigfaltigkeit mehr auffällt und leichter übersehen werden kann.

Noch muß ich einer neuen Einrichtung gedenken, die mir eine der beßten und zweckmäßigsten zu seyn scheint, die ich in irgend einem Lande gesehen habe: Es ist eine Schule für arme Kinder, die die Stadt, wie ich höre, dem Herrn Müller und Rosenmüller (Bürgermeister und Superintendent,) zu danken hat. Arme Kinder beyderley Geschlechts werden hier auf eine vortrefliche Art in allem unterrichtet, was ihnen in dem Zirkel nöthig seyn kann, für welchen ihre Geburt und bürgerliche Lage sie bestimmt. Also – Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Waarenkenntniß, Sächs. Geschichte und Gesetze, nebst etwas Naturrecht,

Naturlehre und Erdbeschreibung sind die Kenntnisse, die die Kinder hier erlangen; wohlverstanden, daß die letztern Wissenschaften nicht weiter gelehrt werden, als sie dem Bürger brauchbar und nützlich sind. Alles das lehrt man freylich in andern Schulen auch: Allein der Unterschied ist, daß es hier mit Geschmack und zweckmäßig gelehrt wird, und daß man sich hauptsächlich bemüht, in den Köpfen der Kinder aufzuräumen, und ihnen klare und richtige Begriffe beyzubringen. Am meisten fiel mir ihre gute Art zu lesen und ihre Fertigkeit im Rechnen auf. Die Mädchen werden in mancherley weiblichen Artikeln unterrichtet.

Ausser dem Oberlehrer und einigen andern, die besoldet werden, finden sich hier mehrere junge Männer ein, die unentgeldlich mit einem Eifer und einer Angelegenheit zu lehren scheinen, die man bey besoldeten Lehrern so oft nicht findet. Aber die Vorsteher, die sehr oft gegenwärtig sind, haben dieser Richtung einen gewissen Anstrich und Ton gegeben, der sie über eine gemeine Schule erhebet und in manchem jungen Manne das Verlangen erregt, als

Lehrer darinne bemerkt zu werden. Herr Rosenmüller cathechisirt hier gelegentlich selbst, und widmet noch überdieß, in seinem Hause, mehrere Stunden zur Uebung für diejenigen, die hier lehren wollen.

Leipzig soll ein neues Gesangbuch bekommen. Diese Nachricht wird Ihnen nicht so sehr auffallen, als vielmehr die, daß es nicht schon seit mehr als 20 Jahren eins hat. In der That ist es auffallend, daß diese Stadt, wo das Zollikofersche Gesangbuch zuerst entstand und seit beynahe 30 Jahren allgemein bekannt ist, sich so lange mit dem alten Vorrathe hat behelfen können. So urtheilet man in der Ferne; hier am Orte aber höre ich, daß sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten der Einführung eines neuen Gesangbuches entgegen gesetzt haben, und daß aller Eifer und aller Ernst eines Mannes von Ansehen und Einfluß nöthig war, um es endlich durchzusetzen. Im Verlaufe von einem oder zwey Jahren soll es eingeführt werden, auch ich zweifle nicht im geringsten, daß eine Menge anderer Orte es annehmen werden.

Ein und dreyßigster Brief.

Brandenburg.

Potsdam.

Wir giengen von Leipzig über Dessau und Wörlitz, wo wir uns nicht länger aufgehalten haben, als nöthig war, den berühmten und Ihnen wohlbekannten Garten zu sehen. Zu Wittenberg hielten wir uns noch weniger auf, und so kamen wir gestern zu Potsdam an.

Der Weg durch den Churkreis und so weiter fort durch das Brandenburgische bis nach Potsdam geht durch Wüsteneyen von Sand, in denen ich nichts als das Bild der Barbarey sahe. Mein Herz war eingeengt und in einer

ganz eigenen Art von Beklemmung, die sich freylich fühlen, aber nicht beschreiben läßt. In diese unwirksame, unfreundliche Gegenden scheint keine ungefähre Triebsamkeit, keine Verbesserung des Alten, kein neuer Begriff seinen Weg gefunden zu haben, und mich dünkt, alles sey ungefähr so, wie es am Ende des dreyßigjährigen Krieges gewesen seyn muß. Ein Fruchtbaum ist schon eine Seltenheit, und von Waldbäumen habe ich fast nichts gesehen, als Nadelholz. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß diese Sandstriche ganz ungebaut seyn; Man sieht allerdings einen gewißen Grad von Arbeit darinne; Allein es fehlet den Leuten an Capital, ihren höchst elenden und undankbaren Boden um etwas zu verbessern

Am Ende dieser ebenen Sandstriche und Einöden kommt man auf eine kleine Anhöhe, von welcher Potsdam, mit seiner umliegenden Gegend, wie ein Paradies erscheint. Ich glaube, daß ich dieses kleine Thal in jedem Lande artig gefunden haben würde; allein durch den Contrast erschien es mir reizend.

Indessen war uns die Stadt selbst höchst unangenehm; und mich füllte sie mit tausend traurigen Gedanken. Es ist ein prächtiges Treibhaus, dem man die Wärme genommen hat. Je größer und schaubarer die öffentlichen sowohl als Privatgebäude sind, desto trauriger kommen mir ihre Bewohner vor. Die Paläste versprechen eine wichtige Hauptstadt; aber alles fehlt, was man von einer Hauptstadt erwartet — das Gedränge in den Gassen, das Heer wohlgekleideter Menschen die Wagen, Pferde, Livreybedienten, Belustigungsorte, Triebsamkeit, Menge und Eleganz der Kramläden! Alles kam mir tod und arm vor, und manches in augenscheinlichem Verfalle. Keine einzige Gasse bin ich durchgangen, in der nicht Gras wüchse, keine in der ich nicht Schmutz bemerket hatte. Freylich trägt die jetzige Abwesenheit der Garnison sehr vieles zur Entvölkerung einer Stadt bey, die zu keiner Zeit eine starke Bevölkerung hatte.

Das große neue Schloß bey Potsdam ist und bleibt ein edles und wichtiges Gebäude,

was auch der eckele Kenner gegen diesen, oder jenen Theil einzuwenden haben mag. Besonders interessant war mir das kleine Haus auf der Anhöhe, der vorzügliche Wohnort des letzten Koniges. In diesem Augenblicke halten sich die Gemahlinnen der Prinzen Friedrich Wilhelm und Carl darinne auf, die wahrhaft wie verträgliche Schwestern ein Familienleben hier führen und ihren Witwenstand durch die Künste und häußlichen Beschäftigungen sich erträglich zu machen suchen.

Nicht weit von diesem Gebäude ist die berühmte Windmühle, deren Geschichte Sie wissen. Der letzte König ließ sie, da er sie nicht los werden konnte, mit Bäumen umpflanzen, die, als sie herauswuchsen, dem Müller so ganz den Wind wegnahmen, daß er nicht weiter mahlen konnte. Friedrich ließ sich nunmehro eben so hartnäckig finden, als er vorher den Müller gefunden hatte. Allein der gegenwärtige König hat ihm die Mühle neu gebauet und erhöhen lassen, so daß sie wie ein erhabenes Gebäude in die Luft steigt und in ihre volle Thätigkeit wieder eingesetzt ist.

Die Gemählde sammlung ist in einem andern Theile der Anlagen in einem eigenen Gebäude. Ich habe sehr schöne Stücke hier gefunden; Aber ich kann unmöglich die Nahmen der Meister unterschreiben, nach denen man mehrere Gemählde nennt, noch Alles das für original halten, was uns dafür gegeben wurde.

Gerne würde Lord * * * am Eingange des Gartens eine gewisse Summe bezahlt haben; aber äusserst unangenehm ist es, alle Augenblicke von jemanden angebettelt zu werden. Wir verweilten einen Augenblick bey den Leichensteinen, mit denen der letzte König die Gräber seiner Hunde hat belegen lassen: augenblicklich stieß ein Mensch zu uns, der uns die Nahmen vorbuchstabirte, die wir selbst besser auf den Steinen lesen konnten. Wir kehrten uns mit Unwillen davon; allein der Mensch sagte, er sey ein Schloßknecht und bath um ein Almosen. Nicht weit davon verlangte ein anderer einen Brandewein, und nennte sich den königlichen Nachtwächter. Befanden wir uns in einem Gange, so bettelten die Leute, welche

an den Hecken verschnitten, und in den breiten Sandwegen zogen die Arbeiter uns Schnüre vor. Die Abwesenheit des Königes mag freylich zu diesem Unwesen sehr vieles beytragen, das er gewis nicht dulten würde, wenn er davon wüßte.

Berlin.

Die todte Stille die mir zu Potsdam auffiel, herrscht, in diesem Augenblicke, gewissermassen auch zu Berlin. Man vermißt augenscheinlich den Hof und die sonst zahlreiche Garnison in einer Stadt, die, für ihren Umfang, nie stark bevölkert gewesen ist, und die in diesem Augenblicke höchstens 130,000 Seelen halten soll; während daß Mailand, bey weit weniger Umfange, die nehmliche Volksmenge hat. Wir wohnen in der Stadt Paris, in einer der großen Gassen, und die noch überdieß auf den Schloßplatz führt, und doch vergeht bisweilen eine halbe Stunde, ohne daß ich einen Wagen fahren höre. Wien hat an die 700 Lehnkutschen, (fiacres) welche numerirt sind, und

auf den Gassen stehen; zu Berlin, sagt man mir, seyen einst 25. gewesen, und diese 25. haben sich nicht erhalten können. Die Equipagen der Großen und Reichen sind, verhältnißmäßig, auch in geringer Zahl; und darzu kommt noch, im gegenwärtigen Augenblicke, der Sommer und der Krieg. Die wenigen, die ich gesehen habe, sind äusserst einfach und einige mehr, als einfach. Indessen scheint der Berliner, im Ganzen, zu haben, was er braucht: und wenn ich hier nicht die Pracht und den Glanz anderer Europäischer Hauptstädte finde, so sahe ich auch das Elend und die schmählige Armuth nicht, die die Menschheit in allen großen Städten, Wien ausgenommen, so entsetzlich beleidigen. Der Berliner Bürger ist nicht so reich als der Wiener; dafür aber ist er dem Vergnügen weniger ergeben, und scheint in Thätigkeit, Industrie, Lektüre und im eingeschränktern häußlichen Zirkel die Freuden zu finden, die der Wiener im Genusse der Tafel und an öffentlichen Orten sucht. Zu Wien sind mitten im Sommer fünf Schauspielhäuser, und sie werden alle so ziemlich besucht. Hier

zu Berlin spielt man jetzt in einem einzigen, und das ist so klein, daß es nicht über 1200 Menschen hält: und doch ist dieses kleine Haus oft mehr als zur Hälfte leer. Der Körper befindet sich besser zu Wien, die Seele zu Berlin. Niemand scheint im letztern Orte auffallend reich zu seyn; aber jedermann, der arbeiten will, scheint sein nothwendiges Auskommen zu haben: und ein jeder scheint zu arbeiten bereit, weil er weiß, daß hier keine Reichen, ungeheure Summen in Almosen vertheilen, wie in England; keine Klöster ihn füttern, wie in Italien; kein milder Himmel ihn gegen Kälte und Wetter schützt, wie zu Rom und Neapel. Wenn man den größten Theil der öſtreichischen Staaten gegen den größten Theil der Preußischen hält, so ist Berlin vielleicht alles, was sich nur möglicherweiße daraus machen ließ: und das ist mehr, als was sich von Wien sagen läßt. In Rücksicht auf allgemeine und ausgebreitete Kenntnisse, ist die Hauptstadt der brandenburgischen Staaten gewiß eine der ersten in Europa.

Einem, der vor nicht gar langer Zeit Rom verlassen hat, ist es sehr interessant, zu Berlin

und Potsdam eine Menge Gebäude wieder zu sehen, die ihm in Italien Vergnügen gemacht haben. Freylich sind es nur Copien in Miniatur, und bey manchen ist ein sehr wesentlicher Theil des Originals ausgelassen; indessen machen doch mehrere derselben eine sehr gute Wirkung, und sind immer von einem bessern Geschmacke, als die mehresten Originalgebäude, die man gewöhnlich in den nördlichern Theilen von Europa sieht. So erkannte ich zu Potsdam in dem Thore, das nach Sans-souci führt, den Triumphbogen Constantins des Großen, und ein gewisses Gebäude mit schönen Corinthischen Säulen, ist offenbar eine Nachahmung der sogenannten doggana zu Rom, oder des antiken Forums, aus dem man das Römische Zollhaus gemacht hat. Die gekuppelte Colonade beym großen Schlosse bey Potsdam, erinnert einen augenblicklich an die unendlich größere Colonade des Bernini vor der Peterskirche; und die französische Kirche zu Berlin ist das Pantheum, oder die Rotonda im Kleinen, wobey man freylich den prächtigen Porticus weggelassen hat. Eben so machte mir

es viel Vergnügen über dem Brandenburger Thore die vier Pferde zu sehen, die den Triumphwagen des großen Churfürsten ziehen, und in welchen ich sogleich die vier Pferde des Lysippus wieder erkannte, welche die schönste Zierde des St. Markus Platzes zu Venedig ausmachen. Wenn die zu Berlin ihrem erhabenen griechischen Urbilde nicht gleichkommen, so haben sie wenigstens das Verdienst, daß sie hier zweckmäßig angestellt sind, während daß der Venetianer sehr verlegen ist, wenn er einem sagen soll, wie diese Pferde, ohne Wagen und ohne Reuter über den Eingang einer Kirche zu stehen kommen; es sey denn, daß man sie als eine Seltenheit in einer von Wasser umgebenen Stadt zeige, wo man bisweilen sonst ein lebendiges Pferd für Geld sehen ließ.

Man zeigte uns zu Sans-Souci einige Bücher voller Kupferstiche, und sagte uns, daß sich der König immer viel damit beschäftiget hätte. Und das waren gerade jene Sammlungen von Römischen Gebäuden und Aussichten, von denen jeder Reisende gewöhnlich ein Exemplar mit sich nimmt, und in welchen der letzte

König das und jenes gewählt zu haben scheint, wornach er bauen ließ.

Einige Tage nach unserer Ankunft ließ uns der Graf von Herzberg zu einer Sitzung der königlichen Academie einladen; es war aber eine von denen, die in allen solchen Gesellschaften öfters vorkommen, und dergleichen mir schon zu London und Paris gelegentlich zu Theil geworden sind: nähmliche Vorlesung von Briefen, vom Protocoll der letzten Sitzung, von Dingen, die das Innere der Academie angehen, und dergleichen. Indessen hatte ich doch hier Gelegenheit, einige Männer zu sehen, die mir interessant waren, und die mir Zeit und Umstände nicht erlauben würden, anderweitig aufzusuchen.

Der Graf von Herzberg ist, wie Sie wissen, nicht mehr in den Geschäften, empfängt aber noch immer Fremde, die häufig den Ministern empfohlen werden. Ich fand in ihm einen Zug von Gutmüthigkeit, der sich auf mancherley Art zeigt, und einen Wunsch, daß einem wohl in seinem Hause sey. Bey Mahlzeiten in solchen Häusern begegnet es öfters ei-

nem Reisenden, daß er nicht den achten Theil der Gesellschaft kennt; und da habe ich denn die Zeit zwischen der Ankunft und dem Augenblicke, da man zur Tafel geht, gewöhnlich langweilig gefunden. Der Graf von Herzberg aber hat in den Augenblicken eine besondere Aufmerksamkeit für seine Gäste, und eine ganz eigene Gabe, sie in der Zwischenzeit zu beschäftigen, indem er dem einen etwas aus seinem Vaterlande zeigt, das ihn interessiren muß, den andern auf einen Kupferstich, oder sonst aufmerksam macht; oder er läßt etwas bringen, das die Gesellschaft wahrscheinlicherweise noch nicht gesehen hat, zeigt ein Werk, das so eben erst erschienen ist, und dergleichen mehr.

Der König und die Königinn sind nicht hier; aber die verwitwete Königinn und die Prinzessinn Heinrich geben Partien, die in Spiel bestehen; und bey der letztern speißt man auch zu Abend.

Weit mehr Gesellschaft sieht der Prinz Ferdinand, der im Sommer auf seinem Landsitze, nahe am Thiergarten lebt, und die Frem-

den mit besonderer Aufmerksamkeit beehrt und sehr oft einladet. Nur bey der ersten Erscheinung, wenn man vorgestellt wird, ist es nöthig, vollgekleidet zu seyn. Man trinkt Thee, spielt, speißt zu Abend, oder gehet, um die Zeit der Mahlzeit, im Stillen davon. Der Ton ist leicht und frey, und hat nichts von dem beschwerlichen Theile der Etikette eines Hofes. Die Prinzessinn erscheint bey der Tafel, oder nicht, je nachdem es ihr Spiel mit sich bringt; der Prinz gehet, nachdem die Mahlzeit aufgetragen ist, auf eine kurze Zeit umher, spricht stehend mit diesem oder jenem und zieht sich dann zurück, und die sehr liebenswürdige Prinzessinn Luise, belebet durch ihren Witz und ihre Lebhaftigkeit die Tafel.

Bey aller Bemühung, die man sich zu Dresden und zu Berlin für den Fortgang der Künste gibt, dünkt es mich doch, daß sie in dieser Nördlichen Breite nur wenig gedeihen. Zwar haben beyde Städte einige sehr verdienstvolle Künstler, die ich mit Vergnügen nennen würde, wenn ich nicht befürchtete, andern, die es eben so sehr verdienen und die ich nicht

kenne, zu übergehen; aber im Ganzen scheint es mir, daß der Boden, auf dem die Kunst hier gedeihen soll, ein Treibhaus sey, dem es an genialer Wärme fehlt. Da mangelt so gar vieles, das man nur jenseits der Apenninen findet, und dem auch ein grosser Fürst mit grossen Kosten nur unvollkommen abhelfen kann. Wenn man auch dem Mangel der Antike durch Abgüsse einigermaßen abhilft, so ist und kann das Nackte im Nördlichen Deutschlande nie so schön seyn, als es in Italien ist. Auch habe ich bemerkt, daß die mehresten Künstler, wenn sie aus Italien zurückgekommen sind, gar bald die Gewohnheit aufgeben, ohne Unterlaß nach lebenden Modellen zu arbeiten, welches zu Rom auf eine auffallende Weise geschieht. Ich bin dort oft erstaunt, um welcher Kleinigkeit willen sehr gute Künstler ein Modell hohlen lassen. Auch findet der deutsche Künstler nicht die Leichtigkeit, Modelle, besonders weibliche, sich zu verschaffen. Kleine, anständige Familien haben Vorurtheile gegen das Ding; und es wird sich die mehresten mahle finden, daß ein hübsches Mädchen, die zu einem Mo-

delle dient, auch zu andern Diensten gebraucht wird. Zu Rom hingegen gehören die Modelle selten zur Classe der öffentlichen Weibspersonen, und so bald sie in diese Classe treten, hören sie auf, Modelle zu seyn. Die Erfahrung hat dort gelehrt, daß beyde Profeßionen sich schwer mit einander vereinigen lassen, und daß das Mädchen so wenig ihre Rechnung dabey findet, als der Mahler. Ich habe mich in Italien umständlich darnach erkundiget, und weiß, daß sich die Sache so verhält. Auch muß man mir nicht einwenden, daß einige dieser Römischen Modelle die verworfendsten und lasterhaftesten Geschöpfe sind, die man sich denken kann; daß manche derselben zu jedem Fremden gehen, der sie verlangt, und sich auskleiden; daß sie zu mancherley Diensten bereit sind, und daß sie alles mit sich thun lassen — eins ausgenommen. Aber dieses eine ist gerade die Sache, worauf es hier ankommt, und dieses bewahren sie gewöhnlich sehr sorgfältig, so lange sie nicht Lust haben, einen Stand für den andern aufzugeben.

Wir wollen endlich annehmen, daß die mehresten dieser Schwierigkeiten, die der Kunst in Deutschland im Wege stehen, gehoben werden könnten, so blieb noch immer eine übrig, die es schwer seyn würde, zu überkommen. Die deutsche Nation, im Ganzen genommen, hat weder Liebe genug für die Kunst, um si: mit Eifer zu befördern, noch Reichthum genug, um sie hinlänglich zu belohnen. Zwar kann ein Fürst einigen Künstlern einen ansehnlichen Gehalt geben; Aber dann wird sich dieser immer auf eine geringe Zahl einschränken, und die Kunst hat das ganz Eigene, daß sie nicht in der Einsamkeit gedeihet. Das Publikum ist es, das sie in Bewegung setzen muß: und wo dieses existirt, wird es sich finden, daß die Kunst gar bald die Fürsten entbehren kann. Ich will hier keinesweges untersuchen, welchen Grad von Vollkommenheit die Kunst in diesem Augenblicke in England erreicht habe; aber das weiß ich, daß der ganze Ueberschuß der Civilliste, wenn der König sie auch einzig und allein auf diesen Zweck verwenden wollte, nur sehr wenig für die Menge von

Künstlern thun könnte, die England jetzt besitzt. Eben so ist es auch zu Rom, wo etliche hundert Künstler nicht vom Pabste, nicht von einigen Cardinälen und Fürsten, sondern vom Publikum leben. Freylich ist dieses Publikum nicht das von Rom, sondern vom größten Theile von Europa, d. h. von den Individuen einer Menge Länder, die dort, mehr oder weniger, der Kunst einen Zoll entrichten, den sie ihr gewöhnlich in ihrem eigenen Lande versagen. Es ist eine allgemeine bekannte Sache, daß kein wohlhabender Mann leicht Rom verläßt, ohne etwas gekauft zu haben; und so mancher, der in seinem Vaterlande nie daran gedacht hatte, daß es Künstler in der Welt gibt, bringt wenigstens einige Tändeleyen, die die Tagelöhner der Kunst zu Rom verfertigen, und seine theure Figur in Marmor, in Oehl, oder sonst in einer Masse zurück.

Kurz, unser geringer Eifer, unser Clima, unsere Armuth, unsere Religion (wenigstens in einem großen Theile von Deutschland) unsere Art, uns zu meubliren, unsere Einrichtun-

gen und Belustigunnen — alles ist der Kunst entgegen. Es wäre eine merkwürdige Untersuchung, wenn sich nehmlich so etwas untersuchen ließ, wie viel historische Gemählde, im Verlaufe von zehn Jahren — Deutsche Künstler — in Deutschland — für Deutsche gemacht haben.

Das sogenannte Meublen-Magazin zu Berlin, dünkt mich eine vortreffliche Einrichtung. Jeder Tischler, der ein Stück gemacht hat, das nicht bestellt ist, schickt es dahin und hängt einen Zettel daran, auf den er den Preis schreibt. Dies hat große Vortheile für den Arbeiter sowohl als für den Käufer, indem der erstere, wenn er keine Bestellungen hat, beständig fortarbeiten kann, und der letztere, ohne an zehn Orten umherzugehen, Wahl unter der Menge findet, und kaufen kann, ohne zu besorgen, daß man ihn übertheure; Denn kein Meister wird einen unbilligen Preis auf ein Stück setzen, von dem er weiß, daß alle seine Mitmeister es recensiren werden. Das Gebäude, in welchem diese Meublen stehen, ist für jedermann unentgeldlich offen, und Leute,

die dazu bestellt sind, empfangen sogleich das Geld, wenn etwas gekauft wird. — Und hierbey habe ich noch nicht ein Wort von dem Wetteifer gesagt, der ohne Unterlaß durch die Competition erregt wird.

Man führte mich zum Tischler Eben, wo ich sehr gute Arbeit, größtentheils von Mahagony und im Englischen Stile sahe.

Die Vieh-Academie zu Berlin ist vortreflich! Sie dünkt mich vollständiger und auf einen bessern Fuß eingerichtet, als irgend eine, die ich an andern Orten gesehen habe. Zwar ist es mir schlechterdings unmöglich, von dem Werthe der dabey angestellten Menschen zu urtheilen; allein die verschiedenen Gebäude, Ställe, Wiesen, Bäder und mannigfaltigen Abtheilungen dünken mich überaus zweckmäßig zum Heilen, und zum Lehren sowohl als zum Lernen.

Das königliche Residenzschloß, das, ich weiß nicht durch welchen sonderbaren Zufall, nicht ganz regelmäßig gebaut ist, hat, so wie das Zeughaus und der Pallast des Prinzen Heinrich, eine einfache Größe und Erha-

benheit, die mir außerordentlich gefallen, und die gewiß für das Clima und die Breite von Brandenburg sich besser schicken, als so manches aus Italien entlehntes Gebäude, das der letzte König hat errichten lassen. Der Theil des Residenzschlosses, den der König bewohnt, ist unter der jetzigen Regierung, ohne viele Pracht und mit Geschmack neu verziert worden.

Ein und dreyßigster Brief.

Magdeburg.

im Herbst.

Von Berlin giengen wir über das elende Spandau nach Brandenburg, und den folgenden Tag nach Magdeburg. Hier verweilten wir einige Stunden mit Vergnügen und freueten uns an der Schiffahrt, an den grossen Waarenniederlagen und dem schönen Spaziergange an der Elbe.

In der Domkirche zeigte uns der Küster ein eisernes Gitter, welches ein Schlosserjunge in einem Tage gemacht hat; Und als ich meine Verwunderung bezeigte, in einem Preussischen

und

und Protestantischen Lande solchen Unsinn zu hören, berief sich der Mann auf das Loch im Thurme, durch welches ihn der Teufel abgehohlt, und setzte hinzu: „Die Sache sey überdieß zu bekannt und zu gewiß, als daß sie eine weitere Bestätigung bedürfe.

Von Magdeburg nach Helmstadt reist man 6 Meilen Post mit den nähmlichen Pferden; man muß also füttern, und so wird diese Station zu einer ganzen Tagereise, die bisweilen 16, 18 und mehr Stunden dauert. Es ist ein Erdweg, der im Sommer und bey trockenem Wetter ungefehr so gut ist, wie eine gemachte Straße, auf dem man aber, nach anhaltenden Regen, bis an die Achse einsinkt. Welche Barbarey! — Die ganze Straße von Berlin bis Braunschweig ist elend; so wie ich überhaupt auf unserm ganzen Wege durch Brandenburg und Magdeburg kein Stück gemachte Straße gefunden habe, als die von Potsdam nach Berlin, die der jetzige König vor einiger Zeit hat bauen lassen. Wie gar viel besser wäre es für das ganze Land gewesen, wenn der letzte König einen Theil der Summen, die er

auf öde, oder halb bewohnte Häuser auslegte, auf die Landstraßen verwendet hätte.

Braunschweig.

im Herbste.

Die Vormittage ausgenommen, haben wir unsere Zeit hier gröſtentheils am Hofe zugebracht, der aus drey Häusern besteht, nehmlich dem des regierenden Herzogs, der verwittweten Herzoginn und des Erbprinzen: in allen dreyen findet der Fremde den verbindlichsten Empfang. Nie bin ich an einem Hofe gewesen, wo, in dieser Rücksicht, Alles einander so sehr in die Hände arbeitet, und wo jedermann scheint, sich es angelegen seyn zu lassen, daß der Gast sich wohl und angenehm fühle. Ich würde Ihnen noch weit mehr davon sagen, wenn es Privathäuser wären; allein man fürchtet sich, in einem lobpreisenden Tone von Höfen zu reden, weil es so gar gewöhnlich ist, daß Reisende bloß die Gefühle ausdrücken, die der Empfang, den sie selbst fanden, in ihnen erregte. Und dann rühmen oder tadeln so viele,

ohne alle weitere Rücksicht. Nur so viel will ich noch hinzusetzen, daß ich, bey meiner Rückerinnerung an die angenehmen Tage, die ich zu Braunschweig zugebracht habe, allemahl mit Vergnügen und Dank an den Hof denken werde: wobey ich einige Männer einschließe, die ich da kennen gelernt habe.

Die Stadt selbst hat wenig, das einen Fremden, der schon lange gereißt ist, sehr beschäfftigen könnte. Indessen habe ich doch das und jenes da gesehen, das mich interessirt hat, worunter ich denn auch den berühmten Onyx rechne, der von einer Größe ist, der nichts von Allem, was ich in Italien oder in andern Ländern gesehen habe, auch nur einigermaßen gleich kommt.

Daß es in Braunschweig mehrere Personen gibt, die in vielen Rücksichten interessant sind, wissen Sie. Ich habe einige kennen lernen, die, bey meiner Abreiße, ein lebhaftes Verlangen erregt haben, sie wieder zu sehen und näher kennen zu lernen.

Wenn ich bedenke, wie nahe Braunschweig an Berlin und Leipzig liegt, und daß

diese Stadt schon längst ein beträchtliches Verdienst um die deutsche Litteratur hat, so ist es auffallend, daß man unter den gemeinen Ständen so viel von dem hört, was freylich nicht geradezu Platdeutsch genannt werden kann, was aber doch auch von diesem nicht so gar sehr verschieden ist.

Nicht weit von der Stadt hat die regierende Herzoginn eine kleine Villa bauen und einige Anlagen machen lassen. Es heißt Klein Richmond, und man hat da eine Aussicht, die in einem Lande, das an Naturschönheiten nicht eben reich ist, gesehen zu werden verdient. Freylich findet man hier nicht jene bevölkerten, reichen und schönen Gefilde, an die der Nahme dieses Landhauses erinnert, und welche, so schön sie auch sind, sich durch Luxus, Pracht und Kunst selbst noch mehr auszeichnen, als durch die sehr schöne Natur; aber man wird immer mit Vergnügen einen Morgenspaziergang auf dieses kleine Richmond machen, das für jede anständig gekleidete Person offen steht.

Wer sich einige Zeit zu Braunschweig aufhält, und den Grundsatz hat, daß die Zeit, die er auf Reisen auf seinem Zimmer zubringt, größtentheils als verlohren zu betrachten ist, wird hier bisweilen verlegen seyn, seine Vormittage nützlich auszufüllen. Ein solcher wird einmahl eine Fahrt nach Wolfenbüttel und Salzthal machen, wo er eine wichtige Bibliothek und die Herzogliche Gemähldesammlung sehen kann: und beydes kann er in einem Vormittage vollenden, wenn er spät zu Mittage speißt. Ich habe also auch die berühmte Bibliothek zu Wolfenbüttel gesehen! Allein mit dem Besehen der Bibliotheken hat es für die mehresten Reisenden eine ganz eigene Bewandniß: und größtentheils meynen wir, wenn wir davon reden, wenig mehr als das Gebäude, das die Bücher enthält, und seine Einrichung. Wenn man zuerst anfängt zu reisen, so haben für den Liebhaber der Wissenschaften und für den Mann von Classischen Kenntnissen, große Bibliotheken allerdings viel Auszeichendes! Hier sieht er so manches, wovon er Jahrelang gelesen und reden gehört hat; die Ausgaben

von 1400. sind allein eine Quelle von Vergnügen, die vielleicht Jahre lang unerschöpflich ist. Allein, wenn er Jahre lang an einem Orte gelebt hat, wo er die mehresten der letztern täglich sehen konnte, wenn er allmählig einige der berühmtesten Bibliotheken besucht, und die einigen großen Hauptstädte durchwandert hat, so verliert alles, was ihm sonst selten war, und es nun nicht mehr ist, seinen Reiz; er hat zugleich gelernt, daß jeder Ort seine Callifichets, und die Bibliothekare ihre Steckenpferde haben, und daß man ihm das und jenes mit Pomp aufstellt, was im Grunde eine Armseligkeit ist. Wenn Sie Alles das zusammen nehmen, so bleibt einem alten Reisenden, der einer Bibliothek nur kurze Zeit schenken kann, wenig Genuß mehr übrig; es sey denn, daß er Nahrung in alten und seltenen Manuscripten suche. Auch ich habe einst meine Freude darinne gefunden, daß ich sagen konnte, ich kenne die Buchstaben dieser und jener berühmten Handschriften; allein wenn ich bedenke, wie kurze Zeit man sich gewöhnlich bey diesen Handschriften aufhalten kann, und wie gar geringe der Nutzen

ist, den der Reisende aus der bloßen Besichtigung zieht, so muß ich die Freude, die in dem Gesehen haben liegt, offenherzig für eine Charlatanerie erklären. — Indessen ist sie sehr unschuldig, und der Himmel bewahre mich, daß ich irgend einem ehrlichen Manne seine Freude nehmen wollte.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hannover.

Nienburg.

Da es sehr möglich ist, daß Sie von diesem Orte nie gehöret haben, und da Sie noch weniger werden begreifen können, wie ich hierher gekommen bin, so will ich Ihnen zuerst sagen, daß das Nienburg, wo ich mich itzt aufhalte, eine kleine Stadt in der Grafschaft Hoya in Westphalen ist, und also dem Churfürsten von Hannover, oder dem Könige von England gehört. Wir haben eine Achse zerbrochen; und da diese von gegossenem Eisen ist, und die hie-

sigen Schmiede erklären, daß sie nie so etwas gesehen haben, so möchten wir wohl das Vergnügen haben, uns hier einige Zeit mit Lesen und Schreiben zu belustigen, denn das Wetter und der Koth umher werden uns wenig andere Beschäftigungen erlauben.

Ich hätte also volle Zeit, Ihnen eine recht umständliche Beschreibung von den gesammten Heiden, und von alle dem elenden, magern und fast unbewohnten Lande zu geben, das ich zuerst zwischen Braunschweig und Hannover, und denn von letzterer Stadt bis hierher gesehen habe. Aber meine beschreibenden Kräfte gehen zu Ende, mit dem herannahenden Ende unserer Wanderungen, und alles was ich Ihnen von dem Striche sagen kann, den ich seit meiner Abreise von Braunschweig gesehen habe, ist, daß er selbst über die Vorstellungen elend ist, die ich mir nach allen davon erhaltenen Beschreibungen gemacht hatte.

Aber ich habe Ihnen so nicht gesagt, wie wir hierher gekommen sind, da Sie mich auf dem Wege nach Hamburg vermuthen werden. In der That war unser Entwurf, von Braun-

schweig über Hannover nach Hamburg zu gehen, von da nach Bremen, und dann über Amsterdam und den Haag nach Helvötsluys, wo jetzt das einzige Englische Paketboot ist, das den Nördlichen Theil von Europa mit Großbritannien verbindet.

Schon ehe wir Braunschweig verließen, kamen täglich Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen, und einige Officiers, die einst lange zu Mastricht standen, redeten von dieser Festung und ihrer gegenwärtigen Lage auf eine Art, daß ich unmöglich erwarten kann, daß sie einen starken Widerstand thun wird. Wir kamen nun nach Hannover, wo man von der gegenwärtigen Lage der Sachen mit so vieler Aengstlichkeit und Besorgniß redete, daß ich ein Paarmahl große Lust hatte, zu fragen, welchen Tag man die Franzosen erwartete. Der Ritter Zimmermann schien sich vorzüglich mit diesen Gedanken zu beschäftigen, und war so ganz gewiß, daß die Franzosen marschiren könnten wohin sie wollten, daß er mit entschiedener Gewißheit uns die Unmöglichkeit demonstrirte, unsere Reise

von Hamburg durch Holland einige Wochen später machen zu können. Nun wußte ich zwar wohl schon vorher, daß der Mann Alles im Schwarzen sahe; Allein diese mancherley Nachrichten machten doch ihre Eindrücke, und es wurde eine ernsthafte Betrachtung für uns, ob wir nicht unsern Rückzug in einigen Wochen abgeschnitten finden möchten, wenn wir über Hamburg und Bremen giengen, und an diesen Orten natürlich uns mehr oder weniger aufhielten. Lord *** bey dem das Verlangen, sein Vaterland wieder zu sehen, sich in dem Grade vermehrte, in welchem er sich ihm allmählig näherte, faßte gar bald seinen Entschluß; und ich fand diesen Entschluß so vernünftig, daß ich nichts dagegen zu sagen hatte, um so weniger, da Amsterdam und der Haag, wo wir schon vorher gewesen sind, nicht in die geringste Betrachtung dabey kommen. Wir gehen also gerade durch Westphalen, Ober-Yssel, Zütphen und Utrecht nach Rotterdam und von da nach Helvötsluy.

So viel ist gewiß, daß die Holländer schon seit einiger Zeit in ganzen Heeren aus-

wandern, und daß sie, so viel als sie nur können, von ihrem Vermögen aus dem Lande schaffen. Wenn also diejenigen Güterbesitzer, die, nach ihren Grundsätzen, den Franzosen widerstehen möchten, und nach ihrem Vermögen es könnten, auswandern, so werden die einfallenden Armeen wenig Widerstand von denen finden, die zurück bleiben: und die Stadthalterische und Englische Armee möchte wohl schwerlich im Stande seyn, sich im Lande zu behaupten.

Hannover ist mir, als eine Stadt betrachtet, sonderbar aufgefallen. Sie hat etwas charakteristisches, das von andern deutschen Städten sehr verschieden ist, und das sie in meinen Augen mehr zu einer Englischen macht. Es ist einer der reinlichsten Orte, die ich, außerhalb England irgendwo gesehen habe. Ein Engländer würde sagen: this has a home-look (dieß sieht fast wie zu Hause aus) denn hier ist in der That so manches, wie man es auf jener Insel sieht. Auch hilft das Wappen von Großbrittannien und Hannover, das einem so häufig vorkommt,

und die vielen Bedienten, die ich in der mir so wohlbekannten königlichen Livrey sahe, gar sehr zur Täuschung. Sie müssen nehmlich wissen, daß der König oder Churfürst einen Hofstaat hier hält, ohngefehr wie wenn er selbst hier wäre. Hier sind der Hofbedienten mancherley, eine Menge Pagen und Ställe voll von Pferden und Pferdeknechten und von Bedienten in roth und blau. Die Truppen sind auch roth. An den beyden Seiten der Gassen sind Fußgänge mit breiten Plattensteinen, ungefähr wie in England. Auch ist alles theuer ungefähr wie in England. In der sehr theuern Rechnung in unserm Wirthshause war die Flasche Wein mit drey Thalern angesetzt.

Dicht beym Schlosse ist ein artiger Platz mit einer hübschen Aussicht am Ende, und einem dorischen Tempel, in welchem Leibnitzens Büste aufgestellt ist. Sie ist von Carrarischen Marmor und von Hewetson, einem Irischen Künstler, den ich zu Rom kannte, und dessen vorzügliche Stärke in Büsten besteht.

Die Gegend um Hannover ist artiger, als man in einem Striche Landes erwarten sollte, der größtentheils nichts weniger als schön ist. Wir giengen auf einem unserer Spaziergänge, nach Herrnhausen, einem Churfürstlichen Sommersitze; aus weitläuftigen, französischen Gärten, die gut unterhalten sind. Hier bemerkte ich eine Aufschrift, deren Sinn ungefähr ist, daß es zwar den Leuten erlaubt sey, in den Garten zu gehen, daß sie sich aber am großen Wasserbehältnisse nicht setzen sollten, wenn Standespersonen zugegen wären.

Ich habe immer bemerkt, daß in einem Lande eine Menge Dinge theurer oder wohlfeiler sind, als in einem andern, je nachdem das Geld leichter oder schwerer ist. Im Hannöverischen reicht ein Thaler in sogenanntem Cassengelde gewiß nicht weiter, als ein Thaler in Sachsen, oder im Herzogthume Braunschweig, so wie man für 20. Paoli im Kirchenstaate sich ohngefehr alles das verschaffen kann, was man im Toskanischen für die nehmliche Summe erhält, obschon dort die Zechine 21. und einen halben Paoli, hier aber nur 20.

gilt. Was man in Sachsen und Oestreich für einen Gulden bekommt, erhält man gewiß auch in Bayern und Schwaben für einen Gulden, obschon in diesen Ländern der 24. Guldenfuß eingeführt ist, während daß man in den erstern nach dem zwanzig Guldenfuße geht. Ich meyne nicht, das dieses ein richtiges allgemeines Verhältniß des Unterschiedes der Preise in diesen verschiedenen Provinzen sey, sondern blos, daß das mit vielen Artikeln statt finde; in andern Artikeln findet man den Unterschied oft weit größer. So glaube ich, ist alles theurer im Oestereichischen, als in Bayeen und Schwaben; in Sachsen theurer als in den kaiserlichen Staaten, so wie im Hannöverischen wieder alles theurer ist, als in Sachsen. Der Dukaten, der in Sachsen itzt 3. Thaler, und der Louisd'or, der 5. Thaler 6. auch wohl 8. Groschen gilt, geht in den Hannöverischen Staaten für 2. Rthl. 16. und 4. Th. 16. während daß ich zu Berlin den nehmlichen Louisd'or für 5. Rthlr. 16. und, in großen Rechnungen auch ein paarmahl für 5. Rthlr. 18. ausgegeben habe.

Eine grosse Unbequemlichkeit ist es im Hannöverischen, daß die Cassen der Regierung, die Posten und andere verlangen, in einer Geldsorte bezahlt zu werden, an welcher im Lande ein offenbarer Mangel ist. Für den Reisenden ist dieses besonders unangenehm, ehe er sich mit einer gewissen Summe sogenannten Cassengeldes versehen hat; weil ihm die Postmeister von dem Gelde, welches er mit sich bringt, einen grossen Agio abnehmen. Wann man aber auch endlich zu einem Banquier geht und Cassengeld unter besseren Bedingungen von ihm erhält, so bekommt man noch immer eine Goldart, die für den Reisenden äusserst unbequem ist. Ich nahm zu Hannover so viel Cassengeld, als ich ohngefehr glaubte, daß wir bis Osnabrück nöthig haben würden; unl diese ganze Summe erhielt ich in Stücken von zwey Groschen. Ich machte Einwendungen dagegen; allein der Banquier sagte, daß er schlechterdings kein anderes hätte und daß, wenn ich dieses nicht nehmen wollte, er mir gar kein Cassengeld verschaffen könnte.

Die

Die Englischen Reisewagen sind, von allen Gefährten, die ich kenne, bey weitem die bequemsten. Die innere Einrichtung eines solchen Wagens hat Annehmlichkeiten ohne Ende, und man fühlt sie, mit Wohlgefallen, in allen Jahreszeiten. Aber wehe dem, der etwas Wesentliches an einem solchen Wagen zerbricht, besonders in den unwirthbaren Gegenden von Norddeutschland. Ausser den Schwierigkeiten, das Zerbrochene wieder gemacht zu bekommen, wird es gewöhnlich so wieder hergestellt, daß der nächste Zufall sich immer an dem ausgebesserten Orte zuträgt. Als wir gestern eine Achse zerbrachen, befürchtete ich anfangs, daß der Schade nur zu Hannover geheilt werden könnte; es fand sich endlich ein Schmidt, der mit einer Art Ungewißheit und Zweifel die Arbeit unternahm: allein ich sehe schon, daß die Achse durch das Zusammenschweißen dünner werden muß, als sie vorher war; auch erklärt der Mann, daß er ihr die vorige Ründe nicht wiedergeben kann, und endlich muß das Eisen dadurch, daß es wieder durch ein starkes Feuer gegangen ist,

einen beträchtlichen Grad von Sprödigkeit bekommen, der uns auf diesen elenden Wegen einen neuen Bruch erwarten läßt. Endlich fährt man auf schlechten Wegen, nie so geschwind mit einem Englischen Wagen, als mit den gemeinen Gefährten des Landes. Ihr hohes Hängen und der starke Schwung ihrer vortreflichen Federn, machen die Postillons furchtsam; und, da sie das Geleise der Länder des festen Landes nicht haben, so ist ihr Lauf, auf schlechten Wegen, stossend und beschwerlich.

Von Hannover aus geht durch die ganze Grafschaft Hoye eine so genannte Chaussee, d. h. eine breite erhöhete Straße, die aber leider von Sand gemacht ist. Die Folge davon ist, daß die Postillons, wo sie nur immer können, die Chausse verlassen und auf den unangebaueten, mit Heide bewachsenen Feldern fahren. Der Reisende läßt es sich mehrentheils gefallen, weil er gar bald bemerkt, daß er selbst auf diesen schlechten Wegen doch geschwinder fortkommt, als auf der Chaussee.

Drey und dreyßigster Brief.

Westphalen.

Rotterdam.

Sieben Tage haben wir zwischen Nienport und Rotterdam auf der Straße zugebracht, ohne uns irgendwo anders, als wider unsern Willen, aufzuhalten. Und dabey mußten wir noch ein paarmahl bis spät in die Nacht reisen, welches in diesem Lande, auf diesen Straßen und in dieser Jahreszeit äußerst unangenehm ist. Und dagegen ist keine Hülfe, man müßte denn die Tagereise bisweilen um 1, 2 oder 3 Uhr enden wollen. Auf einigen Stationen haben wir über acht Stunden auf der Straße zugebracht; kommt

man nun um 1, 2 oder 3 Uhr an, so wird man zuerst eine Stunde aufgehalten, und dann bringen die noch übrigen acht Stunden Sie spät in die Nacht. Begegnet einem Reisenden in der Nacht ein Zufall, so sehe ich kein anderes Mittel, als daß er auf der Straße übernachten muß, denn in diesem elenden Westphalen habe ich bisweilen oft in mehreren Stunden kein Dorf, und in gewissen Strichen nicht ein Haus gesehen.

Das Land ist mehrentheils im höchsten Grade elend, und gelegentlich habe ich ganze Stunden lang keine Spur von Anbau irgend einer Art sehen können, so weit meine Augen mich trugen. Doch muß ich einige kleine Striche hiervon ausnehmen, besonders in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen, und denn die Gegend um das Städtchen Bentheim, welche überaus artig ist.

Von Bentheim aus wird man gar bald gewahr, daß man sich den Niederlanden nähert, und ich bemerkte den ganz besondern Stil von Häusern, in denen ich Holland wieder erkannte. Die Reinlichkeit und Ordnung nimmt nun

auch wieder zu; aber die Menschenrace, mit der man zu thun hat, ist so widrig, daß mir doch der plumpe Westphälinger noch lieber ist.

Was das Land betrifft, so haben die Provinzen von Oberyssel und einem Stücke von Geldern nichts von dem Anbaue, der die Provinzen von Holland und Utrecht so vortheilhaft auszeichnet. Im Ganzen habe ich es wenig besser gefunden, als den größern Theil von Westphalen, und die Straßen sind vollkommen eben so schlecht.

Auf dem ganzen langen Wege zwischen Hannover und Deventer, kommen Sie auch nicht auf eine einzige beträchtliche Stadt, Sie müßten denn Osnabrück dafür anerkennen. In diesem letztern Orte fängt der Holländische Postfuß an, d. h. Sie müssen für jede Stunde jedes Pferd mit einem Holländischen Gulden bezahlen, und für das Curierpferd noch mehr. Haben Sie dieses nicht im Voraus gewußt, oder haben Sie vergessen, sich zu Hannover mit Holländischen Silber zu versehen, so treibt man mit Ihnen auf dem ganzen Wege einen abscheulichen Wucher. Nirgends, auch wenn ich die

Rechnungen in den Wirthshäusern bezahlte, bin ich den Dukaten höher angeworden, als zu 5 Gulden 5, ob ich schon wußte, daß er zu der Zeit 5 Gulden 14 und drüber in allen grossen Städten der Niederlande galt. Auf Louisd'or mußten wir verhältnißmäßig noch mehr verlieren.

Indessen muß ich doch zur Ehre von Westphalen und dieses Theiles der Niederlande sagen, daß die Wirthshäuser weit besser sind, als ich sie nach den Beschreibungen, die mir viele Reisende davon gemacht hatten, erwartete. Die zu Osnabrück, Ibbenbühren und Deventer, sind sehr anständig, und die zu Nienburg, Suhlingen, Delten und Vorthuysen keinesweges schlecht.

In dem niedlichen und reinlichen Utrecht, hielten wir uns diesesmahl gar nicht auf, und selbst von Rotterdam haben wir, auf einer frühern Reise so viel gesehen, daß wir nicht hier geblieben seyn würden, wenn das Packetboot heute segelte.

Vier und dreyßigster Brief.

Helvötsluys.

Der Landweg von Rotterdam nach Helvötsluys ist in diesem Augenblicke so schlecht, daß man ihn seit einiger Zeit ganz aufgegeben hat. Man geht entweder mit der Treckschuyt von Rotterdam nach Delft und von da nach Maasluys, wo man aber dann eine doppelte Fahrt über die Maas machen muß, weil der Weg über die Insel Rosenburg geht. Weit besser also ist es, sich gleich zu Rotterdam in einem Fahrzeuge einzuschiffen, welches allemahl an dem Tage abgehet, an welchem das Packetboot zu Helvötsluys für England segelt.

Man wird alsdann auf der Insel Voorn nicht weit von einem Hause gelandet, in welchem man wenigstens ein warmes Zimmer findet, während daß der Hauptmann die Kaleschen und Wagen herbeyschaft, die zugleich mit der Wasserfahrt ausbedungen werden, und in denen er sie nach Helvötsluys bringen läßt.

Die Fahrt über die Insel Vooren ist allemahl ein elendes Geschäfte, man mag nun den Weg gehen, den wir heute gekommen sind, oder den über Brill, den ich auch zweymahl gemacht habe. Niemand kann seinen eigenen Wagen auf diese Insel bringen, und die, welche man findet, sind offen und sehr schlecht. Dießmahl war nun auch der Weg noch entsetzlich, und so stieg ich bald ab, gieng zu Fuße und kam eine halbe Stunde früher an, als die Wagen.

Was uns diese ganze Reise durch Westphalen und die Niederlande äußerst beschwerlich gemacht hat, war die ungeheure Menge von Ausgewanderten. Von den holländischen habe ich Ihnen schon zu Hanover gesagt, aber so wie wir weiter kamen, stießen

wir auch auf das ganze Heer französischer Ausgewanderter. Diese bedeckten alle Straßen, füllten alle Wirthshäuser; in der Stadt Osnabrück allein zählte man ihrer etliche hundert die alle ganz kürzlich erst angekommen waren.

Sie wissen, oder wissen nicht, daß eine Menge kleiner Städte und Dörfer am Rheine, von Düsseldorf bis in die vereinigten Niederlande hinab, mit Franzosen angefüllt gewesen sind! Alle diese, bey den zeitherigen Fortschritten ihrer Republikanischen Landesleute von Furcht ergriffen, haben ihre Wohnsitze verlassen und ziehen sich nun etwas tiefer nach Deutschland zurück. Noch immer halten sie sich so viel als möglich in der Nähe der Französischen Gränzen, theils, weil es ihnen an Gelde fehlet, weiter zu gehen, theils weil viele wirklich selbst jetzt noch unvernünftig genug sind, zu glauben, daß sie von einem Monathe zum andern ihren Rückzug in ihr Vaterland werden machen können.

Die Bisthümer Osnabrück und Münster, die Grafschaft Bentheim und diese sämtlichen Striche sind voll von Ausgewanderten, deren

manche bey westphälischen Bauern wohnen und bey ihnen an die Kost gehen. Man hat mir von Frauenzimmern von hohen Stande erzählet, die durch Spinnen die armselige Summe gewinnen, die sie an den Bauer entrichten. Das Elend einiger derselben ist in diesen Gegenden unaussprechlich. Auf allen Postwagen, welche offen sind und Tag und Nacht reißen, sahe ich anständig gekleidete Frauenzimmer, und viele hatten kleine Kinder bey sich, die, so wie ihre Mütter, keinesweges eine Bedeckung hatten, die sie gegen das Ungestüm der gegenwärtigen Jahreszeit und Witterung sichern konnte.

Viele dieser Unglücklichen wenden sich nach England, weil sie glauben, es sey das Land, wo man alle Französische Emigranten ernähren müsse. Welchem Ungemach sind sie nicht schon auf ihrer Reise durch dieses Holland ausgesetzt, wo der ärmere Theil solcher Menschen oft nicht einmahl ein Obdach findet, weil alle öffentliche Häuser voll sind. Ich habe mehrere derselben diesen ganzen Nachmittag hier vor der Thüre sitzen sehen, worunter sich eine mit einem

Kinde von etwan 2 Jahren befand, die alle auf die nächste Ueberfahrt nach England warten. Mehrere wurden nicht nur ab, sondern mit Härte und Grobheit zurück gewiesen.

Wie ich Ihnen schon gesagt habe. Holland wird eine schlechte Vertheidigung gegen die Franzosen machen! Zwar habe ich auf meinem Wege hierher große Anstalten gesehen, besonders zwischen Utrecht und Gouda, wo man einen langen Strich Landes befestiget und die Werke bey Montfort und Oudewater ausgebessert hat; zwar macht die Oranische und Englische Armee grosse Vorbereitungen; allein ich fürchte, es wird Alles vergebens seyn. Wie kann der Soldat Muth, oder Interesse haben, ein Land zu vertheidigen, dessen reiche Einwohner, wenn sie nicht für die Französ. Partey sind, er schaarenweiße ausziehen sieht? Selbst die Engländer, die viele Jahre lang in Holland wie Einheimische gelebt haben, nehmen ihren Abschied, oder haben ihn schon genommen. Mehrere große Häuser von Amsterdam warten auf das nächste Packetboot, und zu Rotterdam sagten mir einige dort etablirte Engländer, daß

sie jetzt in großer Unruhe wären, weil sie sich so eben damit beschäftigten, ihr Vermögen aus dem Lande zu schaffen.

Da ich Helvötsluys als das Ende der gemeinschaftlichen Wanderungen betrachte, die ich mit einem liebenswürdigen jungen Manne gemacht habe, so schließe ich diese Briefe mit einer Art von Rührung, die man allenfalls einem Freunde sehen läßt, die man aber gerne vor den Augen des Publikums verbirgt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler in den Wanderungen durch die Niederlande ꝛc.

Verbesserungen zum ersten Theil.

S. 7. Z. 9. statt Unhrungszweig, l. Nahrungszweige.
S. 14. Z. 6. und die ꝛc. dele und.
S. 22. Z. 14. statt Mathys, l. Messis.
S. 24. statt archidekdonische, l. architektonische.
S. 26. Z. 7. statt den, l. dem.
S. 30. Z. 14. statt einem, l. einen.
S. 34. Z. 1. Jahrhundrrts, l. Jahrhunderts.
Ibid. Z. 2. statt Nichts, l. nicht.
Ibid. Z. 10. statt Brüsseler, l. die Brüsseler.
S. 41. Z. 10. statt vor, l. von.
S. 42. Z. 9. statt kommen, l. gekommen.
S. 43. Z. 4. statt heben, l. haben.
Ibid. Z. 6. statt 10den, l. 10ten.
S. 53. Z. 7. vom Ende, statt den, l. der.
S. 66. Z. 2. statt andrer, l. anderer.
S. 67. Z. 6. statt Orten, l. Forts.
Ibid. letzte Zeile, statt und, l. oder.
S. 79. Z. 18. statt Apothoese, l. Apotheose.
S. 82. Z. 2. vom Ende, statt so l. sehr.
S. 90. Z. 4. statt Einrichtung, l. Einrichtungen.
S. 100. Z. 4. vom Ende, dele und.
S. 101. Z. 4. vom Ende, den natürlichen, l. natürlich.
S. 102. letzte Zeile, statt daß, l. das.

S. 124. Z. 12. statt ädler, l. edler.
Ibid. Z. 15. statt den, l. dem.
Ibid. Z. 4. vom Ende, statt daß, l. das.
S. 129. Z. 9. statt die, l. den.
Ibid. Z. 11. statt die, l. den.
S. 130. Z. 16. statt mänchische, l. mönchische.
S. 139. Z. 9. statt wird, l. wie.
Ibid. Z. 14. statt dem Pferln, l. den Pferden.
S. 140. Z. 4. vom Ende, statt der, l. den.
S. 143. Z. 8. vom Ende, statt Gelegenheit, l. Gleichheit.
S. 144. Z. 2. statt Wagen, l. Wege.
Ibid. Z. 14. statt Landmann, l. Landammann.
S. 147. Z. 8. statt zurückgemacht, l. gelegt.
Ibid. Z. 10. dele dem.
Ibid. Z. 3. vom Ende, statt ihn, l. welche.
S. 154. Z. 10. statt einen, l. einem.
Ibid. Z. 2. vom Ende, statt welcher, l. welche.
S. 164. Z. 4. statt Wallerstadt, l. Wallenstadt.
Ibid. Z. 10. statt Wallerstadt, l. Wallenstadt.
S. 165. Z. 8. vom Ende, statt dem, l. den.
S. 171. Z. 11 und 12. statt gegen, l. gehen.
S. 176. Z. 6. statt Pantenbrücker, l. Pantenbrücke.
S. 191. Z. 6. vom Ende, statt wir ermübet waren, l. wie wenig ermüdet waren.
S. 192. Z. 10. statt Uri, l. Altorf und am Steg.
S. 204. Z. 1. statt letztern, l. letztere.
S. 209. Z. 1. statt Alpuncher, l. Alpnacher.
S. 209. Z. 10. statt der, l. den.
S. 210. Z. 6. statt von, l. vom.
S. 216. Z. 1. statt daß, l. das.
S. 235. Z. 9. statt sieh, l. sieht.
Ibid. Z. 12. statt Hezen, l. Herzen.

S. 238. Z. 9. vom Ende. statt, und zu lang-
ten, l. zu und langten.
S. 253. Z. 9. vom Ende. statt daß, l. das.
S. 257. Z. 2. vom Ende, statt Gotthardt,
l. Bernhardt.
S. 265. Z. 4. vom Ende, statt in England,
l. Großbrittannien.
S. 274. Z. 1. statt walche, l. welche.
S. 282. Z. 4. statt brachten, l. brachte.
S. 283. Z. 7. vom Ende, statt eins, l. einst.
Ibid. Z. 6. vom Ende, statt ausmachen, l.
ausmachten.
S. 286. letzte Z. statt und die, l. und dieser.
S. 293. Z. 1. statt Cope, l. Coxe.
S. 312. Z. 5. vom Ende, statt sehen, l.
sahen.
S. 314. Z. 12. statt in ganzem, l. im ganzen.
S. 321. Z. 2. statt Dunis, l. Tunis.
S. 331. Z. 3. vom Ende, statt Kölkern, l.
Völkern.
S. 332. Z. 10. statt da, l. ja.
S. 393. Z. 5. vom Ende, statt daß, l. das.
S. 403. Z. 7. statt anders, l. anders fand.
S. 405. letzte Zeile, statt rechte, l. recht.
S. 409. Z. 13 statt an, l. in.
S. 415. Z. 6. statt Edikette, l. Etikette.
S. 417. Z. 2. vom Ende, dele er.
S. 422. Z. 2. statt Italien und, l. Italien, und
Ibid. Z. 12. statt drei, l. drey.
Ibid. Z. 15. statt bei l. bey.
S. 423. Z. 1. statt hatten, l. hatte.
Ibid. Z. 9. statt u, l. und.
S. 424. Z. 3. statt wider, l. wieder.
S. 431. Z. 1. die Worte: „um sie für
ihre Schweine nach Hause

zu tragen" sollten am Ende der 429sten Seite stehen.

S. 432. Z. 11. statt jetzz, l. jetzt.

S. 438. Z. 6. statt den, l. dem.

Ibid. Z. 9. vom Ende, statt Klopffechter, l. Klopfechter.

S. 343. Z. 9. statt reifenden, l. reizenden.

Ibid. Z. 9. vom Ende, statt in, l. im.

Ibid. Z. 3. vom Ende, statt les, l. leo.

S. 444. Z. 5. statt cubisch, l. cubische.

S. 446. Z. 3. statt Pistoria, l. Pistoja.

Ibid. Z. 3. vom Ende, start storia, l.

S. 455. Z. 6. statt Gebürgen, l. Gebirgen.

S. 456. Z. 4. vom Ende, statt Schutz, l. Schuh.

S. 460. Z. 4. statt planta, l. pianta.

Druckfehler im 2ten Theil der Wanderungen ꝛc.

S. 3. Z. 3. statt ftelice, l. felice.
Ibid. Z. 7. statt Trajani, l. Trajana.
S. 5. Z. 6. statt gerne, das, l. gerne das.
Ibid. Z. 8. vom Ende statt Päpstler, l. Päpste her.
S. 7. Z. 13. statt tonaus, l. tonans.
S. 8. Z. 14. vom Ende, statt den die, l. der die.
Ibid. Z. 11. vom Ende statt denn, l. dann.
Ibid. Z. 2. vom Ende, statt Sorta, l. Storta.
S. 11. Z. 7. statt stunden, l. standen.
S. 12. Z. 6. statt Aegyptischen, l. Aegyptischem.
Ibid. Z. 9. vom Ende statt grosse, l. große.
Ibid. Z. 7. vom Ende statt Aegyptischen, l. Aegyptischem.
S. 14. Z. 8. statt wax, l. war.
S. 18. Z. 7. statt S. P. A. R., l. S. P. Q. R.
S. 19. Z. 16. statt iener, l. jenen.
S. 20. Z. 2. vom Ende, statt Rumulum, l. Romulum.
S. 21. Z. 2. Scaurus, l. Scauros.
S. 25. Z. 9. statt wie wan, l. wie man.
Ibid. Z. 3. vom Ende, statt Hauße, l. Hause.

S. 27. Z. 1. statt der, l. der der.
Ibid. Z. 15. statt mit den, l. mit der.
S. 28. Z. 15. statt maxima, l. massima.
S. 31. Z. 2. statt eines (,) mache ein (.)
S. 33. Z. 2. vom Ende, mit dem rc. dele dem.
S. 36. Z. 9. statt entsprung, l. entsprang.
S. 40. Z. 9. vom Ende, Ja man, sagt mir rc. dele daß.
S. 42. Z. 9. vom Ende, statt ihm, l. ihn.
S. 44. Z. 5. vom Ende, statt Saujoctonos, l. Sauroctonos.
S. 45. Z. 4. statt in, l. im.
S. 49. Z. 12. statt weisen, l. weisem.
S. 51. Z. 6. statt Crustumarium, l. Crustumerium.
S. 52. Z. 15. statt Tiroli, l. Tieoli.
Ibid. die Worte Vides ut alta stet nive etc. gehören gar nicht hierher, und müssen ausgestrichen werden.
S. 68. Z. 16. statt keinem, l. keinen.
S. 69. Z. 4. vom Ende, statt eigenen, l. eigenem.
S. 81. Z. 3. statt Coriolaus, l. Coriolans.
Ibid. Z. 4. statt Aei's, l. Acis'.
S. 83. Z. 14. statt, nach englischem Gebrauche spät gehaltenem, l. von dem nach englischen Gebrauche spät gehaltenen.
S. 87. Z. 10. vom Ende, statt denn, l. dann.
S. 90. Z. 1. statt einem, l. einen.
Ibid. Z. 10. statt, an dem man eine rc. l. an dem man Gesellschaft auf eine rc.
S. 94. Z. 9. vom Ende, statt alsdenn, l. dann.
S. 102. Z. 9. statt Cerracina, l. Terracina.

S. 105. Z. 1. statt Sei Weg, l. Sein Weg.
S. 119. Z. 10. vom Ende, statt daß, l. das.
Ibid. Z. 4. vom Ende, statt Mythen, l. Myrthen.
S. 120. Z. 4. vom Ende, statt Tinoli, l. Tivoli.
S. 123. Z. 8. vom Ende, statt sosderbar, l. sonderbar.
S. 124. Z. 8. vom Ende, statt vatillum, l. batillum.
S. 126. Z. 14. statt Gauta, l. Ganta.
S. 129. Z. 15. statt die, l. der.
S. 130. Z. 3. vom Ende, statt schiffbarem, l. schiffbaren.
S. 132. Z. 4. statt den, l. der.
S. 134. nach Z. 15. adde: für einen König von Neapel.
S. 138. Z. 6. statt auch, l. nicht.
Ibid. Z. 3. vom Ende, statt denn, l. dann.
S. 139. Z. 9. vom Ende, statt welche, l. welcher.
S. 142. Z. 4. statt herrlich, l. herrliche.
S. 148. Z. 2. vom Ende, Herkulanum, l. Herkulaneum.
S. 150. Z. 11. statt füx, l. für.
S. 153. Z. 7. nach den Worten „wie ihm wolle" adde: so viel ist bekannt.
S. 154. Z. 5 und 6. nach Wochen, adde: so.
S. 159. Z. 9. statt königliche, l. königlichen.
S. 161. Z. 9. statt von Aetna, l. vom Aetna.
S. 162. Z. 3. vom Ende, statt Viscomt, l. Viscount.
S. 167. Z. 7. statt Knigt, l. Knight.
S. 170. Z. 2. vom Ende, statt Stabia, l. Stabiá.
S. 179. Z. 7. statt Bocoli, l. Bauli.
S. 180. letzte Z. statt Luciniſchen, l. Lucriniſchen.

S. 181. 6. vom Ende statt neuen, l. neun.
S. 184. Z. 14. nach einschließt; muß bloß ein Comma seyn.
Ibid. Z. 15. statt Betrachtung, l. Bedeutung.
S. 185. vorlezte Zeile, statt Gueta, l. Gaeta.
S. 187. Z. 13. statt herab, l. hinab.
S. 199. Z. 9. statt dieser, l. dieses.
Ibid. Z. 10. statt er, l. es.
S. 200. Z. 4. vom Ende, statt Graben, l. Garten.
Ibid. vorletzte Z. statt häutigen, l. heutigen.
S. 201. Z. 7. vom Ende, l. auf folgende Art: Krankheit nicht: und die θηλειαι νοσος, von der Herodotus rc.
S. 203. Z. 3. statt edlerm, l. edlern.
S. 205. Z. 6. statt oeltrum, l. oestron.
Ibid. Z. 5. vom Ende, statt dieser, l. dieses.
S. 208. Z. 8. vom Ende, statt Tempei, l. Tempel.
S. 209. Z. 8. vom Ende, statt Pliethen, l. Plinthen. (n)
S. 210. Z. 5. Statt den, l. dem.
S. 214. letzte Z. statt in, l. im.
S. 215. Z. 4. statt dem, l. den.
S. 216. Z. 6. statt Fleischspeisen, l. Fleischspeisen.
S. 220. Z. 1. dele das, oder l. und das.
S. 221. Z. 7. statt einen, l. einem.
S. 227. Z. 4. vom Ende, statt dem, l. den.
S. 230 Z. 5. statt Curatier, l. Curiatier.
S. 231. Z. 6. statt Gewölbe, l. Gewölben.
S. 234. Z. 5. statt diesen, l. diesem.
S. 238. Z. 8. statt Oration l. Ovation.
S. 240. Z. 7. statt Bovillac, l. Bovillae.

S. 245. Z. 10. statt denn l. dann.
S. 251. Z. 2. statt weichen l. welchem.
S. 253. Z. 5. vom Ende, statt Aeqva l. Acqva.
Ib. letzte Z. statt Aeqva l. Acqva.
S. 258. Z. 5. statt Archidektur l. Architektur.
Ib. Z. 10. statt das l. das.
S. 260. Z. 16. statt, und fand, l. und ich fand
S. 262. Z. 10 statt petabis l. potabis.
S. 264. Z. 6. vom Ende, statt Vico varo l. Vicovaro.
S. 270. Z. 9. statt einen l. einem.
S. 275. Z. 12. statt Barbarini l. Barberini.
S. 277. Z. 7. statt Den l. Dann.
S. 278. Z. 10. statt Palestria, l. Palestrina.
S. 280. Z. 14 statt Sie l. So.
S. 281. Z. 5. vom Ende; statt ihm l. ihn.
S. 283. Z. 10. vom Ende, statt diesen l. diesem.
S. 285. Z. 5. statt della l. delle.
S. 290. Z. 3. vom Ende, statt aller Arten, l. aller Staaten.
S. 293. Z. 2. statt war l. was.
S. 295. Z. 14. Nach den Worten „Zehn Meilen von Perugia" adde: ligt der See.
S. 297. Z. 6. statt Acona l. Ancona.
Ibid. Z. 7. statt Ach l. Auch.
S. 298. Z. 9. statt Bretto l. Loretto.
Ibid. Z. 14. statt Bretto l. Loretto.
S. 303. Z. 6. statt Pesano l. Pesaro.
S. 304. Z. 2. vom Ende, statt „Auch ich ist sie wohl" l. Auch ist sie so wohl.
S. 309. Z. 1. statt Milanischen l. Milanesischen.
S. 324. Z. 1. statt endigte l. endigt.
S. 325. Z. 3. statt „ist den" l. ist denn.

S. 340. Z. 4. statt nicht l. nichts.
S. 345. Z. 5. vom Ende, statt denn l. dann.
S. 349. letzte Z. statt da l. daß.
S. 357. Z. 1. statt Wer, l. Wenn man.
S. 362. Z. 10. vom Ende, statt denn, l. dann.
S. 364. Z. 6. statt Zuchthause, l. Zeughause.
Ibid. Z. 7. vom Ende, nach den Worten, „über den Rath der" adde: Zehner und über den der"
S. 370. vorletzte Z. statt Coruaro, l. Cornaro.
S. 378. letzte Z. statt dem, l. den.
S. 395. Z. 2. statt Merdenfels, l. Werdenfels.
S. 401. Z. 8. statt Ovido, l. Guido.
Ibid. Z. 9. statt, „und in," l. und im.
S. 418. Z. 10. statt Hallain l. Hallein.
Ibid. letzte Z. statt Bergtesgad, l. Berchtesgaden.
S. 424. Z. 3. vom Ende, statt eine l. einer.
S. 436. Z. 6. vom Ende, statt sich wohl seyn, l. es sich wohl seyn läßt.
S. 441. Z. 5 und 4. vom Ende, statt wovon ich ihm, l. wodurch ich ihn.
S. 446. Z. 8. statt vereinigte, l. reinigte.
S. 449. Z. 3. vom Ende, statt Mazarische, l. Mazarinische.
S. 463. Z. 5. vom Ende, statt den, l. dem.
S. 464. Z. 4. vom Ende, statt Junii, l. July.
S. 467. Z. 7. vom Ende, statt zusammenbrachten, l. zusammenbrachte.
S. 469. Z. 9. vom Ende, statt Wagen, l. Wege.
S. 470. Z. 14. statt einen, l. einem.
S. 474. Z. 13. statt Nauburg, l. Neuburg.
S. 477. Z. 14. statt Cazaroni, l. Lazaroni.
S. 481. Z. 9. vom Ende, statt Anglese, l. Inglese.

S. 488. Z. 11. statt Individuum, l. Individuen.
S. 490. Z. 7. statt welchen, l. welcher.
S. 494. Z. 10. vom Ende, statt, etwan bey, l. etwan die bey.
S. 495. Z. 4. vom Ende, statt Wie, l. Wer.
S. 511. Z. 2. statt nur, l. mir.
S. 511. Z. 9. statt Pauloo, l. Vauloo.
S. 512. Z. 5. vom Ende, statt manchen, l. manchem.
S. 519. Z. 12. statt denn, l. den.
Ibid. Z. 7. vom Ende, statt Arten, l. Orten.
S. 520. Z. 8. vom Ende, statt Unzeiten, l. zu unsern Zeiten.
Ibid. Z. 4. vom Ende, statt Löhrschens, l. Löhrschen.
S. 522. Z. 14. statt Artikeln, l. Arbeiten.
Ibid. Z. 4. vom Ende, statt Richtung, l. Stiftung.
S. 527. Z. 3. statt Hars, l. Haus.
Ibid. Z. 9. vom Ende, statt herauswuchsen, l. heranwuchsen.
S. 530. Z. 13. statt sahe, l. sehe.
S. 534. Z. 9. statt nähmliche, l. nähmlich.
S. 535. Z. 12. statt sonst aufmerksam, l. sonst etwas aufmerksam.

16. Dez. 19

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob, 1755-1805

Wanderungen durch die Niederlande, Deutschland, die Schweiz und Italien in den Jahren 1793 und 1794

Bd.: 2. - XVI, 572 S., 4 Bl.

Leipzig 1796

It.sing. 511 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467215-5
VD18 11051485-003